# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Stuttgart ... Schönlein.

... Schönlein.

## Bezugs-Bedingungen.

Die mit gegenwärtigem Bande ihren **achten Jahrgang 1884** beginnende

# Bibliothek
der
# Unterhaltung und des Wissens

erscheint vollständig in **13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden mit Golddrücken und Deckelpressung.** Jeder Band besitzt einen Umfang von 16 Bogen.

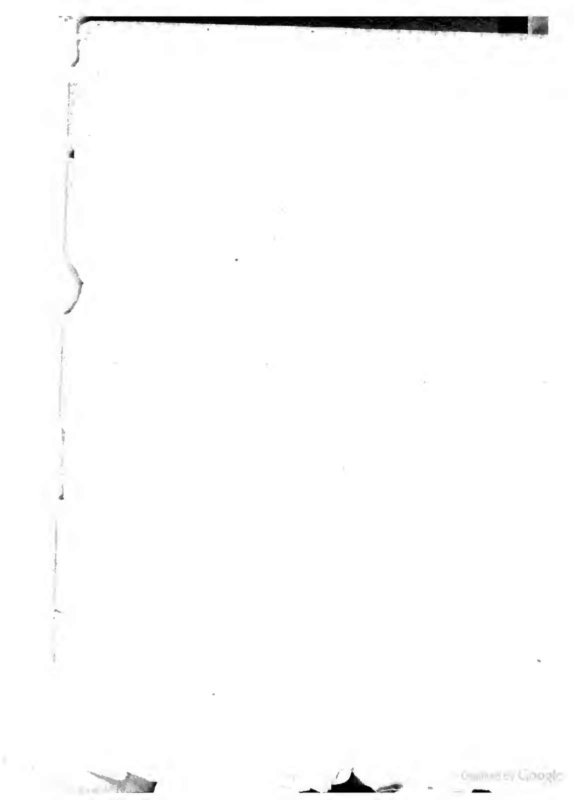
Um die Anschaffung auch dem wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

## nur 75 Pfennig pro Band.

Indem wir zu recht zahlreicher Betheiligung am Abonnement c' den neuen Jahrgang hiermit freundlichst einladen, bitten wir nu' noch, wenn durch irgend welche Umstände **Unterbrechungen im Empfange der Bände** eintreten und letztere von der bisherigen Bezugsquelle nicht mehr zu erlangen sein sollten, sich an **eine beliebige** nächstgelegene Buchhandlung, oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expeditor, Colporteur &c. mit dem Ersuchen zu wenden, die ferneren Bände zu besorgen. Dieser Wunsch wird stets gern und sofort erfüllt werden, und liegen nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege, da unterzeichnete Verlagsbuchhandlung mit **allen** Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz **und des Auslandes** in Verbindung steht. Es gilt dies **besonders für den Fall,** daß die Zusendung der Bände ausbleibt, nachdem **man den ersten Band** durch einen **Subscribentensammler erhalten.**

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:

**Hermann Schönlein.**



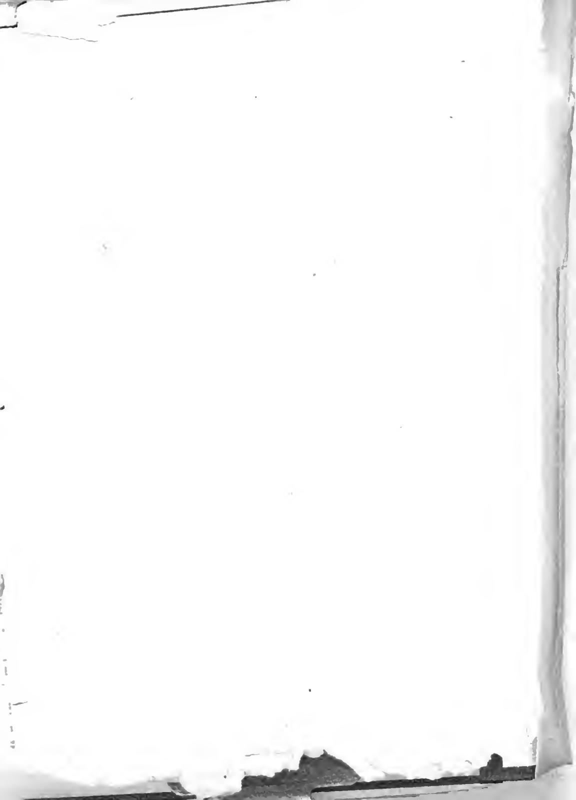
# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.



# Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.


Seite

Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß . . . 5

Auf der Hochzeitsreise. Novelle von Fedor v. Zobeltitz . . . . . . . . . . . . . 108

Franziska von Rimini. Von Schmidt-Weißenfels 185

Die schwarzen Kabinette. Ein dunkles Blatt aus der Kulturgeschichte. Von Theodor Winkler . . 197

Die Nachtseite der menschlichen Seele. Von Paul Tunsch . . . . . . . . . . . . . 209

Eine Episode aus der Chronik der Stadt Bingen. Historische Skizze von Franz Eugen 222

Jerusalem einst und jetzt. Ein Bild aus der Vergangenheit und der Gegenwart des heiligen Landes. Von Hasso Harden . . . . . . . . . . . 233

Mannigfaltiges:

Ein opferwilliger Freund . . . . . . . . . 249

Badenfahrten und Badenschenken . . . . . . 251

Ein ehrliches Transparent . . . . . . . . . 253

Die Namengebung bei der Taufe &c. . . . . 254

Von Christian Daniel Friedrich Schubart &c. . . 255

# Klippen des Glücks.

## Roman

von

**Adolph Streckfuß.**



### 1.

Dort, wo in dem prachtvollen Föhren- und Buchenwalde, weit abseits von der den Wald durchschneidenden Landstraße, eine kleine nur mit kurzem Gras bewachsene Lichtung sich öffnet, lag mit unter dem Kopf zusammengeschlagenen Armen ein junger Mann im wachen Träumen. Er hatte sich zur Ruhe ein reizendes Plätzchen ausgesucht, so still, so abgelegen von den vielen den Wald durchkreuzenden Fuß- und Fahrwegen, daß er ganz ungestört träumen konnte. Der weiche Rasenboden bildete die bequemste Lagerstätte; die zu einem grünen Baldachin sich hoch über dem Liegenden zusammenschließenden Zweige der mächtigen Buche, an deren Fuß er sich in's Gras gebettet hatte, schützten ihn vor den glühenden Strahlen der Mittagssonne.

Eine tiefe, durch das leise Summen fliegender Insekten nicht gestörte Stille herrschte im Walde; selbst die Vögel,

die Morgens so lebhaft zwitschernd und so fröhlich singend durch die Zweige huschten, hatten sich in der heißen Mittagsstunde ein schattiges Ruheplätzchen gesucht; schmachtete doch jede Kreatur nach Ruhe und Erfrischung an jenem glühenden Julitage.

Auch der junge Mann wäre wohl der Ruhe, nicht des Körpers, sondern des Geistes bedürftig gewesen, aber gefunden hatte er sie nicht. Er schlummerte nicht, die dunkeln Augen schauten weit geöffnet mit unruhigen, wirren Blicken empor in das endlose lichte Blau des wolkenlosen Himmels, bis der flimmernde Glanz ihnen Schmerz verursachte.

„Wie langweilig, wie unerhört grauenhaft langweilig!“ murmelte der Träumer, sich aus seiner bequemen Stellung halb erhebend und das Haupt auf die Hand stützend, während der Ellenbogen auf dem Rasen ruhte. „Dieser tödtlich langweilige, lichte, glänzende blaue Himmel ist ein Bild meines eigenen langweiligen Lebens. Nur Licht und Glanz, das ist nicht zu ertragen! Wenn der Himmel mit dunkeln Wetterwolken bedeckt wäre, wenn Blitz auf Blitz niederzuckte, der Donner rollte und der Sturm raste, dann hätte man sich doch wenigstens im letzten Augenblick noch mit Vergnügen eine Kugel durch den Kopf geschossen, und ein prasselnder Donnerschlag hätte dem Sterbenden das Grablied gesungen! Aber nein! Auch das soll nicht sein! Ich soll sterben, wie ich gelebt habe, umgeben von dem langweiligen, geisttödtenden Sonnenglanz. Auch gut! Es ist der würdige Abschluß eines nichtssagenden, nichtsnutzigen, ek'len Lebens. Komm hervor Du einziger, lieber,

zuverlässiger, treuer Freund! Es ist Zeit, daß wir ein Ende machen."

Er zog aus der Brusttasche einen sehr eleganten, reich verzierten Revolver und betrachtete ihn mit liebendem Blicke.

„Du hast mir manche lange Stunde verkürzt! Hätte ich nicht Dich und mein Pianino gehabt, dann würde ich wohl schon längst den heutigen letzten Weg eingeschlagen haben. Es bot doch immerhin ein gewisses Interesse, aus der Herzen-Sechs die Herzen herauszuschießen, eines nach dem andern.

Man ärgerte sich, daß es nicht gelingen wollte, alle gleich glatt zu treffen. Ein nichtsnutziges, albernes Lebensziel war's freilich, aber es war doch immerhin ein Ziel, und nun es erreicht ist, erscheint es mir so fade und langweilig, wie alles Andere. Heute sollst Du so sicher, wie die Herzen in der Karte, mein eigenes Herz treffen! Oder nehmen wir den Kopf? Es ist wohl praktischer! Ein unwillkürliches kleines Zucken der Hand könnte die Kugel beim Herzen vorbeiführen; aber wenn ich die Läufe an die Schläfe setze, sie fest andrücke und dann den Stecher fasse, ist die Wirkung unfehlbar. Drei bis vier Kugeln dringen in das Hirn, sie müssen einen augenblicklichen Tod geben. So wollen wir es machen!"

Er untersuchte den Revolver und überzeugte sich, daß die Ladung in Ordnung sei, mit peinlicher Sorgfalt ging er dabei vor, seine Hand zitterte nicht, sein Blick war klar und sicher. Mit einem Lächeln der Befriedigung schaute er die kleine Waffe an.

„Du wirst Deine Pflicht thun, wie Du sie immer gethan hast. Daß es nicht Deine Schuld war, wenn nicht jedes Herz in den Karten getroffen wurde, hast Du bewiesen. Damals wollte wohl der ungeschickte Schütze Dir die Schuld aufbürden, die seine eigene ungeübte Hand trug, als aber die Hand sicher war, wurde jedes Herz unfehlbar in der Mitte durchbohrt."

Er hob den Revolver, noch einmal schaute er sich rings um, mit einem Blick nahm er das Bild seiner ganzen Umgebung in sich auf. „Ein schöner Platz für mein letztes Werk! Hier unter dem dichten Blätterdach, weich in das Gras gebettet, wird die Leiche ruhen. Wie lange wird es wohl dauern, bis man den Körper findet? Vielleicht Tage, vielleicht Wochen oder Monate, denn hieher verirrt sich wohl nicht leicht ein menschlicher Fuß. Ich möchte wohl wissen, was man in Berlin sagen wird, wenn in den Zeitungen gemeldet wird: ‚Heute wurde endlich die Leiche des seit acht Tagen, vierzehn Tagen, zwei Monaten verschwundenen Egon v. Ernau aufgefunden u. s. w.', natürlich mit einer langen, ganz ausführlichen Beschreibung des Thatbestandes, des Ortes, wo sie gefunden, ihrer Lage, ihrer Kleidung. Je mehr Zeilen, desto mehr verdient ja solch' armer Teufel von Zeitungsschreiber. Ich gönne es ihm, ich nütze dann wenigstens durch meinen Tod noch einem Menschen auf der Welt. Und wenn dann die Nachricht von Mund zu Mund fliegt! Es lohnte sich der Mühe, zu leben, um den Skandal mit anzuhören! Wie sie sich die hohlen Köpfe darüber zerbrechen werden, welcher Grund wohl den viel Beneideten in den Tod getrieben haben kann?

„Eine heimliche, unglückliche Liebe!“ so werden die Romandichter flüstern. „Sein Vater wollte ihn zwingen, ein hochadeliges Fräulein zu heirathen, in der Verzweiflung hat er sich das Leben genommen!“ Natürlich, irgend einen Grund muß doch ein Mensch haben, wenn er diesem erbärmlichen, langweiligen Leben entflieht! Die Thoren! Wenn es sich der Mühe verlohnte, überhaupt zu leben, weshalb hätte ich dann meinem Papa nicht den Willen thun sollen? Die oder jede Andere, es ist immer der gleiche langweilige Schwindel.“

Er hielt den Revolver in der halbgehobenen Hand, aber plötzlich ließ er diese sinken und aufhorchend richtete er sich in die Höhe.

Ein heller Ton unterbrach die Waldesstille, der Ton einer singenden Mannesstimme. Der Sänger, der mit einem klangreichen Tenor den Choral „Jesus meine Zuversicht“ angestimmt hatte, konnte sich nur in geringer Entfernung befinden.

Der junge Mann zog erzürnt die Stirn zusammen. „Verwünscht, das ist eine unwillkommene Ueberraschung!“ murmelte er. „Wenn ich jetzt schieße, hört es der verrückte Choralsänger, und dann? Dann wird der prächtige Skandal in Berlin verdorben; die Leiche wird sogleich gefunden, und morgen schon weiß es die ganze Stadt. Nein, die guten Leute sollen sich erst eine Zeit lang die Köpfe darüber zerbrechen, wo ich geblieben. Mein Herr Papa muß doch Gelegenheit haben, zu zeigen, welch' zärtlich besorgter Vater er ist. Wir müssen uns einen anderen, besseren, noch weiter entlegenen Platz aussuchen, vorher aber wollen

wir doch einmal sehen, wo denn eigentlich der Choralsänger steckt. Er scheint sich auch hier im Walde etablirt zu haben, denn die Stimme ertönt fortwährend von demselben nicht fernen Ort her, der Sänger verändert also seinen Platz nicht."

Der junge Mann setzte den Hahn des Revolvers in Ruhe, steckte die kleine Waffe in die Brusttasche des höchst eleganten Sommerüberziehers, dann erhob er sich vollends und ging langsam, dem Ton der Stimme des Sängers folgend, durch den Wald.

Es wurde ihm nicht ganz leicht, sich einen Weg durch das unter den nicht zu gedrängt stehenden hohen Buchen und Föhren üppig wuchernde, aus Haselsträuchen und jungem Buchennachwuchs bestehende Unterholz zu bahnen, um so mehr, da er sich bemühte, ganz geräuschlos vorzudringen. Er wollte den Sänger beobachten, ohne selbst bemerkt zu werden, da kam er denn nur langsam vorwärts und es dauerte einige Minuten, ehe er sein Ziel erreichte.

Immer dem Ton der Stimme folgend war er vorgedrungen bis zur Waldgrenze, nur ein dichtes Haselgebüsch verdeckte ihm noch die Aussicht, als er aber vorsichtig die Zweige auseinanderbog, gewann er einen Ueberblick über ein eigenartiges liebliches Landschaftsbild. Er überschaute einen von dichtem Gebüsch eingerahmten kleinen Rasenplatz, der auf der entgegengesetzten Seite jäh abfiel zu einem mäßig großen, vielleicht acht bis zehn Fuß tiefer liegenden See. Jenseit des See's breiteten sich im üppigsten Grün prangende weite Wiesenflächen aus, die von dunklem Hochwald umrahmt waren.

Nur einen flüchtigen Blick widmete der junge Mann dem hübschen Landschaftsbild, viel interessanter war ihm der Sänger, den er jetzt nur wenige Schritte entfernt vor sich sah.

Dicht an dem schroff zum See abfallenden Rande des Rasenfleckes kniete, den langen Oberkörper starr emporgerichtet, die knochigen gefalteten Hände zum Himmel emporhaltend, der Choralsänger, der, ohne den Lauscher zu bemerken, mit volltönender Stimme seinen Gesang fortsetzte. Er war ein noch junger Mann, der wohl kaum älter als etwa sechsundzwanzig Jahre sein mochte, aber den welken, schlaffen Zügen des bartlosen Gesichts fehlte ganz die jugendliche Frische, so daß man versucht war, den Mann für viel älter zu halten, als er wirklich war. Er hatte das Gesicht gen Himmel gerichtet, mit zwei großen, dunkelbraunen, weit hervortretenden, ausdruckslosen Augen schaute er stieren Blickes zum flimmernden blauen Aether empor. Den großen, fleischigen Mund hatte er weit geöffnet, während er aus voller Brust den letzten Vers des Chorals sang.

Schön war der Sänger wahrlich nicht, aber noch häßlicher, als er war, erschien er durch die unpassende, ihm um den Leib schlotternde schwarze Kleidung. Ein altmodischer schwarzer Frack, dessen lange spitze Schöße wie ein Schwanz hinter ihm auf dem Rasenboden lagen, hing unordentlich von dem knochigen Körper nieder, schwarze Beinkleider, eine schwarze, vorn aufgeschlagene Weste, die ein Hemd von zweifelhafter Weiße sehen ließ, eine hohe, abgeschabte, schwarzseidene Halsbinde, aus welcher zwei

mächtige Vatermörder, das bartlose Kinn einrahmend, hervorragten, bildeten den Anzug des sonderbaren Menschen; ein hoher, sehr schäbiger Cylinderhut vervollständigte denselben.

Der Choral war zu Ende, der Sänger aber veränderte seine Stellung nicht, er hielt noch immer die Hände gefaltet zum Himmel empor. Einige Sekunden schwieg er, dann betete er mit tiefer, lauter Stimme das Vaterunser und daran schloß er ein eigenes Gebet. „Herr Gott im Himmel," so rief er, „in tiefster Noth flehe ich zu Dir, ein reuiger Sünder! Vergib mir meine Schuld, vergib mir, daß ich untreu war, daß ich mich verführen ließ zum frevelhaften Spiel! Vergib mir, was ich gethan und was ich thun will. Nimm den Reuigen auf in Dein herrliches Himmelreich. Amen!"

Nachdem das Gebet vollendet war, sprang er plötzlich auf, mit einem schnellen Schritt trat er vor an den zum See abfallenden Rand des Rasenfleckes; er achtete nicht darauf, daß ihm dort der unförmige schwarze Hut vom Kopf fiel und über das Gras fortrollte, die gefalteten Hände über den Kopf erhebend, beugte er sich weit vor, mit stierem Blick schaute er hinunter in das von einem sanften Winde leicht gekräuselte tief grüne Wasser des See's.

„Herr Gott vergib mir!" rief er noch einmal, dann stürzte er sich kopfüber in den See.

Mit größter Verwunderung hatte bisher der Lauscher den Betenden beobachtet, er hatte kein Glied gerührt, um nicht durch ein leises Geräusch seine Anwesenheit zu ver-

rathen, jetzt aber, da das Gebet einen so unerwarteten Abschluß fand, drängte er sich schnell durch das dichte Gebüsch. Im nächsten Moment stand er auf derselben Stelle, von welcher der Sänger sich herabgestürzt hatte, und während er mit scharfem Auge ausspähte nach dem im Wasser Verschwundenen, warf er schnell Hut, Ueberzieher und Rock ab.

Dort wirbelte noch das Wasser, dort bildete es große Kreise, dort war der Sänger hineingestürzt, dort zeigte sich unter der grünen Fluth ein dunkler Körper.

Mit spähendem Blick schaute der junge Mann um sich, seine Augen suchten nach einer flachen Stelle am Ufer, an welcher ein Schwimmer leicht zum Land emporklimmen konnte; kaum zehn Schritte zur Linken sah er eine solche, im nächsten Moment schlugen auch über seinem Kopf die Wogen des See's zusammen.

Er war ein geübter Schwimmer, schon einmal vor Jahren, als er noch ein halber Knabe war, hatte er in der Schwimmschule einem Ertrinkenden das Leben gerettet, damals mit Gefahr des eigenen Lebens, denn im Todeskampfe hatte der Versinkende sich an ihn geklammert und ihn in der freien Bewegung gehemmt. Daran dachte er, indem er niedertauchte, und als er nun, sich schnell wieder emporarbeitend, den dunkeln Körper dicht vor sich sah, gab er diesem nur einen kräftigen Stoß nach der Richtung hin, in welcher die flache Uferstelle lag. Mit ruhiger Besonnenheit hütete er sich vor der Umklammerung durch den im Wasser wild um sich Schlagenden, er hielt sich außer dem Bereich der Arme desselben und stieß ihn nur vor sich her, während er der Landungsstelle zuschwamm. Erst als

er Grund unter den Füßen fühlte, packte er mit kräftiger Faust den sich heftig Sträubenden am Arm und zog ihn dem Ufer zu, im nächsten Moment hatte er ihn an's Land gezogen, das leichte Rettungswerk hatte kaum eine Minute Zeit in Anspruch genommen.

Eine Weile lag der Gerettete keuchend im Sande, dann sprang er auf und schaute mit einem wirren, stieren Blick seinen Retter an, der ruhig, ihn mit großem Interesse betrachtend, vor ihm stand. Der unglückliche Mensch sah jetzt noch seltsamer und häßlicher aus, als vorher, die langen schwarzen Haare hingen ihm in triefenden Strähnen über das bleiche Gesicht, der faltige Leibrock erschien, als er sich naß, eng an die schlotternden Glieder schmiegte, noch barocker als vorher.

„Warum ließen Sie mich nicht sterben?" rief der Gerettete, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Ein Lächeln zuckte um den Mund des jungen Mannes. „Sie haben Recht," erwiederte er, „ich habe eine große Dummheit begangen, das passirt mir übrigens immer, wenn ich dem Impuls des Augenblickes folge. Hätte ich mir die Sache ruhig überlegt, dann würde ich mir gesagt haben, dieser Herr ist des Lebens überdrüssig, er beendet es freiwillig, Du hast gar kein Recht, ihn in einer so verständigen Absicht zu stören. Ich würde mich dann auf den Uferrand dort oben gesetzt und Ihnen zugeschaut haben, wie Sie wieder aus dem Wasser aufgetaucht wären, nach Luft geschnappt hätten, um wieder zu versinken, abermals aufzutauchen und im letzten Moment vielleicht den krampfhaften Versuch zu machen, sich dies verabscheute Leben doch

zu erhalten, um dadurch indeß nur den Todeskampf zu beschleunigen. Sie wären dann hinabgesunken, um nicht wieder aufzutauchen, in diesem Moment lägen Sie vielleicht schon ganz ruhig und gemüthlich, nur noch ein wenig mit den Gliedern zappelnd, auf dem Grunde des See's. Ich habe durch meine Uebereilung mir ein ganz interessantes Schauspiel und Ihnen die Erfüllung einer sehr vernünftigen und löblichen Absicht gestört. Ich bitte Sie deshalb höflichst um Entschuldigung; aber ich denke, Sie können noch wieder gut machen, was ich schlecht gemacht habe. Wir haben nur wenige Schritte bis zu dem kleinen Hügel, von dem Sie Ihren Sprung in den See unternommen haben. Die Stelle war sehr geeignet und vortrefflich gewählt, denn hier ist das Wasser für Ihre Absicht zu flach. Lassen Sie uns zusammen nach dem Hügel hinaufsteigen. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie nicht zum zweiten Male stören, sondern mit dem größten Interesse zuschauen werde."

Die ruhigen Worte des jungen Mannes erfüllten den Zuhörenden mit einem tiefen Entsetzen, seine gefalteten Hände lösten sich, die Arme sanken schlaff am Körper herunter, seine hervortretenden braunen Augen wurden noch größer und traten noch weiter hervor. Schaudernd schüttelte er sich, als er die Schilderung seines Todeskampfes hörte, er zitterte an allen Gliedern, er fürchtete sich vor seinem Retter, der von dem Gräßlichen so ruhig, unbefangen und gleichgiltig sprechen konnte, und als ihm dieser nun gar den Vorschlag machte, noch einmal den Sprung in den See zu wagen, da ergriff ihn ein namenloses Grauen. Er trat

unwillkürlich einen Schritt zurück und die Hände wie zur Abwehr vorstreckend, rief er:

„Nein, nein, ich kann es nicht! Es war zu grausenhaft! Als das dunkle Wasser über mir zusammenschlug, als ich tiefer und tiefer sank, die Luft mir die Brust zu sprengen drohte, das Blut mir in den Schläfen pochte, da ergriff mich eine gräßliche Angst; ich kann es nicht zum zweiten Male thun."

„Wirklich? In der That, der Tod durch Ertrinken soll nicht angenehm sein; ich habe das schon einmal von einem Bekannten, der die Sache fast bis zum Ende durchgemacht hat, gehört. Man kämpft zu lange mit dem Tode, und dies mag wohl ein sehr unbequemes Gefühl sein. Ein Schuß durch den Kopf, dann ist es mit einem Male vorbei! Ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen, den ich Ihnen schulde, da ich Sie unbefugter Weise in Ihrer Absicht gestört habe. Dort oben auf dem Hügel liegt mein Ueberzieher, in dessen Brusttasche sich ein sechsläufiger Revolver befindet. Ich war eben im Begriff, mir ihn an die Schläfe zu setzen, als ich durch ihren Gesang gestört wurde. Ich brauche für mich nur zwei bis drei Schuß. Begleiten Sie mich nach dem Hügel hinauf, warten Sie, bis ich mein Werk vollendet habe, dann steht Ihnen mein Revolver mit Vergnügen zu Diensten. Was werden sich die Menschen wundern, wenn sie dann später die beiden Körper friedlich neben einander liegend finden! Welche sonderbaren Geschichten werden sie erzählen. Ein Duell ohne Zeugen oder anderes dummes Zeug! Schade, daß man nicht dabei sein kann, um es mit anzuhören. Kom-

men Sie, wir wollen der langweiligen Geschichte bald ein Ende machen."

„Ich kann es nicht, kann es nicht zum zweiten Male thun! O mein Gott, ich kann nicht leben und kann nicht sterben! Ich flehe Sie an, helfen Sie mir! Schießen Sie mich nieder mit Ihrem Revolver, ich kann es nicht selbst thun. Tödten Sie mich! Ich werde Sie dafür im Tode segnen!"

Er hatte sich auf die Kniee geworfen und rang verzweifelt die Hände, während er seinen Lebensretter anflehte, ihn zu tödten, der aber schüttelte mißmuthig den Kopf, als er erwiederte:

„Bedaure! Das Metier eines Scharfrichters konvenirt mir nicht; solche Geschäfte muß man eigenhändig oder gar nicht abmachen. Wenn Sie meinen Vorschlag nicht annehmen wollen, wird Ihnen nichts übrig bleiben, als weiter zu leben. Ich wünsche Ihnen dazu recht viel Vergnügen."

„O mein Gott, mein Gott, was soll ich thun? Ich flehe Sie an, helfen Sie mir, rathen Sie mir!"

„Wie könnte ich Ihnen rathen, da ich Sie gar nicht kenne und nicht weiß, aus welchen Gründen Ihre Verzweiflung stammt!"

„Ich will es Ihnen erzählen! Ich bin der unglücklichste aller Menschen! Sie haben mir das Leben gerettet, Ihnen will ich mein Elend, meine Schande anvertrauen!"

Der junge Mann schaute einen Moment sinnend vor sich nieder, dann sagte er:

„Meinetwegen, erzählen Sie mir! Eine Stunde früher

oder später, das ist gleichgiltig. Wir wollen uns hier in den Schatten auf das Gras setzen, dann mögen Sie mir Ihr Herz ausschütten und wenn ich Ihnen helfen oder rathen kann, soll es geschehen."

„Ist es nicht zu kühl im Schatten für uns mit den nassen Kleidern? Wir werden uns erkälten und einen Schnupfen bekommen."

Der junge Mann lachte hell auf, die seltsame Mischung von prosaischer Besorgtheit vor einem Schnupfen und von tiefer Verzweiflung amüsirte ihn.

„Gut, setzen Sie sich in die Sonne!" sagte er lachend, „ich wähle den Schatten, mir kann eine Erkältung nicht mehr schaden. Und nun, da wir beiden so sonderbar zusammengeführten Schicksalsgenossen friedlich nebeneinander lagern, weihen Sie mich ein in die dunkeln Geheimnisse Ihres Lebens. Sie sollen einen aufmerksamen Zuhörer an mir haben."

Er hatte sich im Schatten einer mächtigen Buche gelagert, während sein Gefährte sich einen Stein zum Sitz ausgesucht hatte und sich von der glühenden Sonne bescheinen ließ.

„So," meinte der Sänger, „trocknen die nassen Kleidungsstücke am besten; wenn man sie am Leib trocknen läßt, verlieren sie nicht an Façon." Er betrachtete dabei mit wehmüthigem Blick den triefenden schwarzen Leibrock, aus dessen schmalen langen Schößen das Wasser auf den Rasen niedersickerte. Von der Verzweiflung und Zerknirschung, von welcher er noch vor wenigen Augenblicken ganz beherrscht worden war, zeigte er keine Spur mehr,

sein einziges Denken und Streben war dahin gerichtet, sich einen recht angenehmen, für das Trocknen seiner Kleidungsstücke geeigneten Platz in der Sonne zurecht zu machen. Endlich fand er eine Stellung, welche ihm bequem war; den langen Oberkörper vorn überbeugend stützte er die Ellenbogen auf die Kniee und das Kinn in die beiden Hände. Er erschien in dieser Stellung dem eleganten jungen Manne wie eine sonderbare Karikatur von einer unglaublichen Häßlichkeit. Eine kurze Zeit lang überließ er sich einem Nachdenken, welches durch seinen Gefährten nicht gestört wurde, dann begann er mit einem weinerlich klagenden Tone:

„Ich bin mein Leben lang ein Unglücksmensch gewesen. Wie keinen Anderen hat unser Herrgott mich gestraft für meine Sünden, und doch habe ich mich bemüht, stets fromm und gottergeben zu sein, nicht zu murren, wenn mich auch des Herrn Fügungen schwer trafen! O Herr, mein Gott, warum straffst Du gerade mich, Deinen treuesten Knecht —"

Er konnte nicht fortfahren, sein Zuhörer hielt sich die Ohren zu und rief unwillig aus:

„Hören Sie auf! Nichts auf der Welt ist mir so verhaßt und so über alle Maßen unerträglich langweilig, als Umschweife. Wenn ich Sie anhören soll, müssen Sie kurz, einfach und natürlich mir erzählen. Machen Sie voran, keine Gefühlsduselei, die hasse ich, eine einfache, kurze, klare Erzählung der Thatsachen!"

„Wovon das Herz voll ist, dessen fließt der Mund über!" erwiederte der so barsch inmitten seines schönsten Redeflusses Unterbrochene. „Ich weiß nicht, ob ich immer meinem

Herzen werde gebieten können, aber ich will es versuchen aus Rücksicht für Sie, mein Lebensretter. Ein Unglücksmensch bin ich immer gewesen; schon mein Name war für mich ein Unglück, nicht der Vorname Gottlieb, den ich in der heiligen Taufe empfangen habe, sondern der Vatersname — Pechmayer! Ich sehe jedesmal ein spöttisches Lächeln auf den Lippen dessen, der ihn zum ersten Male hört; schon als Knabe bin ich des Namens wegen verspottet worden und so ist's geblieben bis zum heutigen Tage. Aber ich will nicht klagen, es ist die Fügung des Herrn, daß ich solchen Namen ererben mußte, und was der Herr thut, das ist wohlgethan. Wie vermöchten wir schwachen thörichten Menschen —"

„Halt, Freund Pechvogel oder Pechmayer! Sie vergessen sich wieder! Keine Predigt!"

„Ich höre schon auf!" entgegnete Gottlieb Pechmayer, schnell wieder in den gewöhnlichen, nüchternen Erzählungston übergehend. „Mein Vater war Prediger in Wilhelmshagen. Ich habe ihn kaum gekannt, er starb schon, als ich noch nicht sechs Jahre alt war, die Mutter war bei meiner Geburt gestorben, da nahm mich dann ein Bruder meiner Mutter zu sich in's Haus, oder vielmehr, er behielt mich im Haus, denn er bekam die Stelle meines Vaters in Wilhelmshagen. Er sagte, um der Liebe Gottes willen nehme er sich des verwaisten Knaben an, mir aber hat er niemals Liebe gezeigt; ich mußte schon als kleines Kind durch Arbeit das Stückchen Brod verdienen, welches er mir gab, mußte die Gänse und später die Schafe hüten. Mit den anderen Kindern des Dorfes wurde ich in die Dorf-

schule geschickt, sobald ich aber nach Haus kam, mußte ich arbeiten für den Oheim, so weit meine Kräfte reichten, und aus Furcht vor Schlägen oft über diese hinaus. Ich bekam viel Prügel und wenig zu essen, niemals aber ein freundliches Gesicht; ich sei ein nichtsnutziger, fauler, heuchlerischer, verlogener Bube, der gar nicht schlecht genug behandelt werden könne, meinte der Oheim; aus mir werde im Leben nichts als ein träger Ackerknecht. Zu einem solchen hätte er mich wohl erzogen, aber der Schulze Brandes von Wilhelmshagen nahm sich meiner an. Er war schon der Freund meines Vaters gewesen; er würde mich in sein Haus genommen und mit seiner kleinen Tochter Annemarie, die zwei Jahre jünger ist als ich, auferzogen haben, denn er war ein wohlhabender Mann, aber er wollte dem Oheim nicht vorgreifen.

Mein Freund blieb er trotzdem, und oft, wenn ich gar zu sehr hungerte, schlich ich mich nach dem Schulzenhof und aß mich satt, oft brachte mir auch die kleine Annemarie ein Stück Brod hinaus auf die Waide, dann blieb sie bei mir, und wir spielten miteinander. Das waren die einzigen glücklichen Stunden, die ich als Kind verlebt habe. Es war eine schwere Prüfungszeit, die mich unwürdigen, sündhaften Menschen —"

„Freund Pechmayer!"

„Ah so! Also der Schulze nahm sich meiner an. Ich sei doch ein Pfarrerssohn," sagte er zu meinem Oheim, „und die ganze Gemeinde spreche darüber, daß ich erzogen würde, als sei ich ein Tagelöhnersbube. Mein Vater habe mir doch ein kleines Vermögen hinterlassen, wohl an tausend

Thaler, davon solle der Oheim einen Theil vom Vormundschaftsgericht einfordern und ihn verwenden, um mich nach der Stadt in die Bürgerschule zu schicken, damit ich etwas Tüchtiges lerne. Der Oheim wollte zuerst nicht, er konnte mich zu gut in der Wirthschaft gebrauchen, aber er gab endlich wohl dem Andrängen des Schulzen nach, da er einsah, daß er sich doch nicht gut länger weigern konnte. Ich wurde nach der Stadt in Pension zu einem Lehrer der Bürgerschule gegeben. Da habe ich schrecklich hungern müssen und oft habe ich mich nach Wilhelmshagen zurückgesehnt, wo ich mich wenigstens beim Schulzen satteſſen konnte, denn Annemarie steckte mir ja immer etwas zu. Von der Bürgerschule kam ich auf das Gymnasium und habe mein Kandidatenexamen bestanden. Gott der Herr war mir gnädig! Ich habe einen etwas schweren Kopf, und als ich in's Examen gehen sollte, da fühlte ich wohl, daß es mir am weltlichen Wissen vielfach fehlte. Ich fürchtete mich vor dem Durchfallen und wollte fast verzagen; aber der Herr Direktor tröstete mich. Ich solle nur auf Gott vertrauen, sagte er, Gott der Herr werde seinen treuesten Knecht nicht verlassen. So ging ich denn in's Examen und — bestand es, obgleich alle meine Mitschüler behaupteten, ich müsse durchfallen. Gleich nach dem Examen bekam ich durch die Verwendung des Herrn Direktors eine Privatstelle in Wilhelmshagen. Ich war ganz glücklich, daß ich gerade in meiner Heimath die erste Anstellung erhielt; mein Oheim war nicht mehr dort, er hatte in Wennersdorf in Schlesien eine bessere Pfarre bekommen, so war ich denn ganz frei. So glücklich habe ich mich

niemals gefühlt, als damals, ich ahnte ja nicht, daß der Allweise mir schwerere Prüfungen auferlegen würde, als ich sündiger, schwacher Mensch sie zu bestehen vermochte. Ich hatte bisher in strenger Zucht gelebt. Nie hatte ich einen Pfennig Geld in der Tasche gehabt. Von meinen Schulkameraden, sowohl auf der Bürgerschule als auf dem Seminar, hatte sich nie Einer um mich bekümmert, sie wollten alle nichts mit mir zu thun haben, nannten mich einen Heuchler und verhöhnten mich, wenn ich einmal nichts wußte. Jetzt plötzlich war ich frei von allen Banden, hatte eine feste Anstellung, bekam ein Gehalt und obenein wurde mir, da ich eben mündig geworden war, der Rest meines väterlichen Erbtheils mit baaren fünfhundert Thalern vom Gericht ausgezahlt. Ich hatte Geld, da hatte ich auch Freunde. Die Söhne der wohlhabendsten Bauern verkehrten mit mir, früher hatten sie mich kaum angesehen, jetzt betrachteten sie es als eine Ehre, wenn ich nach dem Krug kam und mit ihnen ein Glas trank oder ein Kartenspiel machte. Und ich that es nur gar zu gern, wenn ich ein Kartenblatt sah, konnte ich nicht widerstehen. Oft wenn ich Abends nach Haus kam und hatte verloren, viel Geld verloren, dann weinte ich und gelobte mir, ich wolle nie wieder eine Karte anrühren; ich betete zu Gott dem Herrn, er möge mir Kraft dazu geben, daß ich meinem Vorsatz treu bleibe, ich wollte gar nicht mehr in den Krug gehen; aber wenn dann der nächste Sonntag Abend kam, dann zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt hin nach dem Kruge, nach der Schenkstube, in welcher meine Freunde saßen und spielten. Die Karten

hatten es mir angethan, ich konnte nicht widerstehen. Der Schulze hatte mich anfangs, als ich nach Wilhelmshagen zurückkam, sehr freundlich aufgenommen. Annemarie war mir um den Hals gefallen und hatte mir einen tüchtigen Kuß gegeben; ich war ihr und dem Vater willkommen, wenn ich auf den Schulzenhof kam. Ich liebte meine süße Annemarie, und sie erwiederte meine Liebe."

Der junge Mann, der bisher regungslos im Grase liegend die Erzählung mitangehört und diese nur mitunter durch einen Warnungsruf unterbrochen hatte, wenn Gottlieb Pechmayer zu salbungsvoll redete, fuhr plötzlich aus seiner bequemen Stellung empor, als der Erzähler das Wort Liebe aussprach. Voll tiefen Staunens schaute er die trostlose, schlotterige Jammergestalt an, die vor ihm auf dem Steine hockte. War's denn möglich? Diese Karikatur eines Menschen sprach von Liebe, und es gab ein Mädchen, welches einem Gottlieb Pechmayer Gegenliebe schenken konnte!

Die Bewegung des jungen Mannes war so auffällig, daß Gottlieb ganz verwirrt und befangen wurde. „Was haben Sie denn schon wieder?" sagte er zaghaft.

„Sie haben, mein würdiger Pechmayer, mich zum Wunderglauben bekehrt. Ganz im Ernst, ich fange an, an Wunder zu glauben. Ist es doch auch schon ein Wunder, daß ich mich überhaupt für Sie und Ihre Lebensgeschichte interessire! Ich hatte geglaubt, in dieser langweiligen Welt könne nichts mehr mich amüsiren; aber Sie haben mir bewiesen, daß ich mich geirrt habe. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung. Sie waren bei Ihrer

Liebe stehen geblieben. Sie liebten und fanden Gegenliebe."

„Ja, ich fand sie. Es war eine kurze glückliche Zeit," sagte Gottlieb Pechmayer mit einem tiefen Seufzer. „Durch eigene Schuld habe ich mein schönstes Glück verscherzt. Der Schulze, der mich anfangs so freundlich aufgenommen hatte, wurde nach und nach recht unfreundlich zu mir. Ein paarmal warnte er mich; es schicke sich nicht für einen Lehrer, sagte er, mit den jungen Burschen Sonntags bis tief in die Nacht hinein im Kruge zu sitzen und Karten zu spielen, am wenigsten aber schicke es sich für einen Pfarrerssohn, der etwas auf sich halten müsse. Ich versprach ihm dann, ich wolle den Krug meiden, aber wenn der Sonntag kam, dann konnte ich der brennenden Lust nicht widerstehen, ich dachte nur an die Karten, mir träumte von großen Gewinnen, die ich machen würde, ich mußte fort, ich mochte wollen oder nicht. Wenn ich dann am Montag Abend nach dem Schulzenhof kam, empfing mich wohl Annemarie mit thränenden Augen und der Schulze mit einem bösen Blick; ich wurde nicht mehr gern gesehen im Schulzenhof, das fühlte ich wohl und ich wußte auch, weshalb. Hundertmal gelobte ich mir, mich zu bessern, aber es ging nicht. Mit einem Wort, ich spielte weiter, ich konnte es nicht lassen, und weil ich fast immer verlor, trank ich auch oft in der Verzweiflung ein Glas über den Durst, mehrmals mußten die Spielgenossen mich, wenn ich betrunken war, nach Hause tragen. Das war mein Unglück. Nachdem ich drei Jahre in Wilhelmshagen gelebt hatte, mußte ich die Heimath verlassen. Mein väterliches Erbtheil hatte

ich verspielt, mit zwanzig Thalern in der Tasche, mehr besaß ich nicht, sollte ich mir eine neue Stelle suchen. Als ich Abschied von Annemarie nahm, war mir das Herz so schwer, daß ich meinte, ich müsse sterben vor Schmerz, — nur die Hoffnung, daß ich meine Annemarie doch wiedersehen würde, hielt mich aufrecht; ich wußte ja, daß der Direktor in der Stadt mein Gönner war und rechnete darauf, daß er mir eine andere Stelle verschaffen werde. Das sagte ich auch dem Schulzen, und da ich einmal von meinen Hoffnungen sprach, gestand ich ihm, daß ich mit Annemarie einig sei, sobald ich eine neue Stelle hätte, wollte ich zurückkommen und um sie werben. Ich hätte wohl nicht den Muth gehabt, es ihm zu sagen, aber ich hatte, ehe ich zu ihm ging, im Kruge Abschied genommen von den alten Freunden und dabei ein Glas zu viel getrunken. Der Schulze ließ mich gar nicht zu Ende sprechen, er nannte mich einen Lump, einen Spieler und Säufer, der sein väterliches Erbe vergeudet habe; einem solchen gebe er sein Kind nicht. Wenn ich ein ordentlicher Mensch geworden sei und mir wieder die fünfhundert Thaler, die ich verspielt, gespart haben würde, dann solle ich wieder kommen und noch einmal anfragen. Bei diesem Wort blieb er, er duldete es nicht einmal, daß ich meiner Annemarie zum Abschied einen Kuß geben durfte, unsanft schob er mich zur Thür hinaus. Verzweiflung im Herzen verließ ich Wilhelmshagen. Mein Gönner, der Herr Direktor, an den ich zuerst mich wandte, empfing mich mit schweren Vorwürfen, als ich ihm aber weinend erzählte, wie ich mit mir gekämpft und gerungen und

wie ich mir fest vorgenommen, mich zu bessern, da hatte er Mitleid mit mir und verschaffte mir dann in Berlin eine Stelle mit zwanzig Thalern monatlichem Gehalt."

„Mit zwanzig Thalern monatlich sollten Sie in Berlin leben? Das ist ja ganz unmöglich!" rief der Zuhörer entrüstet.

„Es ging schon. Ich mußte mich freilich sehr einrichten und sparen konnte ich nichts; aber da ich gar keine Bekannte in Berlin hatte, die mich zum Spielen und Trinken verführt hätten, kam ich aus. Ich hatte über ein Jahr in Berlin gelebt, da bekam ich gerade heute vor drei Wochen einen Brief von meinem Gönner, dem Herrn Direktor. Der Herr Direktor schrieb mir, er habe mit Freuden von meinem Herrn Vorsteher gehört, daß ich wieder ein ordentlicher, fleißiger Mensch geworden sei. Wie im Himmel mehr Freude sei über einen reuigen Sünder —"

„Pechmayer!"

„Der Herr Direktor schrieb mir also, er habe mich für eine gute Stelle bei einer Frau v. Osternau auf Osternau in Schlesien empfohlen, die sich an ihn gewendet habe, um einen Kandidaten für ihren sechsjährigen Sohn zu engagiren. Ich solle bei ganz freier Station jährlich dreihundert Thaler Gehalt bekommen. Ich könne die Stelle sogleich antreten. Ein Empfehlungsbrief an Frau v. Osternau und ein Brief an meinen Herrn Vorsteher, in welchem der Herr Direktor denselben bat, meinem Glück nicht im Wege zu stehen und mich aus meiner Stelle ohne vor-

herige Kündigung zu entlassen, lagen dem Schreiben bei. Ich war überglücklich. Dreihundert Thaler bei freier Station. Da konnte ich zweihundert Thaler im Jahre sparen, in zwei und einem halben Jahre spätestens hatte ich meine fünfhundert Thaler wieder beisammen. Ich lief sofort zu meinem Vorsteher, der aber erklärte, vor dem 3. Juli könne er mich nicht entlassen, das schrieb ich dem Herrn Direktor; zu meiner größten Freude erhielt ich in wenigen Tagen die Antwort, Frau v. Osternau habe eingewilligt, daß ich erst am 6. Juli die Stelle bei ihr antreten dürfe."

„Am 6. Juli? Das wäre übermorgen?"

„Ja, übermorgen. Gestern bin ich aus meiner alten Stelle entlassen worden. Gestern war der Unglückstag, der mir mein Leben für immer zerstört hat. Als ich den Brief des Herrn Direktors, der mir die Gewißheit der guten Stelle brachte, erhielt, schrieb ich sofort an meine Annemarie und theilte ihr mein Glück mit; in drei Jahren spätestens, so schrieb ich ihr, würden wir Hochzeit halten können. Ich hatte ihr in dem Jahre mehrere Briefe geschickt, aber keine Antwort bekommen, diesmal antwortete sie mit umgehender Post. Sie habe mir bisher nicht antworten dürfen, schrieb sie mir, der Vater habe es verboten; da er jetzt die Hoffnung habe, ich würde wieder ein ordentlicher Mensch werden, nehme er sein Verbot zurück. Annemarie wolle mir treu bleiben und drei Jahre redlich auf mich warten, aber sie fürchte, daß wir wohl trotzdem niemals Mann und Frau werden würden, denn sie müsse mit dem Vater weit fort über das Meer nach Amerika

auswandern. Der Vater habe im letzten Jahre viel Unglück gehabt, der Hof sei ihm abgebrannt gleich nach der Ernte, ehe noch die Scheunen versichert gewesen seien; da habe sich der Vater entschlossen, das Schulzengut zu verkaufen und nach Amerika auszuwandern, um dort sein Glück zu versuchen. Alles sei schon zur Auswanderung vorbereitet. Am 1. Juli werde der Vater mit Annemarie nach Berlin kommen, um hier die letzte Zahlung des Kaufgeldes für sein Gut in Empfang zu nehmen und dann am 3. Juli Morgens weiter nach Bremen und von dort nach Amerika zu reïsen. Ich solle sie auf der Eisenbahn am Abend des 1. Juli erwarten, dann könnten wir wenigstens noch einen Tag in Berlin zusammen verleben. Es war ein lieber, guter Brief, so lieb und gut, wie meine Annemarie selbst ist; ich mußte weinen, als ich ihn las, aber ich war doch ganz überglücklich über ihn. Sie wollte mir ja treu bleiben! Wenn ich drei Jahre lang sparte, dann hatte ich genug, um ihr nach Amerika zu folgen. Vielleicht konnte ich mir auch mit meinen fünfhundert Thalern ein Landgut kaufen und Farmer werden. Wer Geld hat, dem steht ja die Welt offen, der kann sich jedes Glück erkaufen."

„Meinen Sie?" fragte mit herb spöttischem Tone der Zuhörende. „Aber weiter! Ich will Sie nicht unterbrechen."

„Am 1. Juli Abends empfing ich auf der Eisenbahn den Schulzen und Annemarie, ich begleitete Beide nach dem kleinen Gasthause, in welchem sie wohnen wollten. Annemarie war unverändert, und auch der Schulze war wieder

so freundlich wie in früherer Zeit zu mir. Er las mit Aufmerksamkeit die Briefe meines Gönners, des Herrn Direktors und das gute Zeugniß, welches mir mein Herr Vorsteher schon ausgestellt hatte. Ueber meine Zukunftspläne sprach er seine Befriedigung aus, er gab mir sein Wort, daß er mir meine Annemarie geben wolle, wenn ich ihm fünfhundert Thaler baares Geld als mein Eigenthum vorweisen werde. Er hatte wieder volles Vertrauen zu mir gefaßt, dies bewies er mir am folgenden Tage. Er übergab mir, nachdem er das Restkaufgeld für sein Gut empfangen hatte, 1272 Mark mit dem Auftrage, dies Geld meinem Oheim in Wennersdorf zu überbringen. Mein Oheim hatte dem Schulzen vor vielen Jahren eine Summe gegen Zinsen geliehen und die Rückzahlung stets zurückgewiesen, jetzt aber zahlte der Schulze es als redlicher Mann mit den Zinsen zurück, obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, es zu behalten und mit nach Amerika zu nehmen. Auf der Reise nach Osternau in Schlesien konnte ich leicht einen kleinen Abstecher nach Wennersdorf machen, um den Onkel Widman zu besuchen. Der Schulze schärfte mir noch ein, ich solle nicht vergessen, mir auch eine Quittung geben zu lassen, er müsse eine solche als Beleg haben. Noch einen schönen Tag verlebte ich mit dem Schulzen und meiner Annemarie, dann begleitete ich Beide gestern Morgen zur Eisenbahn und nahm Abschied von ihnen; am Mittag wollte ich dann selbst zuerst nach Wennersdorf zum Onkel Widman fahren, ihm das Geld überbringen, um darauf meine Reise nach Osternau fortzusetzen. Ich hatte schon Alles auf meine Abreise eingerichtet.

Als Annemarie und ihr Vater mich verlassen hatten und ich vom Bahnhofe zurückkehrte, war mir das Herz so schwer, daß ich meinte, ich könne den Schmerz gar nicht ertragen. Mir war so schwach, so jämmerlich, ich mußte mich stärken, da ging ich in eine kleine Restauration, um ein Glas Bier zu trinken. Ich setzte mich an einen Tisch, kaum hatte ich Platz genommen, da kamen drei Herren, die fast unmittelbar hinter mir in die Restauration getreten waren und setzten sich an denselben Tisch. Wir Vier waren am frühen Morgen die einzigen Gäste in dem Lokal. Die Herren unterhielten sich erst ein Weilchen, dann fingen sie an Karten zu spielen und zwar Landsknecht mit hohem Einsatz, sie kümmerten sich dabei um mich gar nicht. Ich sah ihnen zu, ich dachte nicht daran, mitspielen zu wollen, als aber die Thaler von Einem zum Andern flogen, als das Spiel immer lebendiger, die Einsätze immer höher wurden, da stieg mein Interesse und in mir erwachte wieder die unselige Leidenschaft für die Karten, eine unwiderstehliche Lust, mitzuspielen, ergriff mich. Der Böse hatte mich wieder in seinen Krallen!“

„Weiter, Pechmayer, weiter!“

„Verzeihen Sie, ich konnte nicht anders! Ich war wirklich vom Bösen besessen. Ich fragte die Herren, ob ich mitspielen dürfe, und als sie es erlaubten, setzte ich mit fieberischer Hast. Seit einem Jahre hatte ich nicht gespielt, nun aber ergriff mich die Leidenschaft und riß mich fort; ich verlor, verdoppelte den Satz und verlor wieder, dann gewann ich einige Thaler und verlor sie wieder und immer höher setzte ich, um das Verlorene wieder zu gewinnen.

Immer größer wurde mein Verlust, in der Verzweiflung trank ich Glas auf Glas, es flimmerte mir vor den Augen; ich konnte nicht mehr denken, und als nach einer Stunde mein letztes Zwanzigmarkstück verloren war, da brach ich zusammen, da erst wurde es mir klar, daß ich mein Leben verspielt hatte. Ich war ein dem Zuchthause verfallener Dieb geworden, nicht mein Geld hatte ich verspielt bis auf den letzten Pfennig, sondern das mir für meinen Oheim anvertraute Pfand. Ich saß allein am Tisch, die Herren hatten mich verlassen, als nichts mehr von mir zu gewinnen war, ich hatte es nicht einmal bemerkt; wie ein böser Traum erschien mir, was ich erlebt hatte. Ich legte den Kopf auf den Tisch und weinte. Nach langer Zeit weckte mich der Kellner, er forderte mich auf, das Lokal zu verlassen, zu bezahlen habe ich nichts, meine Freunde hätten meine Zeche für mich bezahlt. Ich taumelte fort. Wie ich nach meiner Wohnung gekommen, weiß ich nicht mehr, den ganzen Tag lag ich wie in einem Fiebertraum, erst gegen Abend erwachte ich. O, das Erwachen war fürchterlich! Jetzt erst wurde es mir ganz klar, was ich gethan hatte, jetzt erst begriff ich, daß ich verloren sei. Von mir forderte der Onkel sein Geld. Als Dieb würde ich den Gerichten, dem Gefängniß ausgeliefert werden. Ich war verloren, unrettbar verloren! Aber lieber sterben, als in's Zuchthaus wandern!

Da stieg plötzlich in meiner Erinnerung das Bild des Wandelitz-See's auf. Wie oft war ich in meiner Knabenzeit von Wilhelmshagen aus nach dem See im Wald gewandert und hatte Stunden lang auf dem Hügel dort ge-

träumt und hinabgeschaut in das tiefe grüne Wasser. Wie eine Eingebung erschien mir die plötzliche Erinnerung. Ich raffte mich auf; auf dem Stuhl neben dem Bette lag meine Reisetasche, ich hatte sie am frühen Morgen gepackt, um am Mittag abreisen zu können, und jetzt erinnerte ich mich, mein ganzes baares Geld, zehn harte Thaler, hatte ich der Tasche anvertraut. Es war genug, um ein Billet nach Wilhelmshagen zu lösen und mit dem Nachtzug abzufahren. Was dann weiter geschehen, wie ich abgereist, wie ich hieher gekommen bin, von dem Allem weiß ich kaum mehr etwas; nur der letzten Augenblicke erinnere ich mich noch, daß ich sang, und dann — nun, das Uebrige wissen Sie ja! Ich bin ein unseliger, unglücklicher, verlorener Mensch!"

„Sie sind ein seltsamer Patron, Freund Pechmayer!" erwiederte der Andere auf diesen verzweiflungsvollen letzten Ausruf. „Sie sind zusammengesetzt aus Widersprüchen. Ich verstehe Sie nicht, am wenigsten aber verstehe ich es, wie ein Mensch darüber so in Verzweiflung gerathen kann, daß er lumpige zwölfhundert Mark im Spiele verloren hat! Solche Bagatelle!"

„Ich fürchtete mich vor dem Sitzen!" sagte Pechmayer kleinlaut. — „O, ich bin verloren, rettungslos verloren!"

Pechmayer erhielt keine Antwort, sein Gefährte saß ihm gegenüber und blickte träumend in's Weite, während die Hand mechanisch eine Blume zerpflückte. Sein nicht unschönes Gesicht, welches den Ausdruck vollständiger Abspannung und Gleichgiltigkeit trug, wurde plötzlich durch ein Lächeln erhellt, die träumerischen Augen erhielten Glanz,

sein Gesichtsausdruck änderte sich ebenso plötzlich, seine Züge belebten sich.

„Freund Pechmayer, mir schießt da eben ein Gedanke durch den Kopf," sagte er, den Genossen mit einem prüfenden Blick von Kopf bis zu den Füßen musternd, „ein origineller, andere vernünftige Leute würden vielleicht sagen, ein verrückter Gedanke! Sie, Freund Pechmayer, spielen eine gewaltige Rolle in meinem Gedankenkreise. Sie gefallen mir, ich interessire mich für Sie, und das ist viel gesagt, denn ich kann Ihnen versichern, seit Jahren habe ich mich eigentlich für nichts interessirt, und kein lebendes Wesen hat mir gefallen, als mein Bello, ein scheußlicher Bastard von Affenpinscher, der gerade seiner übermäßigen Häßlichkeit wegen mein Interesse erregte. Doch, wie gesagt, auch Sie gefallen mir! Es wäre wirklich ein wahrer Jammer, wenn ein so prächtiges Menschenexemplar, wie Sie es sind, durch schnöden Selbstmord zu frühzeitig dieser Welt entrissen würde. Ich freue mich jetzt, daß ich Sie aus dem Wasser gezogen habe. Sie sollen weiter leben!"

„Weshalb verspotten Sie mich?" sagte Pechmayer mit kläglichem, vorwurfsvollem Tone. „Ich habe Ihnen doch nichts gethan und Ihnen mein volles Vertrauen geschenkt."

„Dafür will ich Ihnen auch das meinige mit ganz geringer Einschränkung schenken. Da Sie mir Ihre Lebens- und Leidensgeschichte erzählt haben, ist es billig, daß Sie auch die meine hören; sie wird viel kürzer sein, als die Ihrige, denn ich habe eigentlich gar nichts erlebt. Ich heiße — aber wozu brauchen Sie meinen Namen zu wissen, er ist ja gleichgiltig, und ich bin überzeugt, es wird Ihnen

viel leichter, ihn zu verschweigen, wenn Sie ihn gar nicht wissen. Da ich gerade im Gegensatz zu Ihnen von frühester Kindheit an vom Glück mit seinen schönsten Gaben überschüttet worden bin, will ich mich Fritz Glückskind nennen. Alles, was einen Menschen glücklich machen kann, hatte Fritz Glückskind von frühester Kindheit an in Fülle. Er war kerngesund und, wie die Leute sagten, ein wunderschöner Knabe, er besaß einen regen Verstand, eine leichte Auffassung, lernte, ohne daß es ihm die geringste Mühe machte; er war der Sohn eines ungeheuer reichen Vaters, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt, sobald er ihn geäußert hatte. Er hatte Alles, Alles, nur Eins fehlte ihm, eine lumpige Kleinigkeit, die man zum Leben eigentlich gar nicht braucht, die Liebe! Aber der dumme Junge meinte, er brauche sie; er liebte alle Menschen und sehnte sich nach Liebe; aber er fand sie nicht. Seine Mutter hatte nicht Zeit, ihn zu lieben, sie war eine wunderschöne Dame und stets umringt von einem Kreise von Anbetern. Keine Stunde des Tages war sie frei, entweder mußte sie in Gesellschaft sein, oder sie mußte ihre Toilette für die Gesellschaft machen, wie hätte sie da um den Knaben sich kümmern können, für den ohnehin vortrefflich gesorgt war durch einen hochbezahlten Hauslehrer und durch die Wirthschafterin! Als Fritz Glückskind zehn Jahre alt war, starb seine Mutter, ein Herzschlag raffte sie plötzlich hin; er hat sie nicht vermißt, denn er kannte sie kaum. Sein Vater war ein Mustervater, er brachte dem einzigen Sohne jedes Opfer, welche Summe auch der Knabe von ihm forderte, sie wurde stets bewilligt, nur ein Opfer konnte der Vater

des Glückskindes nicht bringen: das seiner Zeit, die theils dem Geschäft und zum größeren Theil den Vergnügungen gewidmet war. Oft vergingen Wochen, ohne daß Fritz Glückskind seinen Vater auch nur gesehen hätte, dafür aber gab es kein theures Spielzeug, welches ihm nicht gekauft worden wäre, sobald er einen Wunsch gegen den Hauslehrer oder die Wirthschafterin aussprach, keine Näscherei, die er nicht in solcher Masse erhalten hätte, daß sie ihn bald anekelte. Alles, Alles schenkte man ihm, nur keine Liebe! War Fritz Glückskind nicht ein recht alberner Junge, daß er sich darüber grämte, und daß er oft bittere Thränen vergoß? Später hat er sich das Weinen abgewöhnt. Sein Hauslehrer that dem Knaben stets den Willen, die Haushälterin that das Gleiche und die Bedienten folgten ihrem Beispiel. Nie lernte Fritz Glückskind eine Beschränkung seines Willens kennen, hätte er nicht selbst den Wunsch gehabt, dann würde er gar nicht in die Schule geschickt worden sein; aber er langweilte sich zu Hause und hoffte, in der Schule sich besser zu amüsiren, da wurde denn natürlich sein Wille erfüllt. Auch in die Schule begleitete ihn das Glück; da er einen offenen Kopf hatte und fleißig war, nicht etwa aus innerem Trieb, sondern um der tödtlichen Langeweile zu entfliehen, lernte er ohne Anstrengung. Er flog durch die Klassen, alle seine Mitschüler überflügelte er, dafür haßten sie ihn; aber da er stets die Taschen voll Geld und voll Näschereien hatte und mit vollen Händen austheilte, hüteten sich die kleinen Schufte wohl, ihren Haß zu äußern. Sie schmeichelten dem Sohne des reichen Mannes, und für eine kurze Zeit war Fritz Glückskind

wirklich glücklich, er glaubte von seinen Schulkameraden geliebt zu sein, er liebte sie ja von ganzem Herzen, bis ein Zufall ihn einmal zum Lauscher machte und ihm die Augen öffnete. Er hörte ein Gespräch von zweien seiner Mitschüler an, gerade von den beiden, die er am meisten liebte, die er für seine besten Freunde hielt, die sich am eifrigsten an ihn herandrängten. Glühender Haß gegen den bevorzugten Mitschüler, giftiger, niederträchtiger Neid erfüllte die kleinen Burschen, das sprach sich in jedem ihrer Worte aus! Fritz Glückskind hatte genug gehört, er verschwendete an das kleine Lumpengesindel seine Liebe und seine Geschenke nicht mehr, und von dem Augenblick an zeigte es sich ihm in seiner wahren Gestalt. Es verfolgte ihn mit Lügen und Verleumdungen, in jeder Zwischenstunde hatte er Kämpfe zu bestehen; aber er bestand sie, er war kräftig und gewandt, und da er jeden Schlag doppelt erwiederte, da außerdem die Lehrer auf seiner Seite standen und nach jeder Schlägerei nicht ihn, sondern seine Angreifer straften, ging er aus allen diesen Kämpfen als Sieger hervor. Er war und blieb das Glückskind und doch fühlte er sich nicht glücklich, denn er stand einsam, allein zwischen seinen Mitschülern.

Er machte, erst sechzehn Jahre alt, das glänzendste Abiturientenexamen, bezog die Universität und studirte, das heißt, er flatterte von einer Wissenschaft zur anderen; ein mühseliges Fachstudium zu treiben hatte er nicht nöthig, er war ja selbst reich durch das Erbtheil seiner Mutter und außerdem der einzige Sohn eines schwerreichen Mannes, dem sein Vater Alles, nur keine Liebe schenkte. Wie auf

der Schule, war Fritz Glückskind auch auf der Universität das Schoßkind des Glückes. Was er anfing, gelang ihm. Er war der beste Schläger, der ausdauerndste Schwimmer, der kühnste Reiter, er wurde von Allen bewundert und beneidet!

Er hatte auf der Schule etwas gelernt, die schmerzlichen Erfahrungen, die er gemacht hatte, waren ihm nicht verloren gegangen. Er theilte wieder mit vollen Händen sein Geld aus, natürlich fand er auch wieder zahlreiche Schmeichler und Freunde; aber er wußte, was diese werth waren. Er verachtete das große Lumpengesindel, wie er das kleine verachtet hatte, aber er war jetzt zu klug, um es sich merken zu lassen. Er wollte nicht allein stehen, es war zu langweilig. Er wollte das Leben genießen, dazu brauchte er lustige, übermüthige Genossen, und er kaufte sie sich für sein Geld. Mit vollen Zügen genoß er alle Freuden des Studentenlebens, er war stets umgeben von einer jubelnden Schaar von sogenannten guten Freunden, und doch fühlte er sich oft trostlos einsam und unglücklich.

Das wüste, wilde Leben, dem er sich hingab, erfüllte ihn mit Ekel; gewaltsam mußte er sich zwingen, ausgelassen lustig zu sein, während er oft eine tödtliche Langweile fühlte. Natürlich war Fritz Glückskind auch der Liebling der Frauen; er war zwar nicht so schön geworden, wie er als Knabe versprochen hatte, aber doch ein nicht gerade abschreckend häßlicher Bursche, und was mehr werth ist, er war reich, sehr reich! Ueberall wurde er mit Auszeichnung empfangen; die Mütter sagten ihm süße Schmeicheleien, und die Töchter kamen ihm viel weiter als auf halbem

Wege entgegen. Ein paarmal meinte er, wenn ein schönes blaues Augenpaar ihn so unschuldig und treuherzig anschaute, wenn rosige Wangen durch ein zartes Erröthen noch rosiger gefärbt wurden bei seinen Worten, nicht seinem Geld, sondern ihm selbst, seinem eigenen Ich gelte das freundliche Entgegenkommen; sein Herz schlug höher, eine süße Hoffnung erfüllte ihn; aber jedes Mal wurde er bald schmählich enttäuscht. Gewöhnliche Koketten hatten es verstanden, unter der Maske jungfräulicher Unschuld eine freche Spekulation auf seinen Reichthum einzuleiten; aber er war eben ein Glückskind, noch im rechten Augenblick sah er das aufgestellte Netz, in welchem er gefangen werden sollte. Er entging den Nachstellungen, aber den Rest seines Glaubens an die Menschheit ließ er in dem Netz zurück.

Die Studienzeit verfloß, er trat in die Welt. Einen bestimmten Lebensberuf hatte er nicht. Sollte er etwa eintreten in das Geschäft seines Vaters? Er fühlte dazu gar keine Neigung. Welchen Zweck konnte es haben, immer neue Reichthümer zu erwerben? Das Geschäft wurde von zuverlässigen, vortrefflich bezahlten Beamten geleitet, der Vater stand zwar an der Spitze desselben, aber er kümmerte sich selbst nur noch wenig um die Details; mehr zum Zeitvertreib, als um wirklich thätig in die Leitung einzugreifen, verbrachte er Vormittags meist ein paar Stunden im Comptoir, seine ganze übrige Zeit widmete er dem Vergnügen. Er verlangte nicht, daß der Sohn geschäftlich thätig sei. Er war ein so zärtlicher Vater, daß er jeden Wunsch des Sohnes erfüllte, dafür verlangte er

nichts, als daß der Sohn sich nicht um ihn, um seine kleinen Liebhabereien kümmere. Kann ein Sohn mehr von seinem Vater erwarten? Fritz Glückskind war der beneidenswertheste Mensch auf der Welt. Er lebte, umgeben von einem Kreise junger vornehmer Männer, die ihm schmeichelten, sich seine treuesten Freunde nannten, er war der Abgott der Frauen. Wo er erschien, selbst in den vornehmsten Gesellschaften, wurde er mit Auszeichnung empfangen; alle Vergnügungen der großen Reichshauptstadt Berlin kostete er bis auf die Neige aus, nie brauchte er sich die Erfüllung eines Wunsches zu versagen, was für Geld irgend zu beschaffen war, konnte er sich kaufen, denn der Kassirer des väterlichen Geschäfts honorirte ohne Widerstreben jede von ihm der Kasse zugehende Anweisung, wie hoch sie auch sein mochte. Was konnte das Glückskind sich wohl noch mehr wünschen? Und doch fühlte der thörichte Mensch sich entsetzlich unglücklich, doch hatte er nur einen einzigen Wunsch, dessen Erfüllung sich nicht durch Geld erkaufen ließ, er wünschte erlöst zu sein von der tödtlichen Langeweile seines unerträglichen Daseins. Die Vergnügungen der Hauptstadt ekelten ihn an, die Gesellschaft langweilte ihn, zu nichts hatte er mehr Lust und Trieb, er konnte sich nicht mehr entschließen, eine wissenschaftliche Beschäftigung zu ergreifen, selbst die Musik, welche ihm früher manche einsame Stunde verkürzt hatte, reizte ihn nicht mehr. Körperlich gesund, war er doch geistig zum Tode matt, nur den einzigen Wunsch hatte er, die müden Augen zu schließen, um sie nicht wieder zu öffnen.

Daß er diesen Wunsch durch einen kräftigen Entschluß

leicht zur Erfüllung bringen könne, fiel ihm lange Zeit nicht ein; er war zu träge und indolent geworden, um überhaupt zu denken, da aber kam ihm gestern plötzlich der leuchtende Gedanke. Ein Zufall führte ihn darauf; er las Morgens in der Zeitung, daß ein ihm bekannter junger Bankier sich erschossen habe. Was jener gethan hatte aus Verzweiflung, das konnte er ebenfalls thun aus Lebensüberdruß. Er fühlte sich plötzlich wieder frisch, schon der Gedanke, daß er dem langweiligen Leben entfliehen könne, verscheuchte die Langeweile.

Er grübelte darüber nach, was wohl alle seine zahlreichen guten Freunde sagen würden, wenn er plötzlich verschwinde, wenn Niemand in Berlin erfahre, wo er geblieben sei. Seine Phantasie wurde rege, er machte alle möglichen abenteuerlichen Pläne, auf welche Weise er sich am besten das elende Leben nehmen könne, ohne daß sein Tod gleich in Berlin bekannt werde.

Er amüsirte sich zum ersten Mal seit Jahren ein paar Stunden ganz vortrefflich bei allen den verschiedenen Kombinationen. Dann aber schritt er zur Ausführung seines Entschlusses. Er ließ sich absichtlich, um die Vermuthungen seines Vaters und seiner Freunde irre zu leiten, an der Kasse eine recht bedeutende Summe auszahlen, dann machte er einige Besuche bei Bekannten, am Abend ging er in's Theater, um nach der Vorstellung nach der Eisenbahn zu fahren.

Er hatte vor Jahren bei einer Vergnügungsreise einen wunderschönen Wald in der Nähe von Wilhelmshagen kennen gelernt, er erinnerte sich, daß man Stunden lang

in diesem Labyrinth umherirren könne, ohne einen Ausweg zu finden.

In dem herrlichen Walde wollte er sich einen einsamen, entlegenen, von jedem Wege entfernten Platz suchen, auf dem eine Leiche wohl Wochen lang unentdeckt liegen konnte. Diesen Plan verfolgte er. Alles gelang ihm, wie er wünschte, er war ja stets ein Glückskind gewesen. Auf dem Eisenbahnhof traf er keinen Bekannten; während der Fahrt blieb er allein in dem Coupé erster Klasse, und als er am Morgen in Wilhelmshagen eintraf und dann sofort den bekannten Weg nach dem Wald einschlug, begegnete ihm kein Mensch. Seine Spur war verloren, Niemand konnte ahnen, wohin er sich gewendet hatte. Einige Stunden wanderte er im Walde umher, bis er einen Platz fand, den er für recht geeignet zur Ausführung seines Vorsatzes hielt. Er lagerte sich in's Gras, noch einmal ließ er sein ganzes langweiliges, verfehltes Leben an seiner Erinnerung vorüber ziehen, es erschien ihm so jammervoll und trostlos, daß sein Entschluß nur bestärkt wurde. Er wollte ihn eben zur Ausführung bringen, schon hatte er zu diesem Zwecke den Revolver erhoben, da hörte er ganz in seiner Nähe einen Choralgesang. Er ließ die schon gehobene Hand sinken und — das Uebrige wissen Sie. Das ist die Geschichte von Fritz Glückskind, wie gefällt sie Ihnen, würdiger Pechmayer?"

Pechmayer schaute mit großen, erstaunten, noch mehr als gewöhnlich hervorquellenden Augen den Erzähler an. „Und das ist Alles?" fragte er, er hielt es für unmöglich, daß die Geschichte schon zu Ende sei.

„Verlangen Sie noch mehr? Ich sagte es Ihnen ja, meine Geschichte sei kurz, aber erbaulich!“

„Dann hätten Sie sich nur aus Langeweile todtschießen wollen, Herr Glückskind? Das ist ja gar nicht denkbar, das ist ja ganz unmöglich! Ich langweile mich fast immer, besonders wenn ich allein bin; aber daran, mich deshalb todt zu schießen, habe ich nie gedacht. Wie kann nur ein Mensch, der Geld hat, auf solche Gedanken kommen?“

Ein bitteres Lächeln spielte um den feinen Mund des Glückskindes. „Das ist die Lebensanschauung der großen Masse aller Menschen!“ sagte er. „Wer Geld hat, muß glücklich sein! Deshalb läuft das thörichte Volk dem Reichthum nach, es begreift nicht, daß es kein größeres Unglück gibt, als sein vermeintliches Glück! Wäre ich arm, müßte ich mich plagen um elenden Broderwerb, hätte ich irgend ein Ziel vor Augen, nach welchem zu streben der Mühe werth wäre, dann könnte ich vielleicht auch das Leben ertragen! Das fiel mir ein, als Sie mir Ihre Geschichte erzählten, und da flog mir der Gedanke durch den Kopf, ich könnte wohl einmal die Probe machen, ob ein Leben, wie Sie es führen müssen, der Mühe und Qual des Daseins werth sei. Finde ich es ebenso interesselos, ebenso langweilig, ebenso unerträglich, wie mein früheres Leben, dann bleibt mir ja immer noch der Befreier, mein treuer Revolver. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Freund Pechmayer. Wenn Sie ihn annehmen, ist uns Beiden geholfen. Ihnen vielleicht für immer, mir wohl nur für kurze Zeit; aber das kann Ihnen gleichgiltig sein. Ihr

höchster Wunsch in diesem Augenblick geht dahin, daß Sie Ihrem Onkel sein Geld zahlen, und daß Sie dann sobald wie möglich sich fünfhundert Thaler erwerben können, um Ihrer Annemarie nach Amerika zu folgen. Würden Sie wohl ein Opfer für die Erfüllung dieses Wunsches bringen?"

„Jedes, jedes!" rief Pechmayer erregt. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, ich thue es!"

„Ich werde nicht gar zu viel verlangen! Sie sollen die runde Summe von dreitausend fünfhundert Mark erhalten, gerade soviel, wie sie einschließlich des Ueberfahrtsgeldes nach Amerika gebrauchen, wenn Sie mir Ihren schönen Namen Gottlieb Pechmayer mit Zubehör, als da sind Ihre Zeugnisse, Ihr Berufungsschreiben nach Osternau u. s. w., und vor Allem den schönen schwarzen Anzug, der Ihnen so vortrefflich steht, zu beliebigem Gebrauch verkaufen und wenn Sie mir das feste Versprechen ablegen, daß Sie direkt von hier nach Wilhelmshagen gehen, daß Sie dort sich gar nicht aufhalten, Niemand Ihr letztes Erlebniß erzählen, sondern mit dem nächsten Zuge nach Berlin abfahren, um von dort ebenfalls mit dem nächsten Zuge nach Bremen zu reisen und mit dem ersten Auswandererschiff nach Amerika abzusegeln."

„Sie verspotten mich schon wieder, Herr Glückskind," sagte Pechmayer mit kläglichem Tone. „Ich muß es ertragen, denn Sie haben mir das Leben gerettet!"

„Reden wir davon nicht, es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Hätten Sie Ihren Choral nicht gesungen, dann läge ich jetzt schon längst mit zerschmettertem Schädel im Walde, und Sie lägen friedlich auf dem kühlen Grunde

des See's, umwogt von den grünen krystallhellen Wellen. Dank sind Sie mir durchaus nicht schuldig, und nur Ihr Vortheil soll maßgebend für Sie sein, ob Sie auf das neue Geschäft eingehen wollen, welches ich Ihnen vorschlage; denn ich scherze durchaus nicht! In allem Ernst mache ich Ihnen das Gebot: Dreitausend fünfhundert Mark baares Geld sofort zahlbar für Ihren Namen, Ihre Zeugnisse, Ihren Anzug, den Sie mit dem meinigen vertauschen sollen, es ist, denke ich, kein ganz schlechter Tausch; und endlich für das Versprechen, sofort nach Amerika auszuwandern!"

„Sie scherzen wirklich nicht? Dreitausend fünfhundert Mark —"

„Baares Geld! Es ist ein Liebhaberpreis! Mir gefällt gerade der schöne Name Pechmayer und Ihr schwarzer Frack mit den prächtigen langen, spitzen Schößen, deren jeder jetzt noch eine Wasserquelle bildet, entzückt mich. Ich denke, er wird mir vortrefflich stehen."

Pechmayer schaute mit einem recht bedenklichen Blick den jungen Mann an, der ganz ruhig sprach, den aber für verrückt zu halten er sehr geneigt war. „Was wollen Sie denn mit meinem Namen und meinen Zeugnissen anfangen?" fragte er.

„Ich habe so lange als Glückskind gelebt und möchte nun der Abwechselung wegen auch einmal eine Zeit lang als Pechvogel oder Pechmayer leben und wirken. Wie lange? Das weiß ich nicht, auch geht das weder Sie noch mich etwas an. Ich lebe eben von einem Tag zum anderen, bis auch das Pechmayerleben mir zu langweilig und unerträglich wird. Entscheiden Sie sich, Freund Pech-

mayer, wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen oder nicht?"

Dieser überlegte. Verrückt war Herr Fritz Glückskind ganz sicher! Nur ein Verrückter will sich todtschießen aus Langerweile, wenn er die Taschen voll Geld hat; verrückt war auch sein Vorschlag; aber was ging dies Gottlieb Pechmayer an? Der Vorschlag war vortheilhaft: dreitausend fünfhundert Mark! Für ein solches Kapital konnten die Zeugnisse, die in Amerika ohnehin werthlos waren, wohl verkauft werden! Weshalb sollte Pechmayer in seiner Noth nicht einen Vorschlag annehmen, der sein Glück begründete? Es wäre eine unverzeihliche Thorheit gewesen, nicht mit beiden Händen das sich ihm so unerwartet darbietende Glück zu ergreifen und festzuhalten!

„Wenn Ihr Vorschlag wirklich ernst gemeint ist," sagte er, Herrn Fritz Glückskind mit einem zweifelhaften Blicke anschauend, „ich kann es kaum glauben, aber wenn er ernst gemeint ist, so nehme ich ihn an!"

„Bravo, Freund Pechmayer! Sie sind ein Prachtmensch!" rief Glückskind. „Hier meine Hand, schlagen Sie ein, das Geschäft ist abgemacht!"

Noch immer etwas zögernd schlug Pechmayer in die dargebotene Hand, noch immer zweifelte er, aber jeder Zweifel mußte ihm wohl schwinden, als Glückskind nun aufsprang und ihn mit sich fortzog nach dem Hügel, von welchem aus vor wenigen Minuten Beide in den See hinabgesprungen waren. Hier lagen auf dem kurzen Rasen friedlich vereint Glückskind's Rock, Ueberzieher und Hut mit dem schwarzen Cylinderhut Pechmayer's und mit dessen Reisetasche.

Aus der Brusttasche des Rockes zog Glückskind eine Brieftasche, als er sie öffnete und als er aus derselben ein Packet Banknoten hervornahm, ein dickes Packet, welches Noten von tausend und fünfhundert Mark enthielt, auch einige Hunderter mochten dazwischen sein, da fühlte Pechmayer ein seltsames Flimmern vor den Augen! So viel Geld hatte er noch nie zusammen gesehen, der Anblick der unscheinbaren Papiere blendete ihn. Und der glückliche Besitzer dieses kolossalen Reichthums, dessen Höhe sich jeder Berechnung entzog, hatte vor wenigen Minuten noch die Absicht gehabt, sich todt zu schießen! Der unglückliche Mensch war verrückt, total verrückt!

Glückskind hatte inzwischen aus dem Schatz drei Banknoten, jede über tausend Mark lautend und zehn Hundertmarkscheine genommen. „Hier, Freund Pechmayer," sagte er, „sind viertausend Mark. Wir hatten nur dreitausend fünfhundert verabredet, aber ich mache die Summe voll, wenn Sie mir auch Ihre Reisetasche mit gesammtem Inhalt abtreten. Ich möchte ganz als Pechmayer ausgerüstet mein neues Leben beginnen! Sind Sie einverstanden?"

„O gewiß! Sie sind sehr großmüthig. Ich danke Ihnen von Herzen — aber —"

„Aber? Weshalb stocken Sie? Fahren Sie fort!"

„Wenn Sie wirklich das Leben eines armen Menschen meinesgleichen ausprobiren wollen, dann dürfen Sie nicht eine Brieftasche bei sich führen, welche solchen Reichthum enthält!"

Glückskind schaute überrascht auf. „Sie sind klüger, als ich dachte," sagte er. „Sie haben Recht! Am besten

ist's wohl, ich werfe den ganzen Plunder in den See, dann kann er kein Unheil mehr in der Welt anrichten!"

„Um Gottes willen, was wollen Sie thun, Herr Glückskind?" rief Pechmayer entsetzt, er packte den jungen Mann, der schon die Hand mit der Brieftasche erhoben hatte und im Begriff war, diese in den See zu schleudern, beim Arm. „Es ist eine Sünde, das schöne Geld zu vernichten! Wenn Sie es nicht haben wollen, schenken Sie es mir!"

Glückskind ließ die erhobene Hand sinken, er dachte einen Moment nach, dann sagte er, Pechmayer lächelnd betrachtend: „Der Appetit kommt beim Essen. Vor wenigen Minuten noch erschienen Ihnen viertausend Mark wie ein Reichthum; jetzt möchten Sie schon mehr haben! Nein, Freund Pechmayer, es verbleibt bei den viertausend Mark. Können Sie mit diesen sich nicht ein neues Leben begründen, dann würde eine größere Summe Sie mit unfehlbarer Sicherheit unglücklich für Ihr ganzes Leben machen. Aber Sie hatten trotzdem Recht, als Sie mich abhielten, dies Geld zu vernichten. Es wäre eine Thorheit gewesen; ich handle immer thöricht, wenn ich dem Impuls des Augenblicks nachgebe, und danke Ihnen, daß Sie mich gewarnt haben. Ich werde die Brieftasche behalten. Mir bringt das Geld keine Gefahr, ich kenne ja seine Werthlosigkeit. Geben Sie Ihre Reisetasche her. Haben Sie den Schlüssel bei sich? Ja? — Ich danke Ihnen. Hier in der Reisetasche soll das Geld unangetastet bleiben. Und nun wollen wir die Kleider tauschen. Ich sehne mich nach Ihrem köstlichen schwarzen Anzug, wie eine Braut nach dem Schleier. Wir sind ja gleicher Größe, da wird

die Verwechslung der Anzüge keine große Schwierigkeiten haben."

Er warf Halstuch und Weste ab, Pechmayer folgte kopfschüttelnd seinem Beispiel. In wenigen Minuten war der Umtausch vollendet, Fritz Glückskind stand mit Pechmayer's nassem schwarzen Anzug bekleidet vor dessen staunendem früheren Besitzer, von seiner schlanken, aber kräftigen Gestalt hingen die auch ihm zu weiten Kleidungsstücke schlotterig herab, den hohen schwarzen Cylinderhut hatte er sich auf den Kopf gestülpt und lachend rief er, sich in einem kleinen Taschenspiegel, den er aus seinem eigenen Rocke genommen hatte, betrachtend:

„Schauderhaft, über die Maßen häßlich! Wahrhaftig, ich bin Ihrer würdig, Freund Pechmayer! Aber, Sie Aermster, wie sehen Sie aus? Sie haben einen schlechten Tausch gemacht. Der moderne Sommeranzug steht Ihnen, wie dem Pudel der Frack! Da, schauen Sie sich selbst an!"

Er reichte Pechmayer den Taschenspiegel hin. Jener betrachtete sich wohlgefällig; er fand, daß er in dem eleganten Kostüm sehr nobel aussehe, und äußerte dies auch.

„Gefallen Sie sich? Desto besser!" entgegnete Fritz Glückskind. „Dann können wir ja Beide mit dem Tausch zufrieden sein. Und nun, Freund Pechmayer, lassen Sie uns Abschied nehmen. Vorher aber schwören Sie mir bei Ihrer Seelen Seligkeit, bei Allem, was Ihnen heilig ist, einen Eid darauf, daß Sie keinem Menschen auf der ganzen Welt jemals verrathen, was hier zwischen uns Beiden vorgegangen ist, und daß Sie, so schnell es Ihnen irgend möglich ist, nach Amerika absegeln."

„Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe! Amen!" rief Pechmayer mit zum Himmel emporgehobenen Schwörfingern.

„Leben Sie wohl, mein würdiges anderes Ich! Leben Sie wohl, bis wir uns in einer anderen Welt vergnügter als in dieser wiedersehen. Sie gehen dorthin, nach Wilhelmshagen, ich suche mir einen anderen Weg. Leben Sie wohl!"

Er drückte Pechmayer noch einmal kräftig die Hand, dann nahm er die schwere Reisetasche und warf sie sich auf den Rücken, indem er, wie Pechmayer es auf dem Wege nach dem Walde auch gethan hatte, dessen Stock durch den Henkel der Tasche steckte. Rüstig schritt er dem Walde zu.

## 2.

Schloß Osternau liegt in einer nicht gerade durch hervorragende Naturschönheit, wohl aber durch üppige Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegend. Das wellige Hügelland läßt keinen weiten Fernblick zu, nur von der Spitze einiger sich höher erhebender Hügel kann man die lange Bergkette des Riesengebirges in weiter Ferne schauen, von Schloß Osternau selbst aber ist dies nicht möglich, eine Hügelreihe verdeckt die Aussicht nach dem Gebirge.

Es fehlt der Umgebung des Schlosses trotzdem nicht an Reiz. Die fruchtbaren Felder mit dem wogenden goldenen Aehrenmeer, die üppigen, blumenreichen Wiesen, die sich in den Vertiefungen wie grüne Bänder zwischen den im Aehrengold prangenden Hügeln hinziehen, die dunklen Wälder, welche den Horizont begrenzen, geben wohl kein

großartig schönes, aber ein sehr liebliches Landschaftsbild, und in den Augen des Herrn v. Osternau, der mit Leib und Seele ein tüchtiger Landwirth war, gab es in ganz Schlesien keinen herrlicheren Ort, als sein liebes Osternau; ein wogendes Kornfeld erschien ihm viel schöner, als ein öder, barocker Felsen; die steilen, kaum für eine vernünftige Waldkultur, für Ackerbau aber gar nicht brauchbaren Berge, in denen der Landmann nur unter schwerer Arbeit sein kümmerliches Dasein fristet, haßte er, eine weite fruchtbare Ebene war für ihn das landschaftliche Schönheitsideal, welches in dem sanft welligen Osternauer Hügellande allerdings nicht ganz erreicht wurde, dem dieses aber wenigstens in Beziehung auf Fruchtbarkeit und leichte Bearbeitung des Bodens nahe kam.

Alle die Herren v. Osternau waren tüchtige, praktische Landwirthe gewesen; die Liebe zur Landwirthschaft hatte sich von den Vorfahren des alten Geschlechtes auf die Urenkel vererbt mit dem Majorat. Die Majoratsherren hatten stets, soweit die Erinnerung des Geschlechtes zurückreichte, in Schloß Osternau residirt und persönlich die Bewirthschaftung der weitausgedehnten Güter geleitet; nur die jüngeren Söhne hatten sich dem Staatsdienst gewidmet, aber meistens waren sie auch nicht lange in demselben geblieben. Sobald sie das Recht auf Pension erworben hatten, waren sie der angeborenen Lust gefolgt, hatten den Abschied genommen und waren nach Schloß Osternau zurückgekehrt, um dem älteren Bruder treu in der Bewirthschaftung der Güter zur Seite zu stehen.

Verheirathet hatten sich von diesen jüngeren Söhnen

immer nur wenige, die meisten waren als Junggesellen gestorben. Da hatte sich denn der Mannesstamm der Osternau nicht ausbreiten können, er stand schließlich nur auf sechs Augen. Der Majoratsherr Friedrich v. Osternau hatte nur einen Sohn, einen Knaben von sechs Jahren, und nur einen einzigen männlichen Verwandten, einen Vetter Namens Albrecht v. Osternau, der sich lange Zeit als den künftigen Majoratsherrn betrachtet hatte, da die Ehe des Herrn Friedrich v. Osternau zuerst nur durch ein Kind, eine Tochter, gesegnet gewesen war, bis durch die spätere Geburt eines Sohnes des Majoratsherrn diese Hoffnung zerstört wurde.

Albrecht v. Osternau war ein junger lebenslustiger Offizier gewesen; als künftiger Majoratsherr hatte er sich wenig darum gekümmert, daß sein kleines väterliches Vermögen innerhalb weniger Jahre verspielt und vergeudet war; er hatte ja Kredit genug, denn es war unter den Wucherern in Berlin allgemein bekannt, daß der Majoratsherr Friedrich v. Osternau die Schwindsucht habe und höchstens noch einige Monate leben könne. Aber der Schwindsüchtige lebte nicht Monate, er lebte Jahre, und als man seinen Tod mit Sicherheit in allernächster Zeit erwarten konnte, überraschte er die Welt mit der Nachricht, daß ihm ein Sohn und Erbe geboren sei.

Es war ein furchtbarer Schlag für den Lieutenant Albrecht v. Osternau, als er durch einen sehr freundschaftlichen Brief seines Vetters die Nachricht erhielt, daß alle seine Lebenshoffnungen plötzlich zertrümmert seien. Mit seiner Aussicht auf das Majorat war auch sein Kredit zer-

stört, seine bisher so geduldigen Gläubiger mahnten ihn, sie drohten mit Klagen und — da er unvorsichtigerweise einen Ehrenschein gegeben hatte — sogar mit einer Anzeige beim Regimentskommandeur, wenn der Schein nicht pünktlich eingelöst werde. Bisher hatte Albrecht v. Osternau nie die geringste Schwierigkeit gefunden, eine alte Schuld durch eine neue zu decken; jetzt war ihm dies unmöglich. Die früher so bereitwilligen und höflichen Geldmänner, welche es als eine Ehre betrachtet hatten, wenn der Herr Lieutenant v. Osternau sie aufgesucht hatte, zeigten sich plötzlich brutal abweisend.

In seiner höchsten Noth entschloß sich Albrecht v. Osternau, Hilfe bei seinem einzigen Verwandten, dem Majoratsherrn, zu suchen, obgleich er mit diesem bisher nur in einem sehr schwachen Verkehr gestanden hatte. Er reiste nach Schloß Osternau, und hier wurde er von dem Vetter mit offenen Armen empfangen. Der gutmüthige Majoratsherr fühlte die Verpflichtung, seinen einzigen Verwandten für seine zerstörten Hoffnungen wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Er erkannte die Härte der Majoratsgesetzgebung an, die alle jüngeren Sprossen des alten Stammes ausschließt von der Gunst des Familienreichthums, den sie in seiner ganzen Fülle auf den einen Erben ausschüttet; er fand es natürlich, daß Albrecht sich bisher für den glücklichen Einen gehalten und demgemäß gelebt hatte.

Er hatte zwar, da seine Kränklichkeit ihm nicht erlaubte, ein großes Haus zu machen, alljährlich bedeutende Summen zurückgelegt, diese aber stets wieder zur Verbesserung der Majoratsgüter verwendet, es war ihm daher nicht

möglich gewesen, sich ein beträchtliches Privatvermögen zu sammeln, trotzdem opferte er freudig eine recht große Summe, um die Schulden des Vetters zu zahlen.

Reich mit Geldmitteln versehen, kehrte Albrecht von Osternau nach Berlin zurück; er kam um einen Tag zu spät. Sein unbarmherziger Gläubiger hatte bereits dem Obersten des Regiments Anzeige von dem verfallenen Ehrenschein gemacht; wohl nahm er, da er voll befriedigt wurde, die Anzeige zurück, aber da sie einmal gemacht worden war, mußte der Oberst dem jungen Offizier den Rath geben, sofort seinen Abschied zu nehmen, da er sonst die Pflicht habe, die Sachlage dem Ehrenrath zu unterbreiten.

Albrecht's militärische Laufbahn war zerstört; er hätte sie ohnehin nicht fortsetzen können, denn bei seinen kostspieligen Neigungen hätte er unmöglich, ohne von Neuem Schulden auf Schulden zu häufen, Kavallerie-Offizier bei der Garde bleiben können. Was sollte er jetzt beginnen? Mit vierundzwanzig Jahren, im schönsten Lebensalter, stand er rathlos der Zukunft gegenüber.

Wieder fand er bereitwillige, freundschaftliche Hilfe bei seinem Vetter, dem er sein Unglück mittheilte. Der Majoratsherr lud ihn ein, nach Osternau zu kommen und, der Tradition des Geschlechtes getreu, sich der Landwirthschaft zu widmen.

Der junge, an die Genüsse der Hauptstadt gewöhnte Offizier, der bisher nie die Arbeit gekannt, der sich sorglos im Kreise seiner reichbegüterten Kameraden jedem Lebensgenuß hingegeben hatte, sollte Landwirth werden, sollte sich vergraben in ein einsames Schloß, um, nur angewiesen

auf die Gesellschaft seines kränklichen Vetters und dessen nicht schöner Gemahlin, die langen Tage einer, wie es ihm schien, geisttödtenden Arbeit zu widmen. Er, der frei gewesen war, wie der Vogel in der Luft, wenn der leichte Dienst halb spielend vollendet war, sollte jetzt der zu steter Arbeit verdammte Sklave seines Vetters werden, sollte dessen Befehlen gehorchen, die Rolle eines obersten Gutsinspektors übernehmen auf denselben Majoratsgütern, die er als das ihm selbst rechtmäßig einst zustehende Erbe zu betrachten gewohnt gewesen war. Konnte das hohe Gehalt, welches der Majoratsherr ihm großmüthig anbot, ihn entschädigen für das, was er verloren hatte, für die Freuden, die er aufgeben mußte? Kein Gefühl der Dankbarkeit für den edelherzigen Vetter kam in ihm auf; er haßte diesen, den er stets beneidet hatte. Seit Jahren hatte er bei allen seinen Zukunftsgedanken immer auf den Tod des Schwindsüchtigen gehofft; um diese Hoffnung war er betrogen worden; er machte es fast dem Vetter zum Vorwurfe, daß dieser überhaupt noch lebte und nun gar durch einen Majoratserben beglückt worden war. Der Untergebene, der Arbeitssklave des verhaßten Vetters sollte er werden, und diesem noch Dankbarkeit dafür schulden! Es war ein unerträglicher Gedanke, und doch! Wie schwer ihm der Entschluß auch werden mochte, dem ruinirten, verabschiedeten Offizier blieb keine Wahl. Zehnmal zerriß er den halb vollendeten Brief, in welchem er dem Vetter für sein Anerbieten danken und seine Annahme desselben aussprechen mußte. Er knirschte mit den Zähnen, als er die heuchlerischen Dankesworte niederschrieb, aber er mußte sie schrei-

ben, es blieb ihm ja nichts Anderes übrig, und als er endlich diesen Brief, der ihm so schwer geworden war, vollendet, da zerstampfte er wüthend die Feder, mit der er ihn geschrieben hatte.

Nach wenigen Tagen folgte er seinem Briefe, und seitdem waren alle männlichen Sprossen des Osternau'schen Geschlechtes in dem Stammschloß vereint. Albrecht bewohnte einige elegant eingerichtete Zimmer im ersten Stock, sein Schlafzimmer hatte die Aussicht nach dem Hof, seine beiden Wohnzimmer waren nach dem Garten zu gelegen.

Der Majoratsherr selbst wohnte im Erdgeschoß des Schlosses; er war ein so leidenschaftlicher Landwirth, daß er für sein Wohnzimmer die hübsche Aussicht nach dem Schloßgarten verschmähte; ihm bereitete es einen höheren Genuß, wenn er vom Fenster aus die auf dem Hof beschäftigten Knechte und Arbeiter beobachten konnte. War er seiner schwankenden Gesundheit wegen bei schlechtem Wetter an das Zimmer gefesselt, so wollte er doch dadurch den Ueberblick über seine Wirthschaft nicht verlieren; schon mit Tagesanbruch saß er dann am Fenster und er verließ bei schlechtem Wetter seinen Lieblingsplatz nur, wenn er sich Mittags nach dem Speisesaal begab. Die Mittagsstunden von halb drei bis halb fünf Uhr Nachmittags waren seine einzige Ruhezeit; bei guter Witterung war er außer dieser Zeit während des ganzen Tages zu Fuß oder zu Pferde auf dem Felde, auf dem Hof selbst oder in den Ställen. Er kümmerte sich um die kleinsten Details seiner ausgedehnten Landwirthschaft, ohne indessen die allgemeine Lei-

tung aus den Augen zu verlieren. Die Wirthschaft auf den Osternau'schen Gütern war als Musterwirthschaft weithin im Lande bekannt.

Der Osternauer Schloßhof bildete ein großes Quadrat, dessen eine Seite durch den langgestreckten Bau des Schlosses begrenzt wurde, auf der rechten Seite des Hofes lagen die Pferde- und Rindviehställe, auf der linken die Schafställe, dem Schloß gegenüber begrenzten große Scheunen den Hof. In der Mitte des großen Raumes lag ein kleiner Teich, der zur Viehtränke diente und neben welchem das Spritzenhaus, ein Schuppen, der die Feuerspritze enthielt, stand.

Auf dem Hofe herrschte eine musterhafte Ordnung und Sauberkeit; mit scharfem Auge wachte der Besitzer von Osternau darüber, daß diese stets aufrecht erhalten wurde; er, der sonst der mildeste und freundlichste Herr war, duldete doch niemals die kleinste Unordnung. Selbst der große vor den Rindviehställen aufgeschichtete Düngerhaufen — der Stolz des Besitzers und die Zierde eines Landwirthschaftshofes — war wohlgepflegt und machte wenigstens einem Landwirth niemals den Eindruck der Unsauberkeit; ja, die benachbarten Gutsbesitzer betrachteten gerade ihn mit besonderer Bewunderung, wenn sie über den Schloßhof fuhren. Sie zogen es stets vor, diesen Weg zu machen, wenn sie den Herrn v. Osternau freundschaftlich besuchten, obgleich eigentlich die Vorfahrt für Herrschaften nicht vor der kleinen, nach dem Hof hinaus führenden Thüre des Schlosses, sondern vor dem Hauptportal stattfinden sollte, zu dem von der Landstraße ein etwas weiterer, aber vortrefflicher Weg führte, während der nähere dem Schloß

gegenüber zur Seite der Scheunen in den Hof mündende Weg ein gewöhnlicher, für das Wirthschaftsfuhrwerk bestimmter Landweg war.

3.

Herr Fritz v. Osternau, der Majoratsherr, saß am offenen Fenster in seinem Wohnzimmer und schaute mißmuthig hinaus nach dem Gutshof. Er hatte infolge zu großer körperlicher Anstrengung seit einigen Tagen wieder heftige Anfälle des krampfhaften Hustens gehabt, den in früheren Jahren unwissende Aerzte für einen Schwindsuchtshusten gehalten hatten. Gefährlich waren diese Anfälle eines chronischen Leidens nicht; der berühmte Geheimrath Mitterwurz in Berlin, der von dem Herrn v. Osternau konsultirt worden war, hatte ihm nach einer gründlichen Untersuchung versichert, daß sein Husten ihm, wenn er sich schone, eine Garantie für ein langes Leben biete; aber schonen müsse er sich, bei regnerischem oder auch bei zu heißem Wetter müsse er stets das Zimmer hüten, große Anstrengungen müsse er vermeiden und selbst bei gutem Wetter dürfe er nach heftigen Hustenanfällen nicht zu weit in's Feld hinaus gehen oder reiten, weil jede starke körperliche Bewegung neue Anfälle hervorrufe. Seit diesem Ausspruch des berühmten Arztes duldete es Frau v. Osternau nicht, daß ihr Gatte seiner landwirthschaftlichen Liebhaberei folge, wenn er in der Nacht stark gehustet hatte. Einen kleinen Spaziergang erlaubte sie ihm allenfalls, aber sie begleitete ihn bei demselben, damit er ihn nicht zu weit ausdehne, und höchstens nach einer Stunde langsamen Gehens mußte

er nach dem Schloß zurückkehren. Er gehorchte in solchem Falle nur widerwillig, aber er gehorchte doch, und so saß er denn auch heute am offenen Fenster, obgleich er so gerne draußen auf der Wiese gewesen wäre, um die Heuernte zu beaufsichtigen. Es war so langweilig, hinauszuschauen nach dem im blendenden Sonnenlicht glänzenden Hof, auf dem nicht eine Menschenseele sich blicken ließ; waren doch heute alle Knechte und Mägde, sowie sämmtliche Tagelöhner draußen auf den Wiesen beschäftigt beim Mähen, Harken und Wenden des Heu's.

Tiefe Stille herrschte auf dem weiten Hofe, selbst das muntere Volk des Federviehs hatte sich vor den glühenden Sonnenstrahlen in den Schatten der Scheunen geflüchtet und ruhte dort lautlos. Der Hof war so einsam und verlassen, daß Herr v. Osternau bald müde wurde, zum Fenster hinauszuschauen, er nahm ein Buch und las, aber auch dies behagte ihm nicht lange, seine Gedanken waren draußen bei den Ernte-Arbeitern, sie wollten sich nicht an das Buch fesseln lassen.

Mißmuthig legte Herr v. Osternau das Buch nieder. „Dies faule Stillsitzen ist nicht zum Aushalten!" sagte er, sich zu seiner Gattin wendend, die mit einem mächtigen Strickstrumpf eifrig beschäftigt auf dem Sopha saß. „Ich ertrage die Faullenzerei nicht! Während alle Hände draußen sich fleißig rühren, soll ich allein hier träge im Lehnstuhl sitzen. Ich halte es nicht mehr aus, Emma! Ich muß hinaus, und überdies ist es auch gar nicht nöthig, daß ich mich länger schone, ich habe schon seit zwei Stunden nicht ein einziges Mal gehustet!"

Frau v. Osternau ließ den Strickstrumpf sinken und blickte ihren Gatten lächelnd an. Sie war nicht schön, aber wenn sie so freundlich, wie in diesem Augenblick, lächelte, hatte ihr Angesicht einen ganz eigenen Liebreiz. Es sprach sich in dem milden Ausdruck eine solche Herzensgüte aus, daß man die Unregelmäßigkeit der Züge gar nicht bemerkte; sie erschien dann trotz ihrer vierzig Jahre noch immer als eine hübsche Frau. Ihr Lächeln war unwiderstehlich, mit ihm besiegte sie jeden Widerspruch gegen ihren Willen bei ihrem Gatten, der gegen ein hartes Wort oder gar gegen einen Befehl sich sicherlich aufgelehnt haben würde, aber gegen ihr freundliches Lächeln keine Macht hatte.

„Hast Du vergessen, lieber Fritz, welche Qual wir Beide heute Nacht ausgestanden haben?" fragte sie mit milder Freundlichkeit. „Du hast so schrecklich gehustet, wir haben ja Beide kaum ein Stündchen geschlafen, und nun willst Du in der glühenden Sonnenhitze hinaus zu den Arbeitern! Thue es mir zu Liebe, Fritz, bleibe ruhig in Deinem Lehnstuhl sitzen. Es ist ja ohnehin bald Mittag, dann gibt es wieder Leben auf dem Hof."

Herr v. Osternau brummte ein paar unverständliche Worte, er dachte nicht mehr daran, seinen Lehnstuhl zu verlassen, seufzend ergab er sich in sein Schicksal. Er nahm sein Buch auf, aber bald legte er es wieder nieder, zum aufmerksamen Lesen konnte er sich doch nicht zwingen.

„Emma, weißt Du, daß wir heute den 6. Juli haben?"

„Ich glaube, ja — aber wie kommst Du darauf?"

„Bis zum 6. haben wir dem Kandidaten Zeit gegeben, heute soll er ankommen.“

„Dann wird er jedenfalls im Laufe des Tages eintreffen.“

„Ich wünschte, er käme nicht! Das wäre eine gute Gelegenheit, ihn wieder los zu werden. Ich gestehe Dir, ich kann mich noch immer nicht mit Deiner Idee, einen Informator anzunehmen, befreunden. Wir hätten besser gethan, für unser Fritzchen eine Erzieherin zu engagiren; eine feingebildete junge Dame aus guter Familie ist eine angenehme Hausgenossin; für ein paar Jahre würde sie Fritzchen den ersten Unterricht sehr gut gegeben haben, und außerdem wäre es für unser wildes Lieschen gewiß sehr heilsam gewesen, unter eine strengere weibliche Zucht zu kommen, als Du sie ausübst.“

„Glaubst Du, daß Lieschen jetzt noch sich einer solchen Zucht gebeugt haben würde? Du weißt, ich habe selbst zuerst an eine Erzieherin für Fritzchen gedacht; aber die Erfahrungen, die wir mit den Gouvernanten Lieschen's gemacht haben, waren zu abschreckend, als daß ich Lust gehabt hätte, sie noch einmal zu machen. Wenn Lieschen als Kind alle ihre Gouvernanten zur Verzweiflung gebracht hat, so würde sie jetzt mit siebenzehn Jahren sich sicherlich nicht fügen. Sie ist zu wild, zu unbändig. Nein, nein, es ist schon besser so, wie wir es jetzt beschlossen haben; und damit auch in anderer Beziehung wegen Lieschen's Verkehr mit dem zu erwartenden Kandidaten keinerlei Bedenken sich geltend machen können, so habe ich den Direktor Kramser gebeten, mir einen jungen Mann zu empfehlen, der womöglich recht häßlich sein soll.“

„Ich weiß es, aber ich muß Dir sagen, das ist eine zu drollige Idee!" rief Herr v. Osternau hell auflachend.

„Man kann nicht vorsichtig genug sein!" sagte Frau v. Osternau ernst. „Lieschen hat einen Abscheu gegen alles Häßliche, ein häßlicher, etwas unmanierlicher Mensch kann ihr nie gefährlich werden. Der Direktor Kramser ist, wie Du weißt, mein alter Freund, er war früher Hofmeister bei meinem Bruder Karl —"

„Ich erinnere mich seiner von damals her," fiel Herr v. Osternau ein, „ich habe ihn ja, als wir uns verlobten, in Deinem elterlichen Hause gesehen. Ein häßlicher, unbeholfener, tölpischer junger Mann, der übrigens, wie ich gehört habe, trotzdem später eine schnelle und verhältnißmäßig glänzende Carrière gemacht hat."

„Er ist allerdings etwas unbeholfen, aber sonst ein gutmüthiger, vortrefflicher, redlicher Mensch, zu dem ich volles Vertrauen habe. Ich habe ihm dies auch in meinem Brief gezeigt und ihm offen geschrieben, weshalb ich einen häßlichen Informator wünsche, bei dem Lieschen, wenn sie vielleicht auch ein paar Unterrichtsstunden in der Musik bei ihm nimmt, durchaus keine Gefahr läuft, und ich bin überzeugt, er wird seine Wahl ganz meinem Wunsch gemäß getroffen haben."

„Was die Häßlichkeit anbetrifft, gewiß!" erwiederte Herr v. Osternau lachend. „Wenn man vom Wolf spricht, ist er da! Komm rasch her an's Fenster, Emma, dort schreitet, wenn ich mich nicht sehr irre, Dein Schützling über den Hof. Herr im Himmel, welche gräßliche Vogelscheuche!"

Frau v. Osternau sprang schnell vom Sopha auf und eilte zu ihrem Gatten an das offene Fenster, um mit ihm hinauszuschauen. Sein letzter Ausruf hatte sie neugierig gemacht; auch sie bekam einen gelinden Schreck, sie konnte den harten Ausdruck „Vogelscheuche", den Herr v. Osternau gebraucht hatte, nicht ungerechtfertigt finden, als sie den jungen Mann erblickte, der, von dem Eingang bei den Scheunen kommend, über den einsamen Hof dem Schloß zuschritt. Er war noch zu entfernt, als daß sie seine Gesichtszüge hätte genau unterscheiden können, aber seine Gestalt machte ihr wirklich den Eindruck einer häßlichen Vogelscheuche. Wie eine Karikatur erschien ihr der große, ganz schwarz gekleidete Mann, von dessen langen Gliedern der faltige Anzug schlotterig herabhing. Der alte schwarze Frack mit seinen langen spitzen Schößen schien ebensowohl wie der hohe schwarze Cylinderhut der Mode eines längst vergangenen Jahrzehnts zu entstammen. Der Wanderer, der, während er langsamen Schrittes über den Hof ging, sich neugierig nach allen Seiten hin umschaute, trug an einem über die Schulter gelegten knotigen Stock eine schwere alte Reisetasche auf dem Rücken.

Herr v. Osternau betrachtete mit immer wachsendem Staunen die langsam sich nähernde seltsame Gestalt.

„Wahrhaftig, Dein Freund hat es mit der Häßlichkeit gar zu gut gemeint," sagte er, sich zu seiner Gattin wendend. „Diese Vogelscheuche sollen wir in unser Haus aufnehmen und an unserem Tisch mit essen lassen! Ich bin überzeugt, mir bleibt der Bissen im Munde stecken, wenn ich das Ungethüm anschauen muß!"

„Er sieht wirklich fast zu häßlich aus!" erwiederte Frau v. Osternau etwas kleinlaut; sie fühlte ein leises Bedauern darüber, daß sie in ihrem Brief an den Direktor die Forderung der Häßlichkeit wohl gar zu stark betont hatte.

Der Wanderer kam näher, jetzt konnte sie mit ihrem scharfen Auge schon seine Gesichtszüge erkennen, sie entsprachen nicht ganz dem Eindruck, den seine Gestalt auf sie gemacht hatte. Schön war der junge Mann allerdings nicht, die Nase war zu groß, der von einem schwarzen Schnurrbart überschattete Mund zu voll, die Gesichtsfarbe war zu bleich, als daß dies Gesicht einen Anspruch auf Schönheit hätte machen können, wohl aber konnten es die großen dunkeln Augen, die beobachtend nach allen Seiten hin sich richteten, und als nun der junge Mann immer näher kam, als er jetzt, nur wenige Schritte vom Schloß entfernt, Herrn und Frau v. Osternau am Fenster bemerkte und grüßend den Hut zog, da widersprach die ruhige, vornehme Art des Grußes so ganz und gar dem Eindruck der sonderbaren Erscheinung, daß Frau v. Osternau nicht mehr wußte, was sie denken sollte. Der vom Hut entblößte Kopf des jungen Mannes erschien ihr nicht mehr abschreckend häßlich, er hatte sogar durch die dunkeln Feueraugen etwas eigenthümlich Interessantes.

Herr v. Osternau hatte von dem jungen Mann einen ganz ähnlichen Eindruck erhalten, wie seine Gattin.

„Eine sonderbare Erscheinung!" sagte er, als der Wanderer durch den Eintritt in das Schloß seinen Augen entzogen war. „Ich bin wirklich neugierig auf den Menschen."

Frau v. Osternau sagte nichts, aber sie schaute mit dem Ausdruck gespannter Erwartung nach der Thüre. Sie hatte nicht lange zu harren, schon nach wenigen Minuten erschien Hildebrandt, der alte Kammerdiener des Herrn v. Osternau, um zu melden, ein sonderbarer Mensch sei soeben mit einer Reisetasche auf dem Rücken angekommen; er nenne sich Gottlieb Pechmayer und behaupte, er sei der von der gnädigen Frau erwartete Herr Kandidat, für den oben im ersten Stock die beiden schönen Zimmer eingerichtet seien; er wünsche die gnädige Frau zu sprechen.

Ganz verwundert schüttelte der alte Hildebrandt mit dem Kopf, als die gnädige Frau ihm befahl, er möge den Herrn Kandidaten sogleich zu ihr führen; er wagte sogar zu bemerken, der Mensch sei ganz gewiß kein wirklicher Kandidat, sondern irgend ein Vagabund, dem die gestohlene Kleidung nicht auf den Körper passe, aber er mußte sich endlich doch bequemen, dem wiederholten Befehl der Frau v. Osternau Folge zu leisten und Herrn Gottlieb Pechmayer in das Wohnzimmer führen.

Als der Erwartete durch die von Hildebrandt geöffnete Flügelthür trat, fiel der Frau v. Osternau abermals der Kontrast zwischen der äußeren Erscheinung des jungen Mannes und seiner Haltung, seinen Bewegungen auf. Er hielt den schäbigen, alten schwarzen Cylinderhut so sicher nachlässig in der Hand wie ein Cavalier, der zu einer Visite kommt, und die Verbeugung, mit der er zuerst die Frau und dann den Herrn des Hauses begrüßte, war tadellos, ungezwungen und dabei doch respektvoll. Seine großen dunkeln Augen richteten sich während der kurzen Begrüßung

einen Moment forschend auf Frau v. Osternau, dann musterten sie mit einem schnellen prüfenden Blick den Herrn des Hauses, um demnächst für einen Moment über die ganze Einrichtung des Wohnzimmers fortzufliegen.

Die Befangenheit und unbeholfene Schüchternheit, welche an das Gesellschaftsleben nicht gewöhnte junge Männer meistens bei der ersten Begegnung mit höher gestellten Personen zeigen, war offenbar dem Herrn Gottlieb Pechmayer fremd. Er ging schnurstracks auf Frau v. Osternau zu, und sich noch einmal vor ihr leicht verneigend, sagte er sehr ruhig:

„Gnädige Frau, ich habe die Ehre, mich als der vom Herrn Direktor Kramser empfohlene Kandidat Gottlieb Pechmayer vorzustellen. Sie haben mir gütigst gestattet, den Antritt des wichtigen Amtes, welches Sie mir übertragen wollen, bis zum heutigen Tage zu verschieben; ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür und bin nun bereit, nach bester Kraft meine Pflicht zu erfüllen. Ja, ich gestehe Ihnen, ich sehne mich danach, redlich arbeitend meinen Lebensberuf auszufüllen. Was ich irgend weiß und kann, werde ich gern Ihren kleinen Sohn zu lehren bereit sein."

Das war eine sonderbare Anrede, sie klang gar nicht pedantisch, und von dem salbungsvollen Ton, den der Direktor Kramser in seiner Jugendzeit bei jeder feierlichen Gelegenheit anzuwenden liebte, war keine Spur in den einfachen Worten zu finden. An dem jungen Mann war Alles anders, als Frau v. Osternau zu finden erwartet hatte. Sie gerieth sonst nicht leicht in Verlegenheit; mit der ihr eigenen

milden freundlichen Ruhe fand sie stets die richtige Art, jedem Fremden gegenüberzutreten, aber es war seltsam genug, den Hauslehrer, den sie sich engagirt hatte, den jungen Mann, der fortan zu den höheren Beamten ihres Hauses gehören sollte, wußte sie nicht zu behandeln. Sie hatte es als ganz natürlich und selbstverständlich betrachtet, daß sie sich durch seine Gegenwart nicht stören lassen und ruhig weiter stricken werde, jetzt aber ließ sie unwillkürlich den Strickstrumpf sinken, sie konnte nicht anders, sie mußte bei seiner Begrüßung sich leicht von ihrem Platz im Sopha erheben, sie mußte sich gerade so verneigen, wie sie es gethan haben würde, wenn ein Standesgenosse ihr die erste Visite gemacht hätte; sie mußte ihm mit ein paar höflichen Worten sagen, sie freue sich, ihn zu sehen, und bitte ihn, Platz zu nehmen.

Und dem Herrn v. Osternau erging es ähnlich; auch er war aufgestanden und hatte seinen Platz am Fenster verlassen, als der Kandidat ihn begrüßte, und als jetzt dieser der erhaltenen Einladung folgend sich einen Sessel an das Sopha rückte und ganz ungenirt, als müsse dies so sein, Platz nahm, that Herr v. Osternau das Gleiche; er fühlte die Verpflichtung als Hausherr, die von seiner Frau begonnene Unterhaltung fortzusetzen.

„Es freut mich, daß Sie so pünktlich sind, Herr Pechmayer," sagte er, dem jungen Manne freundlich zunickend. „Ich bin nach den Empfehlungen des Herrn Direktor Kramser, eines alten Freundes meiner Frau, davon überzeugt, daß Sie die gleiche Pünktlichkeit und Pflichttreue auch bei dem Unterricht meines Fritz bewähren werden.

Nur auf einen Punkt möchte ich Sie dabei von vornherein aufmerksam machen, und zwar darauf, daß ich mir den Religionsunterricht meines Sohnes selbst zu ertheilen vorbehalte, weil ich vor Allem wünsche, daß mein Kind ganz in den Anschauungen seiner Eltern erzogen werde.

Ein Lächeln schwebte bei dieser Auseinandersetzung des Herrn v. Osternau um die Lippen des jungen Mannes, er verbeugte sich nach derselben leicht gegen den Herrn des Hauses.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mich von dem Religionsunterricht entbinden," erwiederte er, „ich glaube, daß ich für keinen Zweig des Unterrichts weniger Talent und Neigung besitze, als gerade für diesen!"

„Das wundert mich, nach der Empfehlung des Herrn Direktor Kramser hätte ich das Gegentheil geglaubt!"

„Herr Direktor Kramser beurtheilte in seinem Wohlwollen gegen mich meine Leistungen und Fähigkeiten wohl allzu günstig. Ich gestehe Ihnen offen, es sind mir schon Zweifel aufgestiegen, ob ich mich überhaupt dazu eigne, einen Knaben zu unterrichten und zu erziehen, ob es nicht eine Gewissenlosigkeit von mir ist, ein Amt anzutreten, für welches ich mich vielleicht gar nicht eigne. Ich habe den Entschluß dazu in einem Moment der Erregung gefaßt, ich hätte es vielleicht nicht thun sollen; vielleicht aber gelingt es mir auch, alle Schwierigkeiten zu überwinden und, wonach ich mich sehne, in redlicher Arbeit etwas Tüchtiges zu leisten. Ich weiß nicht, ob ich die Fähigkeit, Kraft und Ausdauer dazu haben werde, aber ich hoffe es. Ich glaubte Ihnen diese Offenheit schuldig zu sein, Herr

v. Osternau, und ich bitte Sie nun, lassen Sie uns einen Versuch mit einander machen, einen Versuch, bei welchem ich Ihnen ausdrücklich das Recht einräume, ihn sofort zu beenden, wenn ich die Verpflichtungen, die ich übernahm, nicht voll und ganz erfülle."

Mit wachsendem Staunen hatten Herr und Frau v. Osternau diesen Worten gelauscht, die ihnen fast unverständlich waren; sie hatten beredte Blicke mit einander ausgetauscht, einen Moment war sogar Herr v. Osternau zweifelhaft gewesen, ob es nicht am besten sei, Herrn Gottlieb Pechmayer fortzuschicken, ehe dieser noch sein Amt angetreten habe; die letzten Worte beruhigten ihn indessen: einen Versuch zu machen konnte nicht gefährlich sein. Er erwiederte:

„Ich nehme Ihren Vorschlag an, so sehr mich auch dessen Motivirung in Erstaunen gesetzt hat. Ich verstehe es nicht recht, wie ein Kandidat, der die Schulen besucht und sein Examen bestanden hat, daran zweifeln kann, ob er die Fähigkeit besitzt, einen sechsjährigen Knaben zu unterrichten."

„Ich war noch niemals Hauslehrer!"

„Ah so! Sie zweifeln daran, ob es Ihnen gelingen wird, im Einzelunterricht Erfolge zu erzielen. Das ist eine achtbare Bescheidenheit, die mich erfreut. Jedenfalls wollen wir den Versuch wagen, und ich hoffe, er wird gelingen. Einige Schwierigkeiten werden Sie allerdings zu überwinden haben. Fritzchen ist ein Unband, es wird Ihnen nicht leicht werden, ihn zur Arbeit heranzuziehen, und nun gar Lieschen!"

„Lieschen? — Ich glaubte nur zum Unterricht eines Knaben berufen zu sein?“

„Allerdings, aber da Herr Direktor Kramser meiner Frau schrieb, Sie seien sehr musikalisch, glaubten wir, Sie könnten vielleicht auch meiner Tochter Lieschen einige Stunden wöchentlich ertheilen. Ich bin bereit, Ihnen diese Stunden besonders zu honoriren.“

„Davon kann gar keine Rede sein. Sie haben mich vom Religionsunterricht entbunden, dafür werde ich gern einige Musikstunden mehr geben.“

„Sie spielen, wie mir Herr Direktor Kramser schreibt, sehr gut Klavier und haben eine schöne Stimme,“ bemerkte Frau v. Osternau, welche bisher die Unterhaltung zwar mit großer Theilnahme verfolgt, aber nicht an derselben Theil genommen hatte.

„Man sagt es.“

„Herr Direktor Kramser hat es mir geschrieben!“ erwiederte Frau v. Osternau in einem schärferen Tone, als sie sonst anzuwenden pflegte, sie fühlte sich verletzt durch die kurze, wenig Achtung vor dem Herrn Direktor verrathende Antwort des jungen Lehrers. „Es sollte mir leid thun, wenn Herr Direktor Kramser in dieser Beziehung Ihr Talent und Ihre Fähigkeiten überschätzt hätte, da ich bei dem Engagement eines Hauslehrers gerade auf dessen musikalische Ausbildung ein besonderes Gewicht gelegt habe; nicht nur, weil ich wünschte, daß Lieschen noch einige Musikstunden erhalte, sondern hauptsächlich Fritzchens wegen. Es ist mir wichtig, daß der erste Musikunterricht des Kindes von einem tüchtigen Lehrer geleitet werde; jede

Versündigung des ersten Lehrers rächt sich schwer in der Zukunft an dem Schüler."

„Ob ich Ihren Ansprüchen werde Genüge leisten können, weiß ich nicht, gnädige Frau. Ich bin nur Dilettant in der Musik und habe noch niemals Musikunterricht ertheilt! Ich kann auch in dieser Beziehung Ihnen nur anheimstellen, einen Versuch mit mir zu machen, wie auch ich den Versuch machen will, mich in ein ganz neues Dasein hineinzuleben. Ob ich es erträglich finden und ob ich Ihnen erträglich sein werde, muß die Zukunft lehren. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gleich eine kleine Probe meiner geringen Kunstfertigkeit zu geben. Der schöne Flügel dort ladet zu derselben ein. Sie werden dann wenigstens beurtheilen können, ob Ihnen meine Fingerfertigkeit und mein Anschlag beim Spiel, sowie meine Stimme genügt. Man kauft ja nicht gern eine Waare, ohne sie gesehen und gehörig geprüft zu haben, weshalb sollten Sie einen Musiklehrer engagiren, ohne ihn vorher zu hören? Seine Lehrfähigkeit müssen Sie freilich erst ausprobiren, dies aber müssen Sie bei jedem Lehrer thun. Ich weiß aus eigener trauriger Erfahrung, wie groß die Zahl der Musiklehrer ist, examinirter und nicht examinirter, die Gott in seinem Zorn hat Lehrer werden lassen, und der Charlatane, die sich künstlich durch nichtsnutzige Reklamen einen Lehrruf verschaffen und denen doch jeder Beruf zum Lehren fehlt."

Er erhob sich nach diesen Worten, und ohne die Erlaubniß der Frau v. Osternau abzuwarten, ging er geraden Weges auf den vortrefflichen Flügel zu. Das Instrument

war geöffnet, Frau v. Osternau, die selbst noch gern Klavier spielte und die mit ihrem seelenvollen Spiel sich und ihrem Gatten manche genußreiche Stunde bereitete, hatte es erst vor kurzer Zeit benutzt und noch nicht wieder geschlossen. Er trat an das Instrument und nahm das auf dem Notenpult liegende Notenheft auf.

„Beethoven!“ sagte er. „Ist Ihr Fräulein Tochter schon so weit vorgeschritten? Es ist erquickend, wenn man heutzutage auf einem Flügel solche Noten findet. Die Damen, welche Fingerfertigkeit genug haben, die Waldsteinsonate zu spielen, pflegen ihre Kunst meist nur zu Salonbravourstückchen zu verwenden. Was gilt heutzutage in der Gesellschaft ein geläuterter Geschmack? Wer hat noch Sinn für eine wirkliche Musik? Wer tüchtige musikalische Purzelbäume schlagen kann, wer die Hand genügend geübt hat, daß sie in rasender Schnelligkeit über die Tasten fliegt, wer das tollste Zeug mit der größten Fertigkeit zusammenpaukt, der ist der Meister. Solche brillante Salonmusik ist mir ebenso im Grunde der Seele zuwider, wie die weichliche Gefühlsduselei mancher der neueren, bei unseren schmachtenden Damen so beliebten Komponisten.“

Welche seltsame Art zu sprechen! — Frau v. Osternau schaute mit großen, weitgeöffneten Augen den sonderbaren Menschen an, der, während er in dem Notenheft blätternd redete, ganz zu vergessen schien, zu welchem Zweck er an den Flügel getreten war. Welcher wunderbare Kontrast zwischen der äußeren Erscheinung des jungen Mannes und seinem Wesen, seinen Worten! Die unbefangene Sicherheit, mit welcher er sprach, seine ganze Ausdrucksweise

paßten so ganz und gar nicht zu der lächerlichen, philiströsen Kleidung, die ihm schlotternd um den Leib hing; aber sie paßten auch nicht zu der Stellung eines Informators, der sich der Herrschaft, in deren Dienst er zu treten bereit ist, vorstellt.

Frau v. Osternau hielt sich für weit erhaben über aristokratische Vorurtheile, sie war stolz darauf, eine tüchtige, gute Hausfrau zu sein, die human und freundlich mit allen ihren Untergebenen, selbst mit den Dienstboten und Tagelöhnern verkehrte. Die Gouvernante und die Inspektoren hatte sie stets mit der größten Höflichkeit, fast so behandelt, als ob sie zur Familie gehörten, sie hatte von ihnen niemals jene servile Unterthänigkeit gefordert, welche in anderen vornehmen Häusern von der sogenannten höheren Dienerschaft verlangt wurde; aber die Art und Weise, wie der Herr Gottlieb Pechmayer sprach, die Ungenirtheit, mit welcher er sich benahm, schien ihr doch weit über das Maß des Erlaubten hinaus zu gehen. Sie fühlte sich versucht, ihn durch einige scharfe Worte in die Schranken seiner Stellung zurückzuweisen, nur konnte sie gerade in diesem Augenblick die rechten Worte nicht finden, und während sie noch darüber nachdachte, was sie sagen sollte, saß der junge Mann schon am Flügel, glitten seine Finger schon über die Tasten, und bereits im nächsten Augenblick hatte Frau v. Osternau ganz vergessen, daß sie schelten wollte; mit wahrem Entzücken lauschte sie seinem wunderbaren Spiel.

Herr Gottlieb Pechmayer hatte sich an den Flügel gesetzt, um eine Probe seiner Kunstfertigkeit zu geben;

daran aber dachte er in demselben Augenblick nicht mehr, als seine Finger die Tasten berührten. Seit Wochen hatte er nicht mehr gespielt, ja er hatte sogar einen gewissen Widerwillen gegen die Musik empfunden, deren Zauber er sich früher so gern widerstandslos hingegeben hatte. In dem traurigen Seelenzustande, der ihn ganz beherrschte, erschien ihm das ganze Leben so schal und langweilig, daß er die Lust verloren hatte, irgendwie sich aus der trostlosen Leere und Oede, in welcher er lebte, zu erheben. Jetzt aber, als die ersten Töne, die er hervorrief, an sein Ohr klangen, stieg in ihm die Erinnerung auf an so viele wonnige Stunden, die er im Reich der Töne durchschwelgt hatte, der Zauber der Musik umfing ihn wieder, er fühlte sich neu belebt, und diesem Gefühle gab er Ausdruck. Er phantasirte so innig, so ergreifend, daß Frau v. Osternau tief erschüttert wurde, daß sie mit bebendem Herzen den wunderbaren Tönen lauschte, und daß auch der Herr v. Osternau gar nicht mehr daran dachte, zum Fenster hinaus zu schauen nach mehreren Arbeitern, die eben vom Felde zurückkehrend über den Hof schritten. Auch er vergaß alles Andere, mit gefalteten Händen und gesenktem Blick hörte er zu.

Der letzte Akkord war verhallt, der Spielende hatte die Hände sinken lassen, sein dunkles Auge schaute träumerisch nieder auf die Tasten, plötzlich aber raffte er sich auf, ein Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau,“ sagte er, sich schnell zu Frau v. Osternau wendend. „Ich habe Ihnen da ein wildes, zusammenhangloses Allerlei vorphantasirt.

Ich hatte mich selbst vergessen, meine Gedanken sprachen sich aus in den Tönen, die Gewalt der Musik riß mich fort, ich konnte nicht widerstehen. Das ist mein Unglück! Die Selbstbeherrschung fehlt mir. Der Moment packt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, und dann vergesse ich Alles, Alles, am liebsten mich selbst. Aber ich will versuchen, mich zu bessern, einzulenken in eine geordnete Lebensbahn. Den Beginn dazu will ich gleich machen. Befehlen Sie, was soll ich Ihnen vorspielen? Nur um Eines bitte ich, verlangen Sie in diesem Augenblick von mir nicht eines der musikalischen Seiltänzerkunststückchen! Wenn es sein muß, gebe ich Ihnen später auch ein solches zum Besten, nur heute, nur in diesem Augenblicke nicht!"

Frau v. Osternau schaute mit feuchten Augen den Redenden an, sie winkte ihm sanft abwehrend mit der Hand.

„Sie sollen nicht weiter spielen, kein fremder Ton soll mir den Eindruck dessen stören, was ich gehört habe," sagte sie ernst. „Sie sind ein Künstler, ein wahrer, gottbegnadeter Künstler, Herr —" sie stockte, der prosaische, lächerliche Name Pechmayer wollte ihr in diesem Moment nicht über die Lippen, aber sie mußte ihn doch aussprechen, und indem sie es that, löste sich der Zauber, der sie umfangen hielt. Der Name Pechmayer zog sie zurück in die prosaische Wirklichkeit, sie sah wieder den häßlichen, altmodischen, abgeschabten Frack mit den langgespitzten Schößen, die schlangenartig von dem Stuhl, auf welchem Pechmayer saß, zum Fußboden sich herabkrümmten. Nicht

mehr der Künstler, der sie entzückt, der ihren Geist in höhere Regionen erhoben hatte, der Kandidat Gottlieb Pechmayer, der ihre weiteren Befehle erwartete, saß vor ihr. „Ich will nichts weiter hören, Herr Pechmayer," fuhr sie fort; „daß Sie befähigt sind, meinen Kindern Musikunterricht zu ertheilen, das haben Sie durch Ihr mehr als vortreffliches Spiel hinreichend bewiesen, ob Sie das von Ihnen selbst angezweifelte Lehrgeschick haben werden, muß die Zukunft erweisen. Ich nehme Ihren Vorschlag an. Lassen Sie uns beiderseits den Versuch machen, ob Sie sich für die Stellung eignen und ob Sie sich wohlfühlen in derselben. Ich leugne Ihnen nicht, daß auch ich nicht ohne Zweifel darüber bin. Sie entsprechen in keiner Weise dem Bilde, welches ich mir von dem mir durch Herrn Direktor Kramser empfohlenen Kandidaten gemacht hatte, aber — die Wirklichkeit entspricht ja niemals dem Bilde, welches wir uns entwerfen. — Wenn Du einverstanden bist, Fritz," fügte sie, zu ihrem Gatten sich wendend, hinzu, „dann bitten wir wohl Herrn Pechmayer, sich von diesem Augenblick an als Lehrer unserer Kinder zu betrachten."

„Vollkommen einverstanden!" bestätigte Herr v. Osternau, seiner Frau freundlich zunickend und dem jungen Manne, der seinen Sitz am Flügel verlassen hatte und ihm nahe getreten war, die Hand bietend. „Schlagen Sie ein, Herr Pechmayer! Wir wollen beiderseits den redlichen Versuch machen, ob Sie sich für die Stellung eignen und ob diese sich für Sie eignet. Gelingt der Versuch nicht, dann können wir uns in aller Freundschaft wieder trennen; aber

ich hoffe, er wird gelingen! Ja ich hoffe und wünsche es von ganzem Herzen!“ Er schüttelte bei diesen Worten herzlich die Hand Pechmayer's. „Von diesem Augenblick an sind Sie unser Hausgenosse, und ich bitte Sie, sich als solcher bei uns einzuleben. Mein alter Hildebrandt soll Ihnen die Zimmer anweisen, welche Ihnen zu Ihrer Aufnahme vorbereitet sind, dorthin werde ich Ihnen Fritzchen schicken, damit Sie die Bekanntschaft des Ihrer Obhut fortan anvertrauten Knaben machen können. Um drei Uhr speisen wir, bis zur Mittagszeit mögen Sie sich in Ihrem neuen Heim häuslich einrichten; bei Tisch und nach Tisch beim Kaffee wollen wir dann uns weiter über den Unterrichtsplan, den ich für Fritzchen wünsche, und über manches Andere besprechen. Jetzt aber will ich Sie nicht länger abhalten, es sich nach der Reise in Ihrem Zimmer bequem zu machen.“

Pechmayer, der durch die offene, freundliche Art des Herrn v. Osternau sehr angenehm berührt wurde, dankte mit einigen einfachen Worten, dann, als der alte Hildebrandt durch den Ton einer von Herrn v. Osternau angeschlagenen silbernen Glocke herbeigerufen erschien und den Auftrag erhielt, den Herrn Kandidaten nach seinen Zimmern zu geleiten, folgte er dem Diener, nachdem er mit einer ganz cavaliermäßigen Verbeugung sich von dem Herrn und der Frau des Hauses verabschiedet hatte.

Herr und Frau v. Osternau waren schon längst wieder allein, aber noch immer saßen Beide schweigend einander gegenüber. Frau v. Osternau hatte ihr Strickzeug wieder aufgenommen, die Nadeln flogen klirrend hin und her, wenn die Dame recht angestrengt nachdachte, dann strickte

sie am schnellsten und eifrigsten. Herr v. Osternau schaute ebenfalls sinnend vor sich nieder, er blickte zuerst auf und sagte nach langem Schweigen:

„Sage mir offen, Emma, wie gefällt Dir Dein Schützling?"

„Ich weiß es nicht, Fritz! Ich sinne eben darüber nach, aber ich kann nicht darüber in's Klare kommen?"

„Mir geht es ebenso! Ein seltsamer Mensch! Er zieht mich an und stößt mich ab. Eine Vogelscheuche nannte ich ihn, als ich ihn über den Hof schreiten sah, aber als er dort am Flügel saß, als ich ihm in die von Begeisterung glühenden Augen schaute, da erschien er mir fast schön."

„Mir ist es ebenso ergangen, ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll; aber ich meine, da mein alter redlicher Freund, der Direktor Kramser, ihn uns empfohlen hat, können wir ohne Sorge sein."

„Seltsam, ich hätte nie geglaubt, daß der philiströse, prosaische Kramser einen so eigenthümlichen Menschen so warm empfehlen könnte. Durch welche Schicksalsfügung mag dieser junge Mann dazu gekommen sein, gerade diese Laufbahn einzuschlagen? Ob es ihm gelingen wird, den unbändigen Geist, der ihm aus den dunklen Augen sprüht, einzuzwängen in die Fesseln des alltäglichen Lebens? Gelingt es ihm, dann können wir Deinem Freund Kramser nicht dankbar genug sein, unser eintöniges Leben wird dann um manche schöne, genußvolle Stunde reicher werden! Du hast ein wahres Wort gesprochen, er ist ein gottbegnadeter Künstler!"

4.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich vorausgehe, Herr Kandidat. Wollen Sie mir gefälligst folgen.“

Mit diesen Worten, die von einer leichten Verbeugung begleitet waren, übernahm der alte Hildebrandt die ihm übertragene Führung des Herrn Gottlieb Pechmayer. In dem Vorsaal lag in einer Ecke die alte Reisetasche, Pechmayer wollte sie aufnehmen, um sie selbst nach seinem Zimmer zu tragen, das aber litt der alte Hildebrandt nicht.

„Ich werde gleich einen Bedienten rufen!“ sagte er, dem jungen Mann die schon von diesem ergriffene Tasche aus der Hand nehmend, und mit lauter Stimme rief er mehrfach den Namen Johann.

„Wozu das, ich kann sie selbst tragen.“

„Würde sich nicht schicken, Herr Kandidat, ebenso wenig, wie es sich schicken würde, wenn ich, der Kammerdiener des gnädigen Herrn, Ihnen die Tasche nach dem Zimmer tragen wollte.“

„Da ich sie bis in's Schloß auf dem ganzen weiten Wege getragen habe, wird es sich auch wohl schicken, wenn ich es noch einige Schritte weiter thue.“

„Nicht doch, Herr Kandidat! So lange Sie auf der Landstraße waren, mochten Sie thun und lassen, was Sie wollten, das ging Niemand etwas an; jetzt aber sind Sie in Schloß Osternau, und wie der gnädige Herr selbst gesagt hat, der Herr Lehrer unseres jungen Herrchens, und da geht das nicht. Also nichts für ungut, Herr Kandidat. Johann! Johann! Wo bleibt denn der faule Schlingel?“

Eine Thüre klappte, auf dem einen Korridor, der in den Vorflur mündete, ertönten langsame, laute Schritte.

„Der schleicht dahin, als ob er die Füße nicht rühren könnte! Es ist ein Skandal mit dem faulen Bedientenvolk!" murmelte der alte Hildebrandt ärgerlich, und als die Korridorthüre sich öffnete und der Bediente ganz gemächlich in den Vorflur trat, fuhr er denselben hart an und schalt ihn über seine Langsamkeit, dann befahl er ihm, die Reisetasche dem Herrn Kandidaten auf das Zimmer zu tragen.

Johann musterte mit einem verächtlichen Blick so recht von oben herab den Fremden, er verglich schweigend dessen vernachlässigte, armselige Kleidung mit seiner eigenen stattlichen Livree. Diesem heruntergekommenen Menschen sollte er die schwere Reisetasche nachtragen! Hatte er doch selbst gesehen, wie Jener über den Hof gewandert war, wie ein ganz gewöhnlicher Handwerksbursche, der seinen Tornister auf dem Rücken trägt, da stand noch im Winkel der gemeine Knotenstock, an welchen die Tasche gehängt gewesen war. Sein Bedientenstolz empörte sich gegen die Zumuthung, solchem Menschen einen Dienst zu leisten.

„Ich bin doch nicht da, um den da zu bedienen?" brummte er, aber er hatte das Wort noch kaum ausgesprochen, da wendete sich der Fremde, der plötzlich ein anderer Mensch geworden war, zu ihm, mit blitzenden Augen schaute er den erschreckt zurückprallenden Bedienten an.

„Augenblicklich nehmen Sie die Tasche auf!" rief er mit einem so festen, drohenden Ton, daß der Bediente eingeschüchtert sofort gehorchte.

„Recht so, Herr Kandidat. Sie werden sich schon Respekt bei dem frechen, trägen Bedientenvolke verschaffen! Nur die Zähne gezeigt, die Sorte verdient es nicht anders!" sagte der alte Hildebrandt, Jenem beifällig zunickend. „Wenn der Bursche je wieder unartig gegen Sie werden sollte, sagen Sie es mir nur, ich werde ihm schon den Kopf zurecht setzen, er ist dann die längste Zeit hier im Hause gewesen. Nun aber will ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß vorangehen."

Er schritt rüstig voran, einen Korridor entlang, der zur Haupttreppe des Schlosses führte, Pechmayer folgte ihm. Johann blieb einen Moment überlegend stehen, er schämte sich, daß er sich durch einen drohenden Blick hatte einschüchtern lassen, am liebsten hätte er die Reisetasche wieder in die Ecke geworfen, er war im Begriff, es zu thun, da aber wendete sich der Kandidat nach ihm um, und wieder traf ihn dieser finstere, drohende, befehlende Blick, der ihm unwillkürlich Furcht einflößte.

„Ein andermal tränke ich es Dir ein, Du Lump!" brummte er zwischen den Zähnen so leise, daß der, an welchen die Worte gerichtet waren, sie nicht hören und verstehen konnte, dann faßte er die Reisetasche fester und widerwillig gehorchend trug er sie den Vorangehenden nach; aber er murmelte während des ganzen Weges durch den Korridor, die Haupttreppe hinauf und oben wieder einen Korridor entlang leise Flüche und Verwünschungen in den Bart.

„Dies ist Ihr Wohnzimmer, Herr Kandidat!"

Pechmayer wurde sehr angenehm überrascht, als er

aus dem halbdunklen Korridor durch die ihm vom alten Hildebrandt geöffnete Thüre in ein großes, helles, freundliches, zweifensteriges Zimmer trat. Die Einrichtung war nicht überladen reich, aber wohnlich und bequem. Mit einem schnellen Blick überflog sie Pechmayer. Das mit dunklem Wollendamast bezogene weich gepolsterte Sopha und zwei gepolsterte Lehnstühle, ein großer runder Mahagonitisch vor dem Sopha, eine Kommode, ein Bücherschrank, ein halbes Dutzend Stühle und ein großer, zwischen den beiden Fenstern hängender Spiegel nebst einem unter demselben befindlichen Spiegeltisch bildeten das Meublement des Zimmers; für die nothwendige Bequemlichkeit war also hinreichend gesorgt, und nicht nur für die Bequemlichkeit, sondern auch für die geistige Unterhaltung. Dort an der Wand links vom Fenster stand ein Pianino neuester Konstruktion und neben demselben ein reich gefüllter Notenständer. Es berührte den jungen Mann besonders angenehm, daß er ein Instrument zur eigenen Benutzung in seinem Zimmer vorfand, seine eingeschlummerte Neigung für die Musik war plötzlich wieder erwacht. Früher war sein Pianino sein treuester Freund in mancher schweren Stunde gewesen, er würde es schmerzlich vermißt haben und war nun um so mehr erfreut, als er es fand.

Er trat an's Fenster, ein liebliches Bild eröffnete sich ihm; er blickte hinaus auf einen, nicht durch prachtvolle, bunte Blumenbeete, wohl aber durch einfache, geschmackvolle Anlagen ausgezeichneten gebüschreichen Garten. Ein großer Rasenplatz lag unmittelbar unter ihm.

Der alte Kammerdiener ließ dem jungen Mann einige Augenblicke Zeit, um sich durch eine Ausschau aus dem Fenster zu orientiren, dann aber sagte er:

„Diese Thüre hier führt in ihr Schlafzimmer, Herr Kandidat. Sie finden in demselben Kleiderschrank, Kommode und Waschtisch und können es sich gleich bequem machen, Ihre Reisetasche auspacken und sich umziehen. Punkt drei Uhr speist die Herrschaft zu Mittag, der gnädige Herr sieht es nicht gern, wenn nicht mit dem Glockenschlag Drei alle an der herrschaftlichen Tafel Speisenden im Speisesaal vereinigt sind. Sie werden daher gut thun, Ihre Uhr nach der großen Schloßuhr zu richten. Heute werde ich Sie pünktlich fünf Minuten vor drei Uhr abholen, um Sie nach dem Speisesaal zu führen, in Zukunft aber müßten Sie dann schon selbst sich den Weg dorthin suchen. Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß die gnädige Frau es gerne sieht, wenn alle die Herren, welche an der Tafel erscheinen, vorher etwas Toilette machen. Der gnädige Herr thut es selbst, der Herr Lieutenant kommt sogar immer mit Hut und Handschuhen und die Herren Inspektoren ziehen sich regelmäßig vor der Tafel um, ist ihnen dies nicht möglich, wenn zu viel in der Wirthschaft zu thun ist, so daß ihnen keine Zeit zum Umkleiden bleibt, dann kommen sie gar nicht zu Tisch, sondern speisen in der Inspektorstube."

„Sie wollen damit sagen, daß auch ich Toilette machen soll?" fragte Pechmayer lächelnd.

„Ganz recht, Herr Kandidat. Ich will mir nicht herausnehmen, Ihnen eine Vorschrift zu machen, aber ich glaube,

daß es ihnen angenehm sein muß, zu hören, welcher Brauch hier im Hause herrscht. Nun aber muß ich Sie verlassen. Sollten Sie noch irgend etwas gebrauchen, dann belieben Sie nur die Klingelschnur hier an der Thüre zu ziehen, und zwar dreimal schnell hintereinander; zweimal läutet der Herr Lieutenant, einmal die gnädige Herrschaft. Der Johann hier wird auf Ihr Läuten sofort erscheinen und nach Ihren Befehlen fragen."

Er wendete sich bei diesen Worten zu dem Bedienten um, der an der Thüre stehen geblieben war, nachdem er die Reisetasche gleich beim Eintritt in das Zimmer nachlässig zu Boden geworfen hatte. Eine große Bereitwilligkeit, dem Herrn Kandidaten zu dienen, sprach sich in dem mißmuthigen Gesicht Johann's nicht aus. Hildebrandt hielt es daher für nöthig, hinzuzufügen:

„Sollte etwa Ihren Befehlen nicht bereitwilligst Gehorsam geleistet werden, oder Johann Ihrem Klingeln nicht sofort folgen, dann bitte ich, mir Mittheilung zu machen. Nachdem Sie einmal von unserer gnädigen Herrschaft als der Herr Lehrer anerkannt worden sind, ist es meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß Ihnen auch der gehörige Respekt erwiesen werde, und dem griesgrämigen Burschen da will ich ihn schon beibringen! Gott befohlen, Herr Kandidat!"

Dieser war jetzt allein, er trat wieder an das Fenster und schaute sinnend hinaus nach dem Garten, sein Blick schweifte fort über den üppig grünen Rasenplatz und die einzelnen Gebüschpartien, er heftete sich an keinen bestimmten Gegenstand, irrend flog er hinaus in die Ferne.

Einer alten Gewohnheit folgend gab der junge Mann den Gedanken, die ihn erfüllten, in leise gemurmelten Worten Ausdruck.

„Der erste Schritt in's neue Leben hinein wäre gethan!" sagte er. „Wie ganz anders, als ich es gedacht, gestaltet sich nun vor mir diese neue Welt! Wo ist der hochmüthige Aristokrat, die naserümpfende gnädige Frau, denen ich durch meine plebejische Erscheinung Entsetzen einzuflößen hoffte? Wo bleibt der Kampf mit der brutalen Selbstüberhebung, auf den ich mich freute? Wahrhaftig, mein Unglück, das langweilige Glück, welches mich seit frühester Kindheit an mit der Ueberfülle seiner Gaben verfolgt hat, bleibt mir auch hier treu; es führt mich bei meinem tollen, abenteuerlichen Streich in ein Haus, in welchem außer mir sich jeder vernünftige Mensch glücklich fühlen müßte! Lohnte es sich wohl, in die lächerliche Hülle Pechmayer's zu kriechen, um auch hier wieder vom Glück verfolgt zu werden? Und außerdem, kann ich es mit meinem Gewissen vereinbaren, diese einfachen, freundlichen, gütigen, vertrauenden Menschen zu täuschen? Ja, wären sie, wie ich sie mir gedacht habe, hochfahrend, brutal, mit Verachtung herabschauend auf den Mann, dessen Dienste sie erkaufen, dann wäre es eine Wonne gewesen, ihren Stolz zu beugen, mit ihnen zu streiten und zu kämpfen. Eines solchen Kampfes wegen lohnte es sich schon, noch ein paar Wochen zu leben. Jetzt aber? — Nun warum nicht! Es ist doch etwas Anderes, als das ewige tödtende Einerlei von Vergnügungen, eine Abwechselung, vielleicht ebenso langweilig, wie das großstädtische Leben,

vielleicht aber auch wenigstens für kurze Zeit erträglich. Hat mich doch schon der Gedanke, einmal den Versuch zu machen, in einer neuen Lebensthätigkeit alle Kraft anzustrengen, um etwas zu leisten, erfrischt und erregt. — Aber habe ich ein Recht, mit diesen gütigen Menschen zu spielen, sie zu täuschen, zu betrügen, um einer tollen Augenblickslaune zu genügen? Bah, den Versuch, ein paar Tage den Kandidaten Pechmayer zu spielen, kann ich schon machen! Ich habe es ihnen ja offen und ehrlich gesagt, daß es nur ein Versuch sein soll, daß ich selbst nicht an meine Befähigung glaube; was können sie mehr verlangen? Und außerdem, wenn mein alter ego, der wirkliche Pechmayer, den sie sich verschrieben haben, zu ihnen gekommen wäre, würden sie dann besser daran gewesen sein? Sie müssen mir noch danken dafür, daß ich sie von dem befreit habe. — Der Scherz ist begonnen, er muß durchgeführt werden, bis — nun bis er zu langweilig wird und dann der falsche Pechmayer denselben Weg geht, den vorgestern der wahre Pechmayer gehen wollte."

Er unterbrach sich, seine Gedanken erhielten plötzlich eine andere Richtung. Eine helle, jauchzende Kinderstimme erschallte unten im Garten und erregte seine Aufmerksamkeit.

Aus dem Gebüsch, welches den großen Rasenplatz umkränzte, brach in vollem Laufe ein blondlockiger Knabe hervor, ihm folgte wenige Schritte hinter ihm, noch schneller als er laufend, ein junges, kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen. Sie suchte ihn zu fangen, er aber

entzog sich ihr, als sie ihn auf dem Rasenplatz fast eingeholt hatte, laut lachend durch eine geschickte Bewegung und erhielt hiedurch wieder einen kleinen Vorsprung, im nächsten Moment aber hatte sie ihn erreicht, hob ihn empor, küßte ihn und: „Nun hasche mich, Fritzchen!" rufend, flog sie fort über den Rasenplatz und verschwand im Gebüsch. Es war ein entzückendes Bild. Wie eine Elfe schwebte die zarte graziöse Gestalt über den Rasenplatz fort, sie schien dem Zuschauer eher zu fliegen, als zu laufen. Und doch neben dieser Zartheit, dieser Grazie, diese Kraft und Behendigkeit! Nur für einen Augenblick, als sie den Knaben in die Höhe hob und küßte, hatte Pechmayer ihr Gesicht sehen können, es erschien ihm wunderbar reizend; im nächsten Moment schon wendete sie sich ab, war sie wieder im Gebüsch verschwunden und mit ihr der Knabe, der ihr laut aufjauchzend folgte.

„Fritzchen! Fritzchen! — Fräulein Lieschen! Fräulein Lieschen!"

Der alte Hildebrandt stand unten auf dem Kieswege, der rings um den Rasenplatz fortlief, er rief mit Stentorstimme die beiden Namen.

„Ja, ja!" erschallte es im Gebüsch und gleich darauf kamen aus demselben im vollen Lauf, Hand in Hand, die beiden Gerufenen; als sie den Rasenplatz erreichten, mäßigten sie die Schnelligkeit ihrer Schritte, so daß jetzt Pechmayer sie ruhig betrachten konnte. Sie waren sich außerordentlich ähnlich, Beide waren gleich schön, aber das junge Mädchen umschwebte ein holder Liebreiz, wie er eben nur einem Mädchen eigen sein kann.

„Was soll's? Weshalb rufst Du uns, Hildebrandt?“ fragte das junge Mädchen schon von ferne. Der Ton ihrer Stimme erschien dem lauschenden Pechmayer glockenhell, kräftig und laut, dabei aber nicht gellend, sondern wohltönend das Ohr berührend.

„Die gnädige Frau Mama haben befohlen. Der Herr Kandidat ist angekommen. Fritzchen soll gleich hinaufgehen nach dem Zimmer des Herrn und sich ihm vorstellen.“

„Der neue Kandidat? Den muß ich auch sehen!“ ertönte die Antwort aus Lieschen's Mund, und Hand in Hand mit dem kleinen Bruder eilte sie so schnell dem Schloß zu, daß die goldenen Locken fliegend vom Luftzug zurückgeweht wurden.

Pechmayer verließ das Fenster, nach der Thüre schauend erwartete er mit klopfendem Herzen den angekündigten Besuch. Der schöne Knabe sollte sein Schüler, die holde, liebreizende Elfe seine Schülerin werden! Das war wieder eine Ueberraschung! Wurde denn das Glück nie müde, ihm seine schönsten Gaben zu spenden? Aber langweilig erschien ihm in diesem Falle das Uebermaß des Glückes nicht. Hatte er vorher noch immer geschwankt, ob er wirklich den tollen Plan, als Lehrer in Schloß Osternau zu bleiben, zur Durchführung bringen sollte, jetzt schwankte er nicht mehr.

Einige Minuten vergingen für ihn in gespannter Erwartung; jetzt hörte er leichte, trippelnde Schritte auf dem Korridor, dann ein leises, melodisches Lachen, dann ein Klopfen an der Thüre.

„Herein!“

Die Thüre öffnete sich und in ihr erschien Hand in Hand mit dem schönen Knaben die goldlockige Else, mit einem neugierig-schelmischen Blick schaute sie in's Zimmer, kaum aber traf dieser Blick Pechmayer's Gestalt, da brach sie in ein schallendes Gelächter aus, sie suchte es zu unterdrücken, aber sie vermochte es nicht, die sonderbare Gestalt des Herrn Kandidaten reizte sie immer von Neuem zum Lachen. Fortwährend lachend trat sie mit Fritzchen, der mit einem scheuen Blick verwundert den Lehrer anschaute, in's Zimmer.

Die ungezügelte Heiterkeit der jungen Dame erregte in Pechmayer, der die Ursache derselben errieth, ein etwas unbequemes Gefühl. Er hatte sich gestern und heute Morgen mehrfach mit Vergnügen im Spiegel beschaut und sich auf den Eindruck gefreut, den seine abenteuerliche, häßliche Figur, sein schlotteriger Anzug bei den aristokratischen Bewohnern von Schloß Osternau machen würde, seine Erwartungen waren erfüllt worden und wurden auch in diesem Augenblick erfüllt; aber angenehm war ihm dies nicht. Das fortgesetzte Lachen der jungen Dame verletzte ihn, und als diese nun gar sich höchst ungenirt in einen der beiden Lehnstühle warf und immer noch aus vollem Halse lachend ihn vom Kopf bis zu den Füßen musterte, da biß er sich auf die Lippen und er gab dem Aerger, der ihn erfüllte, Ausdruck, indem er mit scharfem Tone sagte:

„Darf ich fragen, welche Ursache Ihre liebenswürdige Heiterkeit hat, mein gnädiges Fräulein?"

Die Frage rief nur einen neuen Ausbruch des Ge-

lächters hervor, dann aber bezwang sich die junge Dame für einen Moment, und ihr Lachen unterbrechend erwiederte sie:

„Ich kann nicht anders, ich muß lachen, wenn ich Sie ansehe! Sie sehen zu komisch, zu abscheulich häßlich aus!"

„Diese treffende Bemerkung legt ein glänzenderes Zeugniß für Ihren Geschmack und Ihre Wahrheitsliebe, als für Ihre Höflichkeit ab, mein gnädiges Fräulein!"

Lieschen wurde plötzlich ernster; jetzt erst schaute sie ihm in's Gesicht, bisher hatte der schwarze Frack mit den langen spitzen Schößen in zauberischer Gewalt ihre Aufmerksamkeit gefangen gehalten; sie las in seinem Auge, daß sie ihn gekränkt hatte und sofort sagte sie freundlich gutmüthig:

„Ich habe Sie beleidigt, das thut mir leid, ich wollte es nicht, aber ich konnte mir nicht helfen. Es ist nicht böse gemeint, aber lachen muß ich, wenn ich Sie ansehe." Dann, sich besinnend, änderte sie den Ton: „Im Uebrigen habe ich gar nicht nöthig, Sie um Entschuldigung zu bitten; Sie nannten meine Bemerkung treffend und ein glänzendes Zeugniß ablegend für meinen Geschmack, Sie wissen also selbst, wie abscheulich lächerlich dieser altmodische Frack ist, wie häßlich Sie in demselben aussehen und doch kommen Sie gekleidet wie eine Vogelscheuche nach Schloß Osternau, da dürfen Sie sich gar nicht beklagen und nicht empfindlich sein, wenn man über Sie lacht. Hildebrandt hat es mir schon gesagt, daß er Sie zuerst gar nicht habe melden wollen, weil Sie zu schäbig und lächerlich

aussähen. Er hat mich vorbereitet und ich habe doch lachen müssen, als ich Sie sah. Wie können Sie nur in solchem Aufzug umhergehen? Sie sehen sonst, wenn man Ihnen in's Gesicht schaut, gar nicht so sehr häßlich aus, und Hildebrandt sagt, Sie hätten ganz wunderschön Klavier gespielt!"

Sie schaute ihn, als sie mit diesen Worten ihre kurze Strafpredigt schloß, recht ernst an und schüttelte das reizende Lockenköpfchen.

„Ein armer Kandidat hat nicht die Mittel, sich elegant und modern zu kleiden!" erwiederte Pechmayer, aber unwillkürlich trat ihm das Blut in die Wangen, als er diese Unwahrheit sagte; er fühlte sich beschämt durch den Vorwurf, der ihm so rücksichtslos gemacht wurde, da er die Wahrheit desselben anerkennen mußte, und da er ihn nicht zurückweisen konnte, nahm er zur Unwahrheit seine Zuflucht.

„Das glaube ich Ihnen nicht," entgegnete Lieschen, und setzte nach einer kleinen Pause, während welcher sie ihn fest, fast strafend ansah, hinzu, „— das ist eine Rücksichtslosigkeit gegen Papa und Mama und gegen uns Alle. Wüßten Sie es selbst nicht besser, dann könnte man wohl über Sie lachen, müßte Sie aber bedauern; aber Sie wissen, wie abscheulich Sie aussehen, das haben Sie mir durch Ihre Worte verrathen, und kommen doch in solchem Aufzuge nach Schloß Osternau! Wollen Sie etwa in dem abgeschabten, staubigen, abscheulichen Frack auch zu Tische kommen? Papa zieht sich selbst jedesmal um, ehe er zur Tafel geht, er erscheint niemals im Hausrocke, und er

ist doch ein alter Mann und der Herr des Hauses. Oder wollen Sie Fritzchen und mir in diesem lächerlichen Anzuge Unterricht ertheilen? Dann verlangen Sie nur nicht, daß wir ernsthaft bleiben! Ich muß lachen, wenn ich Sie ansehe!"

Sie lehnte sich in den weichgepolsterten Stuhl zurück und lachte hell auf, dabei musterte sie wieder den unglücklichen Pechmayer, der sich sehr unbehaglich dabei fühlte, vom Kopf bis zu den Füßen, und Fritzchen, der bisher noch nicht gewagt hatte, zu lachen, faßte jetzt auch dazu den Muth, er lachte aus vollem Halse.

Die Situation war für Pechmayer keineswegs angenehm. Wäre nur der Vorwurf, der ihm gemacht wurde, nicht gar zu wohl begründet gewesen! Er verwünschte jetzt seinen tollen Einfall, daß er mit dem wirklichen Pechmayer die Kleider getauscht hatte; aber es war einmal geschehen und er mußte jetzt die Folgen tragen.

„Sie sollten nicht über die Armuth lachen, gnädiges Fräulein!" sagte er, nur um etwas zu sagen.

Lieschen schüttelte ernst das allerliebste Köpfchen, sie war reizend, wenn sie lachte, aber fast noch schöner, wenn sie ernst und eindringlich sprach, wie sie es jetzt that.

„Ich würde mich schämen, wenn ich lachte, weil ein Armer sich nicht modern kleiden kann; ich würde nicht lachen, wenn Sie einen ganz alten, schlechten Rock trügen, obgleich ich nicht glauben kann, daß ein junger Mann, der nur für sich zu sorgen hat, nicht soviel besitzen sollte, daß er sich wenigstens anständig kleiden könnte. Sie besitzen jedenfalls noch einen anderen Anzug. Was enthält denn die alte häßliche Reisetasche?"

Sie zeigte auf die Tasche, welche Johann dicht neben der Thüre auf den Fußboden geworfen hatte. Ihre Frage brachte Pechmayer abermals in Verlegenheit. Er hätte, um die Wahrheit zu sagen, antworten müssen: „Ich weiß es nicht!" Eine solche Antwort aber konnte er unmöglich geben, wieder mußte er sich durch eine Umgehung der Wahrheit helfen.

„Jedenfalls keinen modernen Anzug!" erwiederte er. „Da Sie aber, gnädiges Fräulein, ein so großes Gewicht darauf legen, daß ich in einem solchen bei Tisch und beim Unterricht erscheine, werde ich Sorge tragen, ihn mir so schnell zu verschaffen, wie dies auf dem Lande möglich ist. Bis dies geschehen, werde ich Ihre Frau Mutter bitten, mich von der Theilnahme an der Familientafel und vom Unterricht zu dispensiren, denn ich dulde es nicht, daß mein Schüler oder meine Schülerin über mich lacht, auch wenn die Schülerin eine junge Dame ist."

Ein freundlicher Blick war Lieschen Antwort; sie sann einen Moment nach, dann sagte sie:

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Kandidat; es wäre doch wirklich schade, wenn Sie mehrere Tage — und so lange dauert es, bis Ihnen der Schneider einen neuen Anzug machen kann — nicht zu Tisch kommen wollten! Herr Storting wird Ihnen gewiß gern aushelfen. Er hat Ihre Größe, und seine Sachen müssen Ihnen passen, jedenfalls viel besser, als Ihr häßlicher, lächerlicher Leibrock."

„Wer ist Herr Storting?"

„Unser zweiter Inspektor! Er ist so gefällig, er wird

Ihnen gewiß aushelfen, zumal wenn ich ihn bitte. Mir schlägt er nichts ab, und ich weiß, er hat den ganzen Kleiderschrank voll von Röcken. — Wollen Sie? — Natürlich, Sie müssen wollen, Sie dürfen meinen Vorschlag nicht zurückweisen, dafür verspreche ich Ihnen, ich will auch nicht eine Miene zum Lachen verziehen, weder wenn Sie zu Tisch kommen, noch wenn Sie mir die ersten Klavierstunden geben. Herr Storting ist eben vom Felde zurückgekommen, ich habe ihn über den Hof reiten sehen; ich werde ihn recht schön bitten, dann ist er in fünf Minuten bei Ihnen und wird Ihnen selbst den Vorschlag machen, Sie brauchen nicht ein Wort zu sagen. Lauf geschwind nach der Inspektorstube, Fritzchen, und sage Herrn Storting, ich wünsche ihn zu sprechen, aber gleich, ich erwarte ihn im Garten in der Jasminlaube. Adieu, mein Herr! Wir haben uns ein bischen gezankt, aber das thut nichts, wir werden uns schon wieder vertragen. Bei Tische sehen wir uns wieder!"

Sie wartete keine Antwort ab; ehe Pechmayer sich über Annahme oder Ablehnung ihres Vorschlages erklären konnte, war sie leichtfüßig fortgeeilt und mit ihr Fritzchen, der der Schwester voransprang, um ihren Auftrag schnellstens auszuführen.

„Egon, Du hast Dich fürchterlich blamirt!" murmelte Pechmayer, als das junge Mädchen ihn verlassen hatte. Er fühlte sich sehr gedemüthigt durch die wohlverdiente Strafpredigt, die ihm aus dem Munde des reizenden Mädchens geworden war. Ein halbes Kind wagte es, ihn auszulachen, ihn rücksichtslos zu tadeln und eine Art

Vormundschaft für ihn zu übernehmen! Das war wirklich demüthigend, umsomehr, da Lieschen im Recht war. Der stolze, selbstbewußte Egon v. Ernau hatte mit Pechmayer's Namen auch dessen soziale Stellung eingenommen, er mußte es sich gefallen lassen, daß er als Pechmayer behandelt wurde. Aber er konnte sich dieser Behandlung entziehen, noch war er ja durch nichts, auch durch kein Versprechen gebunden! Der Gedanke kam ihm, daß er am besten thue, so schnell wie möglich Schloß Osternau zu verlassen, aber er gab ihn auf, nachdem er ihn kaum gefaßt hatte. Es wäre eine unverzeihliche Schwäche, ja eine Feigheit, so sagte er sich selbst, den Kampf mit dem Leben, nachdem er ihn kaum begonnen, durch eine Flucht aus dem Schlosse zu beenden! War es nur der Kampf, der ihn reizte? Dachte er nicht auch an ein holdes, reizendes Kind, an eine kleine, goldlockige Elfe, die ihn mit blitzenden blauen Augen bald übermüthig lustig, dann wieder treuherzig ehrlich und ernst strafend anschaute? Nein, er durfte jetzt Schloß Osternau noch nicht verlassen, er mußte hier bleiben, das Elfenkind mußte ihn achten und ehren lernen; aber wenn er blieb, dann durfte er der Elfe auch nicht gerechte Veranlassung zum Spott geben, er mußte die häßliche Hülle abstreifen, die er in frivolem Uebermuth dem wahren Pechmayer abgekauft hatte. Vielleicht enthielt die Reisetasche, die er noch nicht geöffnet hatte, einen etwas anständigeren Anzug als den, welchen Pechmayer auf der Reise getragen hatte.

Egon hatte keinen Widerwillen empfunden, als er mit Pechmayer die Kleidung getauscht hatte, jetzt plötzlich

empfand er ihn. Er hatte gelacht, als er zum ersten Mal seine Gestalt im Spiegel erblickt hatte, jetzt flößte sie ihm, als er wieder einen Blick in den Spiegel warf, Abscheu ein.

„Eine Vogelscheuche hat sie mich genannt," sagte er leise, „und wahrhaftig, sie hat Recht! Die häßlichste Vogelscheuche kann nicht abscheulicher aussehen als ich."

Er nahm die Reisetasche vom Boden auf, sie war verschlossen und der Schlüssel fehlte; er suchte ihn vergeblich in allen Taschen, es blieb ihm nichts übrig, als mit seinem Taschenmesser das schwache Schloß zu sprengen. Nicht mit großer Hoffnung durchsuchte Egon den Inhalt der Tasche, aber das Resultat seiner Forschung blieb auch hinter seiner geringen Erwartung zurück. Allerdings fand er einen zweiten Anzug, der etwas besser war als der, welchen Pechmayer auf der Reise getragen hatte, aber er bestand ebenfalls aus schwarzen Beinkleidern, schwarzer Weste und einem Leibrock mit ähnlich langen, spitzen Schößen, und als Egon den Leibrock anzog, fand er sich kaum weniger vogelscheuchenartig als zuvor. Der wahre Pechmayer hatte ganz sicher seine Garderobe in irgend einem Trödlerladen erstanden und mit Vorliebe nach altmodischen Fracks gesucht, sonst hätte er nicht zwei solche abscheuliche Exemplare auftreiben können. Ja, der neuere Frack sah gerade deshalb, weil er nicht ganz so schäbig war, wie der alte, fast noch häßlicher aus; dem alten konnte man es verzeihen, daß er seit zehn Jahren aus der Mode gekommen war, dem neueren nicht.

Dem schwarzen Anzug entsprach die Wäsche, welche

Egon in der Reisetasche fand. Er scheute sich, sie nur anzugreifen, und auch die reine Wäsche flößte ihm jetzt eben solchen Abscheu ein, wie der Anzug, den er trug und tragen mußte, bis er eine andere Kleidung sich beschaffen konnte. Aber wann konnte er dies thun? Sollte er das Geld angreifen, welches er in der Brieftasche bei sich trug? Er hatte sich vorgenommen, es nicht zu berühren! Es war ja gerade der Hauptinhalt seines abenteuerlichen Planes gewesen, daß er eine Zeit lang als armer Kandidat leben wollte, ohne irgend andere Hilfsmittel, als das ihm zustehende Gehalt. Es schien ihm interessant, einmal zu probiren, wie es einem armen Menschen zu Muthe ist, sich einschränken zu müssen, nicht jeden Wunsch sich erfüllen zu können. Sollte er jetzt bei dem ersten Anlaß, der sich ihm bot, diesem Plane untreu werden? Nein, so unangenehm es sein mochte, er hatte es sich einmal vorgenommen, ganz als Gottlieb Pechmayer alle Leiden und Freuden eines armen Kandidaten durchzukosten, und diesen Plan mußte er durchführen. — Was würde Gottlieb Pechmayer an seiner Stelle gethan haben? Diese Frage war schwer zu beantworten. Schwerlich hätte er ein tiefes Gefühl für die Demüthigung gehabt, die für ihn aus den Worten der reizenden kleinen Else hervorging; ihm wäre auch sein gewohnter Anzug nicht abscheulich erschienen, er konnte gar nicht das Bedürfniß fühlen, ihn gegen einen anderen umzutauschen. Egon sann vergeblich nach, wie er ohne seine Brieftasche zu öffnen sich doch eine menschliche Kleidung verschaffen könne, er ging mißmuthig auf und nieder,

da wurde er durch ein Klopfen an der Thüre gestört, auf sein „Herein" trat ein hübscher junger Mann in's Zimmer, der mit einem schnellen Blick Egon's sonderbare Gestalt musterte. Ein eigenthümliches Lächeln umspielte seinen feingeschnittenen Mund, als er mit leichter Verbeugung sagte:

„Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen, Herr Kandidat. Mein Name ist Storting. Fräulein Lieschen schickt mich zu Ihnen. Sie kennen wohl den Zweck meines Besuches und ich habe kaum nöthig zu bemerken, daß ich mit Vergnügen bereit bin, Ihnen zu dienen. Ich bin mit Garderobe reich ausgestattet und kann Ihnen ohne Unbequemlichkeit aushelfen, bis Sie sich selbst neu equipirt haben."

Das freimüthige, freundliche Anerbieten des jungen Mannes brachte Egon auf's Neue in Verlegenheit, er fühlte den brennenden Wunsch, es anzunehmen, aber doch schämte er sich, eine solche Gefälligkeit von einem Fremden sich erweisen zu lassen. Die kräftige, stattliche Gestalt des Herrn Storting glich der seinigen, Fräulein Lieschen hatte mit scharfen Blicken erkannt, daß Storting's Rock ihm sicher passen würde; aber auf die Gefälligkeit eines Fremden angewiesen zu sein, war doch ein recht drückendes Gefühl.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihr ausnehmend freundliches Anerbieten, für welches ich Ihnen herzlich danke, annehmen darf," sagte er zögernd.

„Natürlich müssen Sie es annehmen," erwiederte Storting lachend. „Fräulein Lieschen wünscht es, und dies ist, wie Sie bald genug erkennen werden, wenn Sie erst einige

Tage in Schloß Osternau verlebt haben, ein vollgenügender Grund für alle Schloßbewohner, vom Herrn v. Osternau an bis zum Gärtnerburschen herab, nur den Herrn Lieutenant vielleicht ausgenommen, die Welt, wenn es sein muß, auf den Kopf zu stellen. — Fräulein Lieschen wünscht es, und diesem Wunsch müssen Sie sich fügen. Ich bitte Sie, begleiten Sie mich auf mein Zimmer, wir wollen dort sofort für Sie einen passenden Anzug aus meinem Kleiderschrank zusammenstellen. Ehrlich gesagt, der Wunsch der jungen Dame ist ein vollberechtigter! Sie dürfen mir es nicht übelnehmen, wenn ich offen gegen Sie bin, aber ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Sie in diesem Anzuge nicht bei Tische erscheinen können, wenn Sie sich nicht dem Gespött der Dienstboten aussetzen und dadurch Ihre künftige Stellung im Schloß erschüttern wollen."

„Ich sehe es ein, aber —"

„Machen Sie keine Umstände, mein freundlich gemeintes Anerbieten anzunehmen. Was liegt daran, wenn Sie für ein paar Tage, bis Sie sich selbst entsprechend equipirt haben, einen Rock tragen, den ich augenblicklich nicht brauche?"

„Bis ich mich selbst equipirt habe! — Wann aber wird mir dies möglich sein?"

„Ah so! Ich verstehe. Sie sind augenblicklich in Geldverlegenheit."

„Und wenn es so wäre? "

„Dann läßt sich auch dafür Aushilfe schaffen. Wir bitten Beide Herrn v. Osternau um Urlaub für morgen Vormittag. Station Mirbach ist nur eine Viertelstunde

vom Schloß entfernt, wenn wir den ersten Zug benutzen, können wir um acht Uhr in Breslau sein. Ich führe Sie dort zu meinem Schneider, der Ihnen auf meine Empfehlung Kredit gewähren wird, wenn Sie ihm pünktliche vierteljährliche Abzahlung nach Empfang Ihres Gehaltes versprechen. Er besitzt ein großes Lager fertiger Herrengarderobe und ist nicht zu theuer. Für fünfzig Thaler höchstens erschwingen wir zwei anständige Sommeranzüge für Sie; ich werde Ihnen bei der Auswahl behilflich sein, da Sie, wie es mir scheinen will, nicht ganz vertraut mit der Mode und dem augenblicklich herrschenden Geschmacke sind. Den Anzug, den Sie tragen, und den, der dort auf dem Stuhl liegt, nehmen wir mit nach Breslau; vielleicht kann mein Schneider ihn durch Aenderung so weit zurechtstutzen, daß er eine menschliche Form bekommt; ist das nicht möglich, nun, dann verkaufen wir ihn bei irgend einem Trödler, denn tragen dürfen Sie ihn hier im Schlosse Osternau unter keiner Bedingung. In zwei Stunden sollen Sie vollständig equipirt werden und um zwölf Uhr Mittags können wir wieder in Osternau zurück sein. Sind Sie damit einverstanden?"

„Ja, und ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar für Ihr freundliches Anerbieten!" rief Egon erfreut. Diesen Vorschlag konnte er annehmen. Er mußte unwillkürlich lächeln darüber, daß er einen Kredit von fünfzig Thalern höchstens in Anspruch nehmen sollte, und daß er einer besonderen Empfehlung bedurfte, um ihn zu erhalten! Ein besonderes Vergnügen machte ihm der Gedanke, daß er die Garderobe des würdigen Herrn Gottlieb Pechmayer bei einem Trödler

verkaufen sollte. Egon v. Ernau mit alten Kleidern handelnd bei einem Trödler, es war ein köstlicher Gedanke!

Willig folgte Egon jetzt Herrn Storting nach dessen Zimmer, der Kleiderschrank wurde geöffnet, er enthielt eine Menge von Garderobestücken, fast zu viel für Storting's Verhältnisse, wie dieser selbst bemerkte. „Aber" — fügte er hinzu — „besser zu viel als zu wenig. Ich bin kein eitler Laffe, kein Modenarr, aber ich gebe etwas darauf, stets anständig gekleidet zu gehen. Gerade auf dem Lande ist dies nothwendig. Nur zu leicht gewöhnt man es sich an, salopp in der Kleidung zu werden, vor den Knechten und Dienstleuten oder einem Bauer, den man etwa auf dem Felde trifft, braucht man sich ja nicht zu geniren. Zuerst trägt man das schlechte Zeug nur auf dem Felde, dann behält man es auch an, wenn man nach Hause kommt, man will sich die Zeit nicht nehmen, um die Kleidung zu wechseln. Das ist der Anfang des Verbauerns, vor dem sich ein gebildeter Landwirth vor allen Dingen hüten muß. Ich weiß es deshalb Herrn v. Osternau Dank, daß er von uns Inspektoren verlangt, wir sollen Toilette machen, ehe wir bei Tische erscheinen. Wir sind dadurch gezwungen, auf uns und unseren Anzug zu achten. Sie, Herr Kandidat, werden dies auch erkennen, wenn Sie sich erst daran gewöhnt haben, in einer Kleidung zu gehen, welche den hier im Schlosse an Ihre Stellung gemachten Ansprüchen genügt."

Egon erwiederte nichts auf diese Auseinandersetzung, er durfte ja nicht sagen, daß er längst daran gewöhnt sei, sich den Gesetzen der Mode und des Anstandes zu fügen,

er nahm es dankbar an, daß Storting aus seinem Kleiderschatz einen nicht gerade hocheleganten, aber sehr anständigen Anzug zusammenstellte und mit wahrer Wonne warf er Pechmayer's alten, langschwänzigen Leibrock ab. Während er sich umkleidete, beobachtete ihn Storting.

„Sie bieten mir ein unbegreifliches Räthsel, Herr Kandidat," sagte Storting, den sich Umkleidenden verwundert anschauend. „Sie tragen Leibwäsche von der feinsten, theuersten Leinwand, ein der neuesten Mode entsprechendes hocheleganteS Oberhemd, während Ihr übriger Anzug so unglaublich vernachlässigt ist. Ich verstehe diesen merkwürdigen Widerspruch nicht! Aber sehen Sie nur, mein Rock paßt Ihnen, als ob er vom Schneider für Sie gemacht worden wäre. Wahrhaftig, man erkennt Sie kaum wieder, seit Sie den abscheulichen Frack los sind."

Egon betrachtete sich mit Vergnügen im Spiegel! Er hätte nie geglaubt, daß er sich darüber, anständig gekleidet zu sein, freuen könne. Es war doch eine seltsame Veränderung mit seinem Denken und Fühlen vorgegangen, daß er ein wirkliches Vergnügen über einen geborgten Rock empfinden konnte, und daß er unwillkürlich daran dachte, ob ihn Fräulein Lieschen auch jetzt noch abscheulich, lächerlich, häßlich finden und ihn mit einer Vogelscheuche vergleichen werde.

## 5.

Herr v. Osternau liebte es nicht, sich mit strengen aristokratischen Formen zu umgeben, er lebte als schlichter Landwirth, mit den Dienstboten und Tagelöhnern ver-

kehrte er freundlich, mit seinen Wirthschaftsbeamten selbst freundschaftlich, er behandelte diese fast als gleichberechtigte Hausgenossen, zog sie zur Tafel und oft auch Abends in seinen Familienkreis, ganz aber vernachlässigte er die Form doch nicht. Wenn die Inspektoren zur Mittagstafel oder Abends in den Salon zum Thee kamen, erschienen sie stets in einfachem Gesellschaftsanzuge; es war ihnen dies nicht ausdrücklich vorgeschrieben, aber sie wußten, daß Herr und Frau v. Osternau es wünschten, und richteten sich deshalb streng nach der eingeführten Hausregel.

Mit dem Glockenschlag drei Uhr begann im Speisesaal die Mittagstafel, Herr v. Osternau verlangte die höchste Pünktlichkeit von seinen Hausgenossen, er selbst pflegte schon eine halbe Stunde vorher im Speisesaal zu erscheinen und in dem großen Saal, an dessen einem Ende die kleine Tafel stand, auf und nieder zu promeniren; er liebte es, wenn dabei die Mitglieder seiner Familie ihm Gesellschaft leisteten. Die halbe Stunde vor der Mittagstafel war für ihn die angenehmste Plauderstunde mit seinen Kindern; meist führte er, wenn er im Saal auf und nieder schritt, Fritzchen an der linken Hand, während Lieschen an seinem rechten Arm hing. Frau v. Osternau wandelte gewöhnlich allein hinter dem Gatten und den Kindern eifrig strickend her, denn ihren geliebten Strickstrumpf ließ sie nur ungern aus der Hand; hatte der Vetter Albrecht, der Lieutenant, Zeit und Lust, ebenfalls schon eine halbe Stunde vor der Tafel im Speisesaal zu erscheinen, dann begleitete er Frau v. Osternau während der Zimmerwanderung.

Nach Tisch wurde der Kaffee in dem neben dem Speise-

saal liegenden Billardzimmer eingenommen, die Inspektoren folgten der Familie nur Sonntags und an solchen Tagen, an denen die Feldarbeit ruhte oder weniger drängend war, nach dem Billardzimmer, sie verabschiedeten sich sonst stets, sobald Herr v. Osternau die Tafel aufhob, um schleunigst zur Ueberwachung der Arbeiter auf das Feld zurückzukehren. Eine Ausnahme von dieser Regel machte nur der erste Inspektor, der Lieutenant v. Osternau, der zur Familie gehörte, und der es außerdem mit seinen Berufspflichten nicht allzu genau nahm; er kassirte zwar sehr pünktlich an jedem Quartalsersten die recht beträchtliche Summe ein, welche er als Gehalt bezog, sonst aber kümmerte er sich wenig um seine Stellung als erster Inspektor. Er führte, wie er selbst sagte, nur eine obere Aufsicht über die sämmtlichen Wirthschaftsbeamten und hatte daher nicht nöthig, alle kleinen Details der Wirthschaft zu überwachen, deshalb blieb ihm auch genügend Zeit, sowohl um nach Tisch mit dem Vetter und Lieschen eine Parthie Billard zu spielen, als auch, um Besuche bei den benachbarten Gutsbesitzern zu machen, nach der Stadt zu reiten oder auf die Jagd zu gehen; ja, er konnte sich dies um so mehr erlauben, da Herr v. Osternau selbst die wirkliche obere Leitung der Wirthschaft führte und der nachsichtige und gütige Majoratsherr ihn niemals zu einer strengeren Pflichterfüllung mahnte.

An dem Tage, an welchem der Kandidat Gottlieb Pechmayer seinen Einzug in das Schloß gehalten hatte, war der Lieutenant Albrecht v. Osternau schon vor halb drei Uhr im Speisesaal. Der dritte Inspektor Herr v. Wangen,

beaufsichtigte auf der Osterwiese die Arbeiter und hatte melden lassen, daß er heute gar nicht zur Tafel erscheinen werde; der zweite Inspektor, Herr Storting, war eifrig thätig, um für die Unterbringung des Heues, dessen Einfuhr um ein Uhr Mittags begonnen hatte, auf dem Boden des Schafstalles zu sorgen, da meinte der Herr Oberinspektor nicht nöthig zu haben, sich bei der großen Hitze auch noch anzustrengen. Er hatte von zwölf bis halb drei Uhr ein Vormittagsschläfchen gehalten und erwartete nun in dem kühlen luftigen Speisesaal den Vetter.

Er hatte nicht lange zu warten; mit gewohnter Pünktlichkeit erschienen Herr und Frau v. Osternau, eine Minute später stürmte Fritzchen herein und gleich darauf kam auch Lieschen, um sich an den Arm des Vaters zu hängen und diesen bei der schon begonnenen Zimmerpromenade zu begleiten; den Vetter Albrecht begrüßte sie, bei diesem vorbeihuschend, mit einem schelmischen Lächeln und der spöttischen Frage: „Bist Du schon wieder munter, Vetter? Hoffentlich ist Dir das Schläfchen gut bekommen?"

„Weshalb glaubst Du, daß ich geschlafen habe?" fragte Albrecht ärgerlich; er sah es nicht gern, daß Lieschen ihn verrieth. Wie gütig und nachsichtig der Majoratsherr auch war, einen nicht ganz freundlichen Blick hatte er doch für den Oberinspektor dafür, daß dieser an einem Arbeitstage wie der heutige, die kostbare Zeit verwandte, um schon vor Mittag zu schlafen.

„Willst Du es etwa leugnen, Vetter Albrecht?" erwiederte Lieschen lachend. „Versuche es nicht, es gelingt Dir doch nicht. Als ich vor Deiner Schlafzimmerthür

war, habe ich Dich so laut und köstlich in den tiefsten und in den höchsten Tönen schnarchen hören, daß ich sogar einen Moment stehen geblieben bin, um zu lauschen. Es war eine wunderbare Musik! Wenn Du auch sonst nicht musikalisch bist, in der Schnarchmusik leistest Du Unglaubliches!"

„Du warst vor meiner Schlafstubenthüre? Was wolltest Du von mir?"

Lieschen schaute sich spöttisch nach dem Vetter um, der kaum ein paar Schritte hinter ihr ging.

„Du bildest Dir wohl gar ein, ich hätte Dich besuchen wollen? Nein, Vetter Albrecht, mein Besuch galt einem Würdigeren, unserem neuen Kandidaten. Was schaust Du mich denn so verwundert an? Ah, ich begreife, Du weißt noch gar nicht, daß wir einen neuen Hausgenossen bekommen haben; Du hast sanft geschlafen und dabei reizend geschnarcht, während der Kandidat in seine Zimmer, die neben den Deinigen liegen, eingezogen ist. Willst Du jetzt noch leugnen, daß Du geschlafen hast?"

Albrecht war einer Antwort wegen in Verlegenheit, es war ihm daher ganz angenehm, daß Herr v. Osternau sich zu Lieschen wendete und sie fragte:

„Du hast den Kandidaten auf seinem Zimmer aufgesucht?"

„Natürlich, Papa. Ich war schrecklich neugierig, ihn zu sehen."

„Und wie gefällt er Dir?" fragte Herr v. Osternau lächelnd.

„Weißt Du, Papa, darüber denke ich schon seit einer Stunde nach und kann nicht daraus klug werden."

„Du hast ihn doch schrecklich ausgelacht, Lieschen, und ihm gesagt, er sehe aus wie eine Vogelscheuche!“ fiel Fritzchen ein.

Herr v. Osternau wechselte mit seiner Gattin einen Blick des Einverständnisses.

„Ich habe unwillkürlich denselben Ausdruck gebraucht, als ich ihn zuerst über den Hof gehen sah, bezeichnend muß derselbe also wohl sein, aber Du hättest ihm doch ein solches Wort nicht sagen sollen, Du bist zu groß dazu, Lieschen! Du mußt jetzt auf Deine Worte schon achten. Man sagt nicht Alles, was man denkt. Und außerdem ist es voreilig, einen Menschen nur nach dem Aeußeren zu beurtheilen. Gerade der Kandidat gibt dafür einen schlagenden Beweis. Er erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als ein unbeholfener, einfältiger Mensch, wenn man ihm aber in's Auge schaut, sprühen Geistesfunken aus demselben!“

„Ich habe keine Funken gesehen,“ fiel Fritzchen ein.

„Ich aber habe sie gesehen,“ sagte Lieschen nachdenklich, „und gerade deshalb sagte ich vorhin auf Deine Frage, Papa, ich könne nicht klug daraus werden, wie er mir gefalle.“

(Fortsetzung folgt.)

---

# Auf der Hochzeitsreise.

## Novelle

von

### Fedor v. Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

Auf den blauen Wogen des tyrrhenischen Meeres schaukelte sich der von Palermo kommende Dampfer. Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen und fast durchsichtig klaren Himmel herab, aber unter dem blau-weiß gewürfelten Baldachin auf dem Verdecke wehte der kühlere Athem, den die Wellen ausströmten. Trotzdem der Aufenthalt hier gerade jetzt, wo es dumpf, schwül und unfreundlich in den Kajüten, ein entschieden angenehmer war, befanden sich nur wenige Personen unter dem vom Windzuge gebauschten leinenen Dache. Es lag dies daran, daß die meisten der Passagiere — fast durchweg Vergnügungszügler — noch die Nachwehen der Seekrankheit verspürten, die ein ziemlich heftiger, unmittelbar nach der Abfahrt von Palermo ausgebrochener Sturm bei ihnen hervorgerufen hatte.

„Wie lange fahren wir noch, Kapitän?“ fragte ein von Kopf bis zu den Zehen in Waterproof gekleideter Eng-

länder, der über vier Klappstühlen ausgestreckt lag, den soeben vorbeieilenden Schiffsdirigenten.

„In vier Stunden laufen wir ein, Mylord," war die in ebenso schlechtem Englisch, wie höflichem Tone gegebene Antwort.

„Charmant, da will ich noch ein wenig schlafen," brummte der Britte, streckte die langen Beine noch weiter aus und zog die karrirte Reisemütze mit der wehenden Schleife tiefer über die Ohren. Die ruckartigen Bewegungen, die er bei diesen Prozeduren machte, brachten aber den Stuhl, den seine großen, in dicksohligen Schuhen steckenden Füße nur künstlich in Balance hielten, zu Falle. Da Mylord aber zu bequem war, selbst den Stuhl wieder aufzuheben, so wandte er sich an einen unweit seines improvisirten Lagers stehenden jungen Herrn, der durch einen Krimstecher die von blauen Schleiern umsponnene Uferlandschaft betrachtete.

„Goddam — mein Stuhl! Ah, mein Herr, Sie würden mich in der That sehr verbinden, wollten Sie meinem wankenden Piedestal die verlorene Stütze wiedergeben. Sie sehen, ich vermag mich nicht aufzurichten — ick bitten Sie, la prego, signore — je vous en prie!"

Der Angeredete mußte lächeln über die in vier Sprachen vorgetragene Bitte. Er schüttelte zwar den Kopf über die echt englische Unverfrorenheit, richtete dann aber doch bereitwilligst den gestürzten Stuhl wieder auf und wehrte die Danksagung des Engländers mit kurzen Worten ab.

Als er auf seinen Beobachtungsposten zurückkehren wollte, sah er einen Herrn aus der Kajüte auf das Deck

steigen, dessen Gestalt ihm bekannt erschien. Er blieb einen Augenblick stehen; aber nun wandte der Andere sich um, so daß man ihm voll in das Antlitz schauen konnte.

„Deckern!"

Der Gerufene stutzte; dann flog es wie Sonnenschein über sein narbiges braunes Gesicht, er breitete beide Arme aus und eilte dem Freunde entgegen, ihn fest und herzlich an seine breite Brust ziehend.

„Plettow, mein lieber Plettow, mein treuer alter Kamerad — Du bist es wirklich? Zehn Jahre hindurch habe ich mich nach Dir gesehnt, nun finde ich Dich auf offenem Meere wieder, komm' noch einmal an mein Herz, Du lieber Kerl, Du Retter meines Lebens! So — nun laß' Dich betrachten, ich muß sehen, ob Du noch der Alte bist! Nicht ganz, wenn auch in der hübschen Larve die Züge unverändert! Der blonde Schnurrbart ist um mindestens sechs Millimeter gewachsen, und in den blauen Augen — diavolo, Egon, ich möchte fast behaupten, in den blauen Augen läge nicht mehr der alte Frohsinn, der uns die Strapazen von Saint Privat und Le Bourget so leicht ertragen ließ! Ist das Einbildung oder ..."

Plettow lächelte fast trübe. „Man wird nicht jünger, Alfred," fiel er dem Sprechenden in's Wort. „Als wir anno siebzig gegen die Rothhosen zu Felde zogen, war ich kaum in den Zwanzigern; das ist ein Alter, in dem man mit Leichtigkeit über alle Unebenheiten des Lebens hinwegvoltigirt. Mit der Zeit aber schleichen sich ernstere Gedanken ein, man läßt sich das Traurige und Böse des Lebens mehr zu Herzen gehen ... ah, bah" — er schlug

mit der Hand durch die Luft — „wir wollen nicht in den ersten Minuten des Wiedersehens philiströs sein; erzähle mir lieber, woher Du kommst, welch' glücklicher Zufall uns zusammengeführt hat!"

Baron Deckern schob sich einen Americain heran und ließ seinen schweren Körper auf den ächzenden Stuhl fallen.

„Setze Dich auch, Freundchen," sagte er, „und laß' mich nur diese Cigarre in Brand stecken, dann stehe ich Dir Rede; ich bin froh, daß ich auf der Dogana meine Cubaner durchschmuggeln konnte, das Regiekraut des freien Italiens macht mich krank! Rauchst Du auch? Bitte, meine Cubaner sind immerhin besser als die Cavours und Romanas des Monopolministers! Also woher ich komme, willst Du wissen. Direkt aus Tunis, amico, allwo ich seit zwei Jahren dem Konsulate attachirt bin. Du weißt, daß die verteufelten Schulden mich zwangen, bald nach Beendigung des Feldzuges den weißen Koller abzulegen und in den solideren Bürgerrock zu schlüpfen. Allerdings hätte ich schon nach Jahresfrist wieder eintreten können; mein Onkel, der Deckern auf Burgerrode starb und hinterließ mir außer dem uckermärkischen Gute noch ein leidliches Vermögen, das mich befähigte, die angebundenen Bären auf das Allerbequemste wieder zu lösen. Mir war aber die Lust vergangen, mich von Neuem unter die Zuchtruthe irgend eines bissigen Regimentsvaters stellen zu lassen, und da behielt ich denn das Friedenskleid an. Ein Jahr hindurch reiste ich — der Sand Persiens und Palästina's hat unter meinen Füßen geknirscht, ein Ver-

gnügen, auf das ich zum zweiten Male gern verzichte — dann kehrte ich nach Berlin zurück und wurde in die diplomatische Carrière hineingestoßen. Hineingestoßen, Freund, denn ich selbst wäre eigentlich lieber Herr meines Willens geblieben. Da aber alle Welt behauptete, ich müßte wieder irgend etwas Vernünftiges beginnen, wenn ich nicht noch mehr verbummeln wollte, so ließ ich mir schließlich gefallen, daß der Minister v. Pattow, der intimste Freund meines seligen Vaters, sich für mich verwandte. Ich kam zuerst nach Konstantinopel, dann nach Smyrna — und so habe ich mich durchdiplomatisirt, bis ich jetzt in der tunesischen Hauptstadt etwas fester Posto gefaßt habe. Ich hoffe, Du wirst mich später einmal besuchen; freie Zeit zu hübschen Exkursionen habe ich über und über. Du liebst ja auch die Jagd — o, und ich kann Dir versichern, es macht doch mehr Spaß, einen blutlechzenden Schakal über den Haufen zu schießen als einen zahmen Fuchs."

Herr v. Plettow nickte mit dem Kopf. Wie wenig hatte sich doch der Freund geändert, mit dem ihn der Zufall so unerwartet zusammengeführt! Wahrlich, dem sah man es nicht an, daß zehn Jahre mehr über seinen Scheitel gezogen. Das volle Haupthaar war schwarz und glänzend geblieben wie der starke, fast bläulich schimmernde Bart, der das dunkelrothe, sonnenverbrannte Antlitz umrahmte. Es war noch genau so häßlich als früher, dieses fleischige, lustige Gesicht, aber es trug auch noch den alten Stempel von Herzensgüte.

„Sage mir, Alter, wie kommt's, daß wir in Berlin

nicht zusammengetroffen sind?" fragte Plettow; „nach meiner Berechnung müssen wir zur gleichen Zeit in der Hauptstadt gewesen sein. Oder irre ich mich?"

„Mir scheint's fast," entgegnete Deckern lachend und blies wohlgefällig die Ringel seiner Cigarre in die gluthzitternde Luft. „Als Du auf der Kriegsakademie in die Geheimnisse der Taktik und Fortifikation eingeweiht wurdest, besuchte ich die Mönche am Fuße des Sinai, und als ich dann zurückkehrte nach den Ufern der Spree und der Panke, weiltest Du schon wieder in Breslau beim Regimente. Das Schicksal wollte es nicht, daß wir uns fanden. Seltsamer erscheint mir der Umstand, daß ich Dich beim Einschiffen in Palermo nicht gesehen, Du mußt wie eine Wasserratte durch die Planken des Schiffes in die Kabine gekrochen sein."

„Nicht ganz, Alterchen, aber beinahe! Der Anblick des Wassers hatte bereits meine Frau seekrank gemacht, und da mußte ich unten bleiben —"

Plettow konnte nicht weiter sprechen. Sein Gegenüber war aufgesprungen, so daß der Americain mit dröhnendem Schwunge auf- und niederschaukelte, und der schlafende Englishman mühsam das rechte Auge öffnete, um dem Urheber des störenden Geräusches einen entrüsteten Blick zuzuwerfen.

„Unglückseliger — Du bist verheirathet?" rief Deckern mit komischem Pathos und faßte die Schultern des Freundes. „O — nun ahnt mir Alles! Du befindest Dich auf der Hochzeitsreise, Ihr habt in Sicilien die Flitterwochen verlebt und wollt nun langsam zurück nach der

Heimath, die gewöhnliche Tour junger Eheleute, die das Erstlingsglück ihrer Liebe dem Aetna zu Füßen legten! Aber, Egon — Egon — Egon, wie konntest Du so die Rathschläge Deines Mentors in den Wind schlagen! Habe ich Dich nicht immer vor den Weibern gewarnt — und nun hast Du Dich doch in Ketten legen lassen! Du seufzt, Egon, ich hoffe nicht, daß Du eine Dummheit gemacht hast."

Die letzten Worte Deckern's klangen ernster, und ernst erschien auch das Antlitz dessen, an den sie gerichtet waren.

„Lassen wir das, Alfred," sagte Plettow und erhob sich rasch. „Ich bin seit zwei Monaten Ehemann, und sagen wir, ein glücklicher Ehemann! ... Was wünschen Sie?"

Die Frage galt dem Stewart in Frack und weißer Binde, der leise hinzugetreten war, um Plettow in's Ohr zu flüstern, daß „madame la baronne" bitten lasse, „monsieur le baron" möge auf einen Augenblick zu ihr in die Kajüte kommen.

„Du entschuldigst mich, Alfred; meine Frau wünscht mich zu sprechen, ich bin im Moment zurück!"

Deckern nickte, dann legte er sich über das durchbrochene Gitter, welches das Deck umschloß, und schaute in die flüsternden Wellen hinein.

Deckern war ein Mann, der schon zu viel durchlebt und durchkostet, um sich nicht ein scharfes Auge für Menschenglück und Menschenelend zu eigen gemacht zu haben. Er kannte Plettow, der ihn, seinen schwerverwundeten Eskadronchef, bei Saint Privat mitten im Kugel-

regen unter dem Pferde hervorgezogen und in Sicherheit gebracht hatte, genau. Und Plettow erschien ihm keineswegs wie ein glücklicher Ehemann, der in den Flitterwochen seiner Liebe steht. Deckern pfiff leise die Melodie eines palermitanischen Gassenhauers vor sich hin; er begann nachzudenken. Plettow war fast um fünfzehn Jahre jünger als er. Zur Zeit, da Egon als Fähnrich dem Kürassierregimente zuertheilt worden, unter dessen Standarte Beide auf französischer Erde gesiegt und geblutet hatten, war Deckern bereits ein alter Premierlieutenant gewesen. Trotz des Unterschiedes der Jahre aber hatte sich bald eine herzliche Freundschaft zwischen ihm und dem jungen Kameraden herausgebildet. Beide waren verwandte Naturen; sie waren gleich beanlagt, besaßen denselben von Grund aus gutmüthigen, braven, ein wenig leichtsinnigen Charakter und hatten dieselben Neigungen und Passionen. Wenn der reifer denkende, vom Leben bereits stärker umhergeworfene Deckern den jüngeren Freund auch ein wenig bevormundete, so that dies der beiderseitigen Zuneigung keineswegs Abbruch.

Nach Beendigung des Feldzuges verloren Deckern und Plettow sich aus den Augen. Nicht daß das Interesse aneinander erloschen wäre, die Verhältnisse brachten es eben so mit sich. Auch mit Plettow's finanzieller Lage stand es nicht allzu günstig, doch gelang es ihm, sich noch leidlich genug aus dem Dilemma zu ziehen. Er sah sich indessen genöthigt, die Garnison zu tauschen und sich nach Breslau versetzen zu lassen. Die finanzielle Katastrophe Deckern's und die eigene mißliche Lage hatten den jungen

flotten Offizier etwas mehr zur Erkenntniß gebracht; er sah das Nichtige und Thörichte eines Lebenswandels nach früherer Art ein; es kam ein aufrichtigeres Streben über ihn, das ihm binnen Kurzem als ersten Erfolg ein Kommando zur Berliner Kriegsakademie eintrug. Anfänglich hatten Plettow und der Ritlmeister zwar noch in Korrespondenz gestanden; da aber Beide keine passionirten Briefschreiber waren, so löste auch diese letzte Verbindung sich allgemach und sie hörten lange nichts mehr von einander, bis der Zufall sie auf den Wogen des Mittelmeeres wieder zusammenführte. —

Die Kombinationen, in denen Baron Deckern sich über das Glück der jungen Ehe Plettow's erging, wurden durch die Rückkunft Egon's unterbrochen, an dessen Arm eine kleine zierliche Frauengestalt hing.

„Verzeihe, daß ich Dich so lange warten ließ, mein lieber Alfred," sagte Plettow nähertretend; „meine Frau hat die böse Seekrankheit gottlob endlich überstanden, sie ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr erzählte, wen ich in Dir gefunden und ihr versprach, Dich auf der Stelle zu präsentiren."

Deckern verbeugte sich, er war verwirrt und erstaunt über die reizende Erscheinung, der er gegenüber stand. Alle seine Muthmaßungen waren mit einem Male über den Haufen geworfen; so wenig wie hier war noch niemals ein Bild seiner Phantasie mit der Wirklichkeit zusammengefallen.

Sie streckte ihm aus dem großen weißen Shawl, der ihren ganzen Oberkörper umhüllte, die Hand entgegen.

„Ich freue mich herzlich, in einem Freunde meines Mannes einen neuen lieben Reisegefährten gefunden zu haben,“ sagte sie dabei mit liebenswürdigem Lächeln, das zwei Grübchen auf ihre Wangen zauberte. „Hoffentlich haben wir die gleiche Tour vor uns.“

„Es würde mich glücklich machen, gnädige Frau, mich Ihnen anschließen zu dürfen,“ entgegnete Deckern und küßte die dargereichte Rechte. „Ich muß gestehen, daß ich mir noch gar keine Route entworfen; mein Urlaub währt drei Monate, und es ist mir in der That gleichgiltig, wo ich mich während dieser Zeit aufhalte, wenn ich liebenswürdige Gesellschaft gefunden habe. Darf ich fragen, gnädige Frau, wohin Sie zunächst steuern wollen? Ich setze voraus, daß die Entscheidung Ihnen doch zufällt!“

„In diesem Falle — vielleicht,“ lachte Frau v. Plettow, sah ihren Gatten zärtlich an und drückte ihm die Hand. „Mein Haustyrann hat mir die Wahl der Aufenthaltsorte allein überlassen, und da ich Italien bereits flüchtig kenne, er aber nicht, so habe ich die Landschaften ausgesucht, welche mir als die schönsten in der Erinnerung haften geblieben sind. Ich denke, wir sehen uns zunächst Neapel und seine Umgebung an. Florenz haben wir auf der Herreise genossen, ebenso Genua; wir würden uns dann also direkt nach Venedig und den oberitalienischen Seen wenden.“

Frau v. Plettow hatte sich in demselben Americain niedergelassen, der Deckern vorhin als Sitz gedient hatte. Ihre kleine Gestalt verschwand fast hinter den hohen Arm-

lehnen des Stuhles, ihr winziges Füßchen wippte auf und nieder und gab dem Sessel eine schwingende Bewegung, so daß der rothe Sonnenstrahl, der sich zwischen den beiden zusammengezogenen Baldachinen hindurchstahl, bald ihre Stirn und bald die Spitze ihres Stiefelchens küßte.

Deckern hatte beim Stewart eine Flasche Malvasier bestellt; er müsse mit Plettow auf das Wiedersehen anstoßen, meinte er, und dazu sei die Traubengluth Siciliens das einzig passende Getränk. Auch Erna hatte den Muth, sich ein Glas purpurnen Weines einschenken zu lassen, trotzdem sie, wie sie sagte, kaum vom Tode erstanden; der Baron solle daran erkennen, wie sie sich freue, einen so lieben Reisegenossen gewonnen zu haben.

Man stieß an und lachte und plauderte. Erna schwieg selten einmal; sie erzählte hundert Geschichten, sprach über Berlin und La Valetta in einem Athemzuge, scherzte mit Deckern und wandte sich dann zeitweise mit irgend einer zärtlichen Liebkosung und einem Schmeichelnamen an ihren Gatten. Egon war freundlich und herzlich zu seiner Frau und behandelte sie mit aufmerksamster Galanterie; dennoch konnte es dem scharf beobachtenden Deckern nicht entgehen, daß durch all' diese Liebenswürdigkeiten Plettow's ein Zug mechanischer Monotonie ging. Er war schweigsam und ernst, und selbst die Herzlichkeit, mit der er seiner Gattin entgegenkam, schien einen kühleren Grundzug zu besitzen: es war, als ob sie mehr einem passiven Gefühl des Mitleids wie einer wahren Liebe entsprang.

Von dem blassen, schwermüthigen Gesicht Egon's flog

der Blick des Barons vergleichend zu Erna herüber. War es möglich, daß Plettow dieses frohmüthige, reizende Kind zum Altar geführt hatte, ohne ihr sein ganzes Herz entgegen zu bringen? Deckern konnte nicht glauben, daß Egon, dessen durch und durch braven Charakter er schätzen gelernt hatte, einer solchen Gewissenlosigkeit fähig gewesen. Und wenn wirklich — Erna selbst hatte sicher keine Ahnung, daß sie nur die Lebensgefährtin ihres Mannes geworden, ohne sein geliebtes Weib zu sein, denn daß Erna voll in ihm aufging, bewies ihr leuchtendes Auge und ihr sonniges, glückstrahlendes Gesicht zur Genüge.

Deckern konnte sich nicht satt sehen an diesem Gesichtchen. Es war nicht schön nach streng ästhetischen Begriffen, aber es war unendlich sympathisch. Wie das Köpfchen einer zierlichen Nippesfigur, so schaute das liebliche Profil aus der Umhüllung des Shawls hervor. Die aschblonden Haare kräuselten sich über der Stirne, die viel zu niedrig war, um edel genannt werden zu können; keck setzte die kleine Nase sich an, und um den vollrothen, ein wenig schmalen Mund zuckte beständig der Schalk, der auch aus den Grübchen der Wangen hervorlugte.

Erna erzählte, während Plettow schweigend neben ihr saß und nur hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung einstreute, von ihrem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Sicilien und von ihren weiteren Reiseplänen. Sie plauderte allerliebst, mit Grazie und Humor und mit einer Lebendigkeit, die bei jeder Anderen hätte nervös wirken müssen, aber bei ihr überaus natürlich erschien. Mitten in einer Schilderung des Gesellschaftslebens im Grand

Hotel Ragusa zu Catania, wo die Bratensauce stets verdorben gewesen sei, unterbrach sie sich dann plötzlich, um sich ausführlich über die ersten Stadien des Freundschaftsbündnisses zwischen ihrem Gatten und Deckern zu informiren. Nun war die Reihe des Erzählens an dem Baron und Erna verstand ihn auszufragen.

In das lustige Geplauder der Beiden schallte plötzlich die Stimme des Kapitäns, der sich vergebliche Mühe gab, den auf seinen vier Stühlen fest schlafenden Engländer zu wecken.

„Mylord, Mylord!" rief der Kapitän und zupfte schließlich den leise Schnarchenden an den Bändern seiner Reisemütze; „Sie ersuchten mich, Sie zu wecken, wenn Neapel in Sicht sei! Bitte, Mylord, dort drüben liegt es!"

Erna sprang auf, und auch Deckern und Plettow erhoben sich, um das entzückende Rundbild, das sich vor ihnen aufrollte, voller genießen zu können.

Wellenspritzend bog der Dampfer soeben um die Punta della Campanella, die südlichste Spitze der den neapolitanischen Golf umfassenden Berghänge, und in die Bucht hinein. Links glühten im Strahl der Abendsonne die Felsspitzen Capri's, und rechts erstreckten sich, wie eine Reihe Perlen, die einen schmiegsamen Frauenhals umschließen, die Landschaften von Massa, Sorrent und Castellamare. Nun tauchten auch in der Ferne aus dem satten Grün der Limonen- und Pinienwälder die schneeweißen Häuser Neapels und seiner Vorstädte auf. Durch die klare, aber vom Reflex des Sonnengoldes auf den tiefblauen Wassern mit hundert verschiedenen Farbentönen

durchzogene Luft, schimmerten die violetten Kuppen der Höhen von Camaldoli und Capodimonte herüber, und darüber erhob sich ernst, dräuend und gewaltig der rauchumwogte Gipfel des Vesuvs.

„Ein Symbol für das Menschenglück, über dem ewig die Wolke des Verhängnisses schwebt," sagte Egon im Flüstertone.

---

„Avanti! Avanti!" rief der braunwangige Kutscher und schwang lustig die buntbebänderte Peitsche, so daß die kleinen zottigen Pferdchen noch einmal so energisch ausgriffen wie zuvor.

„Nicht zu rasch, Cocchiere, nicht zu rasch!" mahnte die Stimme des Herrn v. Deckern den muthigen Rosselenker. „Wir wollen ein wenig Aussicht genießen, Du fährst aber, als wolltest Du den Bahnzug überflügeln, den wir absichtlich nicht gewählt haben. — So, gnädige Frau, nun können wir in Ruhe berathen, wie wir uns die nächste Zeit einzutheilen gedenken."

Die letzte Anrede galt Frau v. Plettow, die mit ihrem Gemahl im Fond des Wagens saß, der jetzt langsamer die von Vico Equense nach Sorrent führende Landstraße hinabfuhr.

„Ich überlasse das ganz Ihnen, lieber Baron," entgegnete die Gefragte; „Sie haben sich in Neapel als ein so vorzüglicher Cicerone erwiesen, daß es unrecht sein würde, wollten wir Ihnen nicht plein pouvoir geben. Nicht wahr, Egon, Du denkst wie ich?"

„Immer, mein Kind, in diesem Falle aber umsomehr

da ich überzeugt bin, daß Deckern die selbst übernommene Aufgabe auf das Trefflichste ausführen wird."

„Sehr schmeichelhaft für mich, mein lieber Plettow. Ich werde mir Mühe geben, Deinen und Deiner Frau Gemahlin Erwartungen zu entsprechen. Vorläufig sind wir ja einig darüber, ein paar Tage in Sorrent zu verweilen, damit wir uns wenigstens rühmen können, dieselbe Luft geathmet zu haben, wie einst der große Tasso. — Ah, sehen Sie, gnädige Frau, ist das nicht wieder ein herrlicher Anblick, der sich uns bietet?"

Hinter den steil vorspringenden Felsen aus schwarzgrauem Sandstein, mit Blutadern durchzogen, wandte der Weg sich in ziemlich scharfem Bogen nach abwärts. Der Wagen rasselte über einen imposanten Viadukt, der eine tiefe und ziemlich breite Schlucht, die sich nach rechts bis zum Meere erstreckte, nach links durch die vorgeschobenen Hänge der Punta di Scutolo abgeschlossen wurde, überspannte.

Jenseit der Brücke senkte der Weg sich noch mehr. Von den Ausläufern der Punta Scutolo ging es hinab auf die Ebene Sorrents. Der Wagen rollte zwischen Citronen- und Pomeranzengärten dahin, grüner Graswuchs bedeckte den Boden, der eben noch röthlich geschimmert hatte vom Porphyrstaub der Felsen. Am Wege lagen vereinzelte Gestalten: Bettler, die ihre verstümmelten Glieder zeigten und „misericordia" schluchzten; Arbeiter mit Hacke und Steinhammer, ihr frugales Frühstück verzehrend, und braune halbnackte Kinder, die beim Nahen jedes Wagens sofort mit frischer Stimme ein Lied zu singen begannen, um sich dafür einen Soldo zu ergaunern.

Einer dieser Burschen schien nicht zufrieden mit dem Geldstück, das Erna ihm zugeworfen hatte. Er lief neben dem Wagen her, streckte die kleinen Fäuste bittend aus und sang dabei unaufhörlich die Strophen von der „bella Sorrentina“, sich nur zuweilen durch ein flehendes: „Signora, Signora, datemi ancora un soldo!“ *) unterbrechend. Erna freute sich über den prächtigen Jungen, dessen Lunge aus Stahl zu bestehen schien und dessen Stimme wie heller Metallklang tönte, und warf ihm noch einmal eine Anzahl kleiner Münzen zu. Das aber begeisterte den Bambino nur zu weiteren Betteleien. Ohne auf die Drohworte des Kutschers zu hören, sprang er von Neuem an den Wagenschlag heran. Da traf ihn ein Peitschenhieb des ergrimmten Cocchiere. Wüthend ergriff der Knabe einen faustgroßen Kiesel und schleuderte ihn nach seinem Züchtiger. Der Stein pfiff am Ohre des Kutschers vorbei und traf das rechte Pferd, das erschreckt aufbäumte und dabei den Deichselriemen zerriß, um dann mit seinem linken Gefährten in voller Carrière weiter zu rasen.

Erna stieß einen Angstschrei aus. Deckern und Egon sprangen empor, um dem Kutscher nöthigenfalls zu helfen. Doch dieser wehrte lächelnd ab.

„Lasciate, Signori! Lassen Sie, lassen Sie!“ rief er lustig. „Ich hab' meine Pferdchen in der Hand, sie gehen mir nicht durch, sie wollen sich nur austoben! Wenn die Herren es erlauben, halten wir in Meta auf eine Minute,

---

*) „Gnädige Frau, gnädige Frau, geben Sie mir noch einen Soldo!“

damit ich den zerrissenen Riemen wieder befestigen kann, nur auf eine Minute, Signori!"

Die ersten Häuser von Meta tauchten bereits aus dem dunklen Grün der Granatbäume auf, die in großen Gruppen in den Gärten des kleinen Städtchens wuchsen. Ein gewaltiges Blechschild mit einem schlecht gemalten Weinglase darauf und der Unterschrift: „Albergo della bella vista" streckte sich an langer Eisenstange weit in die Straße hinein, drohend, jeden Reisenden aufzuspießen, der es versäume, in der „Herberge zur schönen Aussicht" einen kühlen Trunk zu nehmen. Vor dem Blechschilde parirte der Cocchiere denn auch seine ungeduldigen Pferde.

„Wollen die Herrschaften absteigen?" fragte er mit verschmitztem Lächeln. „Der Wein des Gianino Orengo ist zu empfehlen — und die Sonne macht heiß."

Erna lockte der Anblick des Gartens mit der Aussicht nach dem Viadukt Ponte Maggiore, sie sprang vom Wagen herab, und die Herren folgten ihr.

Als Erna den mit großen bunten Thonkacheln gepflasterten Flur des Albergo betrat, blieb sie einen Augenblick stehen. Ein unsagbares Gefühl, fast wie ein stechender physischer Schmerz tief im Innern, überkam sie. Ihr schwindelte, ihr war plötzlich, als senke die Steinwölbung sich auf sie herab und wolle sie erdrücken. Sie mußte sich zusammenraffen, um weiter schreiten zu können. Zum Glück hatte Egon dies momentane Unwohlsein nicht bemerkt, und sie wollte ihn ja nicht ängstigen!

Im Garten der Trattoria standen drei Lauben, so dicht vom Weine umrankt, zwischen dem hellviolette und purpur-

farbene Winden sich schaukelten, daß man durch diese lebendigen Hecken kaum hindurchschauen konnte. Nur in der hinteren Wand war eine runde Oeffnung freigelassen worden; gleich einem Medaillonbilde schloß sie in ihrem Rahmen die Landschaft südwärts Meta bis zu den fernen Bergen, deren Spitzen die Wolken umschleierten, ein.

Die Padrona, ein blasses großes Weib mit dunklen Augen und schwarzen, tiefgeknoteten Haaren, die ein silberner Pfeil zusammenhielt, brachte auf das Geheiß Deckern's eine korbumflochtene Flasche Falerno und setzte einige Gläser auf den wurmstichigen Tisch in der Laube. Egon schenkte ein, aber plötzlich stockte seine Hand, Blässe lief über seine Züge, seine Gestalt zitterte.

„Um Gott, Egon," rief Erna erschreckt und umschlang ihren Gatten mit beiden Armen, „was ist Dir? Bist Du krank, Egon? Auch mich packte vorhin ein eigenes Grauen — das ist das Fieber Campaniens — sicher — sicher —"

Plettow drückte sein kleines Weib an sich, als suche er eine Stütze an ihr. Ein mattes Lächeln zuckte um seinen Mund; er küßte die Stirnlocken seiner Frau und sagte in leisem Ton:

„Es geht vorüber, beruhige Dich, Herzchen. Das alte Nervenleiden, das ich mir im Feldzuge geholt, bricht immer noch hin und wieder durch. Ich werde in Sorrent und Capri Seebäder nehmen."

Deckern schüttelte den Kopf. Der Freund erfüllte ihn mit Besorgniß. Wo kam das „Nervenleiden" bei diesem geschmeidigen, wie aus Stahl gebauten Manne auf einmal

her? Aus dem Feldzuge hatte er es nicht mitgebracht, das war eine Nothlüge von ihm. —

„Der Wagen wartet unter den Oliven an der Marina, gnädiges Fräulein!“ sagte jetzt eine helle Männerstimme, die man während der eingetretenen Pause ganz deutlich hören konnte, in der Laube nebenan. „Befehlen Sie, daß ich ihn holen lasse?“

„Ich danke, Herr Graf,“ tönte die Antwort zurück; „es ist mir wie Mama nur angenehm, einige Schritte zu Fuß gehen zu können!“

Schritte knirschten im Sande und Frauenkleider streiften rauschend das Weinlaub. Drei Personen gingen an dem Tische vorüber, an dem Plettow, Erna und Deckern saßen. Zwei Damen waren es, eine ältere am Arm einer jungen, Beide dunkel gekleidet. Ein Herr schritt hinter ihnen, schlank und hoch, mit dem Embonpoint eines Lebemannes und der Haltung eines Aristokraten. Er trug die Mantillen der Damen über dem rechten Arm und stützte sich leicht auf einen Bergstock. Die Drei schritten geradeaus, ohne die Insassen der ersten Laube zu sehen.

In die Wangen Egon's war die Farbe noch nicht zurückgekehrt. Sicher, er litt schwer unter dem plötzlichen Nervenanfall, der ihn gepackt hatte. Die Zähne bissen sich in die Unterlippe ein und zeichneten eine blutrothe Linie auf derselben, mit den Händen hielt er sein Weib umschlungen und preßte sie fest an seine Brust, aber über ihr blondes Haupt hinweg irrte sein Auge starr und glänzend den drei Personen nach, die soeben an der Laube vorüberschritten.

Deckern war, als greife eine eisige Hand in sein Herz und rüttle daran, so erschreckte ihn der fremdartige Ausdruck, der im Auge seines Freundes lag.

Plettow stürzte rasch ein Glas Wein hinunter, der feurige Falerno that ihm wohl.

„Bah," sagte er und lächelte wieder, „sprechen wir nicht mehr von dem kleinen Zwischenfall. Die Luft Sorrents und die Wasser des Golfs werden mich bald gänzlich herstellen, ich fühle es."

Trotz dieser Abwehr sprach Erna aber doch noch von dem Anfall, der ihren Gatten betroffen. Sie erzählte, daß vorhin, als sie den Hausflur betreten, auch sie ein seltsames Gefühl der Angst und der Bedrückung beschlichen habe. So plötzlich sei es gekommen und habe ihren Fuß gebannt, daß sie sich fast gescheut, die Schwelle nach dem Garten hinaus zu überschreiten — aus kindlichem Aberglauben. Sie fragte dann, seit wann Egon so stark an den Nerven leide und gab ihm gute Rathschläge. Schließlich faßte sie ihn mit jeder Hand an einer Spitze seines blonden Schnurrbartes und gab ihm — „aus Mitleid" — einen Kuß auf den Mund.

Nun wollte man weiterfahren. Der Cocchiere hatte längst den zerrissenen Strang reparirt, saß, als die Drei auf die Straße traten, auf der Bank vor dem Wirthshaus und bemühte sich, eine lange schwarzbraune Virginia-Cigarre in Brand zu stecken. Ein Rudel Kinder in bunten Lumpen hatte sich um ihn geschaart und beobachtete aufmerksam seine Anstrengungen.

In schlankem Trabe ging es fort. Der Wagen rollte

unter dem Schattendach uralter mächtiger Cypressen den breiten Landweg hinab. Carotto mit seinen freundlichen Villen und den mittelalterlichen Heiligenbildern längs der Straße blieb hinter den Reisenden liegen, dann fuhr der Wagen durch San Aniello, und nun hatte man Sorrent vor sich.

Vorbei an den geborstenen Bruchstücken eines antiken Aquädukts rollte der Wagen der Touristen über die Piazzetta vor der Kirche del Carmine und hielt dann beim Hotel Vittoria auf jenem Platze, den die von sterblicher Stümperhand gefertigte Statue des unsterblichen Tasso verunziert. Das Hotel Vittoria war von Baron v. Deckern als Absteigequartier vorgeschlagen, und hieher war auch bereits das Gepäck der Reisenden dirigirt worden.

Da Erna sich ein wenig angegriffen fühlte, so zog sie sich nach eingenommenem Dejeuner zu kurzer Ruhe auf ihr Zimmer zurück. Deckern und Plettow blieben auf der, hart über dem Meere gelegenen und einen wahren Prachtblick auf das felsige Gestade und die weite Umgebung gewährenden Terrasse sitzen. Der Tisch, an welchem sie gefrühstückt hatten, stand dicht an dem vergoldeten Gitter der Rampe, unmittelbar unter dieser rauschten die Wogen des Meeres.

Es war still auf der Terrasse; unter der großen Palme, die ihre gewaltigen Blätter sehnsüchtig über die Gitterspitzen dem blauen Meere zuneigte, ruhte in einem Lehnstuhl ein alter Mann mit morschem, gebrochenem Körper und schaute in die Sonne hinein. Das war der einzige Gast, mit dem Deckern und Plettow diesen Fleck Erde theilten.

Der Baron legte seine Hand auf die Egon's und drückte sie herzlich.

„Wir sind allein, Egon," sagte er, „und die Stunde ist gerade geeignet, sich auszuplaudern. Ich habe während der drei Wochen unseres Beisammenseins Dich unausgesetzt beobachten können, und ich weiß nun, daß ein geheimes Leid an Dir zehrt. Willst Du Dich nicht dem Freunde anvertrauen, der Dir vielleicht helfend und rathend zur Seite stehen kann?"

„Helfend und rathend? — Nein, Alfred, das ist unmöglich! Ich muß tragen, was mir das Schicksal aufgebürdet hat, ich kann mich nicht dagegen wehren! Mein Leben ist zu einem verfehlten geworden, und ich selbst war's, der mir die Kette um den Fuß schlang und mich zum Gefangenen machte! Aber Du thust Recht, Alfred, mich zum Erzählen aufzufordern; ich habe längst daran gedacht, Dir einmal mein Herz auszuschütten, es fehlte mir bisher nur die Gelegenheit, auf einige Stunden allein mit Dir zu sein. Ich bin oft leichtsinnig gewesen in meinem Leben, aber eine Sühne, wie die, welche das Schicksal mir auferlegt, habe ich nicht verdient. Doch höre!"

Egon schloß die Augen ein wenig und legte den Kopf hintenüber auf die Lehne des Stuhles, dann begann er: „Während meines Aufenthaltes in Berlin begegnete ich im Hause des alten Generals v. Oettken auch einer alten Bekannten, einer Frau v. Doning mit ihrer Tochter. Beide interessirten mich aus mehrfachen Gründen. Die Donings waren ehemals Gutsnachbarn meines verstorbenen Papa's

gewesen; ich selbst entsann mich noch recht wohl der Familie: des ehrwürdigen, nun seit Jahren im Grabe ruhenden Freiherrn v. Doning, den man nie anders als in der Jagdjoppe und in Stulpenstiefeln sah; seiner Gattin, die bei allen meinen Besuchen auf Doningshof stets kleine Ueberraschungen für mich hatte, und auch seines Töchterchens, der niedlichen, rehäugigen Carla. Es war eine geraume Zeit seit jenen Tagen verflossen; Donings hatten nach dem Tode des alten Herrn das Gut verkauft und waren nach der Hauptstadt übergesiedelt, und auch meine väterliche Scholle war inzwischen in fremde Hände übergegangen. Dadurch war der Verkehr zwischen uns und Donings vollkommen abgebrochen worden; ich entsann mich nicht, je wieder etwas von ihnen gehört zu haben. Trotzdem aber die Jahre das Haupt meiner einstigen Protektorin silberweiß gefärbt, und trotzdem aus der kleinen niedlichen Carla eine schlanke Jungfrau geworden, erkannte ich die Beiden doch auf den ersten Anblick wieder. Ich hatte in Berlin wenig Kreise, die mir zusagten und in denen ich verkehrte, ich freute mich daher doppelt, eine Familie gefunden zu haben, deren Umgang ich nicht aus Langeweile, nicht aus Verpflichtung, sondern wirklich aus Interesse aufsuchen konnte. Es war damals die Zeit eines inneren Uebergangs für mich; die bösen Erfahrungen, die ich an mir und an Anderen gemacht, hatten mir den Leichtsinn ausgetrieben, ich war müde des Bummellebens und fand einen gewissen Genuß in der Häuslichkeit. Die Vorbereitungen zu dem kriegsakademischen Examen hatten mir Geschmack für das Studium der militärischen Wissenschaften



eingeflößt; das rasche, laute Leben der Kameraden, dem auch ich seither zugethan gewesen, behagte mir nicht mehr, der gesellschaftliche Verkehr mit seinen Lügen, Falschheiten und Uebertreibungen widerte mich an, kurz, ich stand auf dem Punkte, ein Anderer zu werden.

Die kleinen Cirkel im Doning'schen Hause waren bald die einzigen Gesellschaften, die ich noch besuchte. Dort fand ich einen Kreis von Menschen, die mir durchaus zusagten, mit deren Lebensanschauungen und Ansichten ich mich verständigen konnte, dort fand ich nicht jenen Zug gleißnerischer Lüge, der mir typisch für die sozialen Zustände unserer Zeit geworden schien und der mir um so widerwärtiger war, als ich fühlte, daß er auch mich verdorben hatte. Man konnte im Doning'schen Hause frank und offen seine Meinung sagen, ohne fürchten zu müssen, mit scheelem Auge betrachtet zu werden, man war da nicht abhängig von der Wetterlaune der durch Stellung und Rang Bevorzugten, ich möchte behaupten, es ging ein demokratischer Athem durch den Salon der Frau v. Doning, trotzdem nur die konservativste Aristokratie von Geburt und Geist in demselben verkehrte.

Zu den Gästen, die niemals einen jour fixe der alten feingeistigen Dame versäumten, gehörte der Graf Schoddyn. Schoddyn hatte, wie selten zuvor ein Anderer, vom ersten Augenblick meiner Bekanntschaft mit ihm das lebhafteste Interesse in mir wachgerufen. Schoddyn war ein Mensch, über den sich nur schwer ein Urtheil bilden ließ, der aber unter allen Umständen eine originelle Erscheinung, wie man sie nur selten in unseren modernen Salons antrifft,

genannt werden mußte. Wie Alle, die ihn kennen lernten, bin auch ich nie aus diesem Manne klug geworden! Lag es daran, daß er wie aus Widersprüchen zusammengesetzt erschien, oder daß er sich geflissentlich bemühte, eine Maske zu tragen, daß er sich heute als Philosoph, morgen als Schwärmer und übermorgen wieder als krasser Materialist gerirte, ich weiß es nicht! Ich habe Schoddyn genau kennen gelernt, ich kann bekunden, daß er ein Mann von tiefem Wissen ist, aber in seine Seele, sein Herz zu schauen, ist mir nie vergönnt gewesen. Für einen guten Charakter habe ich den Grafen ebensowenig gehalten, wie für einen absolut schlechten. Meiner Ueberzeugung nach ist der leitende Grundzug seines Wesens ein starker Egoismus, und doch sind mir wieder Handlungen von ihm bekannt, die nur ein wahrhaft selbstloser Mensch begehen kann!

Graf Schoddyn attachirte sich sehr bald und sehr eng an mich. Er wohnte, seit er den Kammerherrendienst am W..'schen Hofe quittirt, gänzlich in Berlin und kannte die lustige Hauptstadt des neuen deutschen Reiches auf das Beste. Das elegante Leben, das er führte und in das er auch mich hineinziehen wollte, war mir zur Zeit zwar nichts weniger als genehm, dennoch hätte ich vielleicht größere Sympathien für den Grafen empfunden, wäre der Einfluß, den er auf Carla Doning und ihre Mutter auszuüben verstand, ein anderer gewesen.

Ich liebte Carla, und ich wußte — ja, ich wußte es, Alfred — ich wurde wiedergeliebt! Jeder Blick ihrer Augen sagte es mir, wenn ihr Mund auch schwieg. Ich liebte sie so innig, so hingebend, wie man nur lieben kann,

wenn das Herz sich mit nichts Anderem beschäftigt, als mit dem einen Bilde allein! Auch die Mutter Carla's schien es nicht ungern zu sehen, daß ich ihr näher trat, sie bevorzugte mich in liebenswürdigster Weise und kam mir in einer Art entgegen, die mir zeigte, daß ich auch von ihrer Seite die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches erhoffen könne.

Den Tagen der Sonne folgten nur allzu bald bitterschwere Stunden. Als ich eines Morgens, wie ich es öfters that, bei Donings vorsprechen wollte, wurde ich nicht angenommen. Es war dies das erste Mal, die erste Abweisung! Ich machte mir jedoch keine Unruhe dieserhalb, da ich in der That an nichts Böses dachte und ich mich in meinem eigenen Gewissen absolut schuldlos fühlte. Erst als dieser ersten Abweisung die zweite und dritte folgte, wurde ich stutzig. Was war geschehen? War ich ungezogen gewesen und sollte ich bestraft werden? Ich zergrübelte meinen Kopf, aber ich konnte beim besten Willen keinen Grund finden, der diese Härte nöthig machte. Ich schrieb an Frau v. Doning, zuerst humoristisch, ein zweites Mal ernster, ich fragte an, ob ich im Doning'schen Hause nicht mehr gesehen, ob ich in den Bann gethan werden sollte; ich erhielt überhaupt keine Antwort. Da wollte es der Zufall einmal, daß auf dem Wege von der Kriegsakademie Unter den Linden die beiden Damen an mir vorüberfuhren. Ich grüßte auffallend höflich — und mir war's, als habe Carla leicht genickt — die Mutter wandte sich ab, um mich nicht zu sehen.

Noch an demselben Tage begab ich mich zu Schoddyn,

vielleicht konnte er mir Aufschluß geben über das räthselhafte Benehmen der Beiden. Schoddyn war soeben von einer kleinen Reise zurückgekehrt und wußte von gar nichts, versprach mir aber, sofort seine Erkundigungen einzuziehen. An dem ernsten Gesicht, mit dem er mir am folgenden Abend bei dem verabredeten Rendez-vous im Café Kaiserhof entgegenkam, sah ich im Augenblick, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich zugetragen haben mußte. Und so war es in der That!

Schoddyn erzählte mir mit möglichster Schonung, aber vollkommen aufrichtig, die traurigen Thatsachen, die das veränderte Benehmen der Donings herbeigeführt hatten. — Du kennst meine Vergangenheit, Alfred, wie Deine eigene, Du weißt, daß ich leichtsinnig gewesen, aber immer ein ehrlicher Kerl geblieben bin, Du weißt auch, daß ich selbst im Leichtsinn keine schlechten Streiche verübt habe! Ich habe die Thorheiten meiner ersten Lieutenantszeit nie verhehlt und nie zu beschönigen gesucht, dennoch muß Donings nach den Andeutungen Schoddyn's etwas zu Ohren gekommen sein, das mich stark bei ihnen diskreditirt hat. Was es gewesen, weiß ich nicht. Doch, das war noch das Wenigste, höre nur weiter! Mit den Donings verwandt sind die Altenkrögel auf Baarburg in Preußen. Der letzte Baarburger, der alte Truchseß, war gestorben und hatte eines jener verrückten Testamente hinterlassen, wie sie die Familie Altenkrögel zu öfterem ausgezeichnet haben. Der Baarburger wünschte, daß sein Geschlecht, wie es vor zwei Generationen gewesen, den Namen Doning von Altenkrögel wieder annehme; sein einziger Sohn, der zur Zeit bei den

Königs-Husaren stand, sollte deshalb Carla heirathen, und diese neben einem hohen Nadelgelde das Rittergut ihres verstorbenen Vaters zurückerhalten. So lauteten die Bestimmungen des Baarburgers, die allerdings geeignet waren, den alten Grundbesitz der Familien wieder zu einigen und damit das Ansehen derselben bedeutend zu erhöhen, die aber auch von der ganzen grausamen Härte traditionellen Stolzes getragen waren.

Schwärmer und Idealisten behaupten, daß die Liebe Alles überwindet; ich habe gefunden, daß keine Liebe groß und stark genug, um nicht in Augenblicken der Versuchung erschüttert werden zu können. In dem festen Vertrauen darauf, daß Carla meine Zuneigung erwiedere, und daß Frau v. Doning mir gewogen sei, dachte ich bis zum letzten Moment nicht daran, daß meine Hoffnungen Schiffbruch erleiden würden. Und doch blieb ich gefaßt und ruhig, als Graf Schoddyn mir mittheilte, daß Carla selbst, nach reiflicher Ueberlegung und nach schwerem Kampfe, sich entschlossen habe, dem Willen ihrer Mutter zu folgen und Jesko v. Altenkrögel zu heirathen."

Der Erzählende schwieg hier einige Augenblicke, und Deckern setzte so scharf das erhobene Glas wieder nieder, daß die rothen Tropfen des Weines von Capri das Tischtuch netzten.

„Cospetto, amico!" rief er aus, und er strich sich den Schnurrbart, „das ist eine Wendung, die ich nicht erwartet habe! Hätte man Dich bösartig verleumdet, Dich als Schurken und Betrüger hingestellt, ich würde vielleicht ein Schwanken Carla's begriffen haben. Daß sie, von der

Du — nach Deiner Aussage — geglaubt und gehofft hast, sie habe auch Dich geliebt, Dich aber bedingungslos aufgab, nur um ein Familiengut zu retten . . . accidente, das ist mir unverständlich!"

Plettow zuckte zusammen, die rücksichtslose Aufrichtigkeit des Freundes traf ihn hart. Er legte die Hand an die Stirne und schaute auf das rauschende Meer hinaus.

„Du hast nicht Unrecht, Alfred, aber ist das Frauenherz nicht von jeher das größte Räthsel der Welt gewesen? Sie hat mich geliebt — ja, sie hat mich geliebt — und wenn tausend Zungen dagegen reden, ich bleibe bei meinem Glauben! Vielleicht ging sie zu weit in der Pietät gegen ihre Mutter; es ließe sich die Frage aufwerfen, ob die Mutter der Tochter näher steht oder der Herzenserwählte!"

Deckern zuckte leicht mit den Schultern. Er wußte, wie schwer es ist, mit Gegengründen zu überzeugen, wenn Liebe und Leidenschaft auf der anderen Seite fechten!

„Die Rathschläge Schobdyn's waren ruhige und überlegte," fuhr Egon fort. „Er hielt es für gut, daß ich noch einen letzten Versuch mache, Frau v. Doning zu meinen Gunsten umzustimmen. Ich schrieb ihr einen langen Brief, in dem ich offiziell um Carla's Hand anhielt; ich verhehlte nicht, was ich durch den Grafen erfahren, ich appellirte an das Herz der Mutter, der Frau! Einen Tag später erhielt ich das Schreiben uneröffnet zurück, aber mit dem Postvermerk: ‚Abgereist, unbekannt wohin.' Dieser Tag, Alfred — nimmer werde ich ihn vergessen! — war das erste Glied einer Fessel, die sich immer enger, immer gewaltsamer um mich gezogen hat. Am Nachmit-

tage fand ein Liebesmahl beim zweiten Garderegiment statt. Lettrow hatte mich dazu geladen. Ich trank viel, ich glaubte, der eisige Sekt würde die Gluth meines Inneren kühlen, ich wollte mich betäuben! Halb trunken bereits entrirte ich ein Spiel und übernahm die Bank. Als ich wieder aufstand, hatte ich eine große Summe verloren, — ein Verlust, der mich zwang, die Hilfe der Wucherer in Anspruch zu nehmen. Das war der Anfang vom Ende. Noch nicht dreiviertel Jahre waren verflossen, da stand ich, Dank meinem eigenen Leichtsinn und der Zuvorkommenheit der Wuchererklique, am Rande des Abgrundes. Was ich in den zehn Jahren meiner Lieutenantszeit nicht fertig gebracht, war mir nunmehr im Laufe von zehn Monaten gelungen: ich war finanziell ruinirt. Ein gewaltiger Taumel hatte mich erfaßt und dem Verderben nahe gebracht; mir war Alles gleichgiltig gewesen in dieser Zeit, ich kannte keinen anderen Wunsch als den des Vergessens! Erst als ich sah, daß es nicht weiter ging, wachte ich jählings auf. Ich stand auf dem Punkte, durch einen Pistolenschuß des Werkes Ende herbeizuführen.

Zu dieser Zeit wurde ich durch einen Kameraden in die Familie des reichen Kommerzienraths Solten eingeführt und lernte Erna kennen, meine jetzige Frau. Ich fühlte bald heraus, daß ich ihr nicht gleichgiltig war, daß sie mich liebte ... Alfred, ich habe schlecht gehandelt an Erna, unwürdig, niedrig, ich nahm sie zum Weibe, ohne daß ich ihr dieselbe Zuneigung entgegenbringen konnte, die sie mir schenkte. Ich will mich nicht vertheidigen — es soll nichts wie eine Erklärung sein, wenn ich Dir die

Gründe anführe, die mich zur Heirath mit Erna bewogen. Seit jenem letzten Brief an Donings hatte ich weder von Carla, noch von der alten Dame je wieder etwas vernommen. Man sagte, sie weilten in Pommern, um dort die Arrangements zu der geplanten Güterarrondirung zu treffen. Schoddyn war auf Reisen gegangen, auch ihn hatte ich aus den Augen verloren, konnte also auch von ihm nichts weiter über die Donings erfahren. Gott weiß es, Alfred, daß das Bild Carla's nie und nimmer aus meinem Herzen gewichen ist, aber meine Seele war voll heißen Grimmes, ich hatte alle Hoffnung verloren, wollte in selbstquälerischem Raffinement auch den letzten Funken in mir ertödten. Zu dieser geistigen Ruhelosigkeit trat noch der peinliche äußere Druck, den ich mir durch meine unsinnigen Schulden geschaffen hatte. Von mehreren Seiten zugleich drohte man mir mit Klagen beim Regimentskommando, das konnte, mußte mir die Stellung kosten! Und was sollte dann aus mir werden? Mir blieb thatsächlich nur noch die Kugel oder vielleicht — ein Hausknechtsposten drüben im ‚freien' Amerika! Ein wüthender Groll packte mich, wenn ich in ruhigen Stunden einmal die Konsequenzen aus all' meinen Thorheiten zog. Mir war dann, als trübe sich unwillkürlich die Erinnerung an Carla, die doch zum gewissen Theil mit die Schuld trug an der Verwahrlosung, der ich anheimgefallen war. So kam jener Morgen nach einer schlaflosen Nacht, in der ich zu einem endgiltigen Entschlusse gekommen. Ich ging zu Soltens, hielt um die Hand Erna's an und wurde mit Jubel begrüßt. Damit war mein Schicksal besiegelt!"

Erschöpft hielt Plettow inne und leerte dann langsam das Glas. Als er aufschaute, bemerkte er, daß über das Gesicht Deckern's sich eine fahle Blässe gebreitet und daß die obere Zahnreihe sich tief in die Lippe gegraben hatte. Der Diplomat sah den erstaunten Blick seines Freundes, und mit einem Schlage veränderte sich der Ausdruck in seinem Antlitz.

„Noch eine Capreser, cameriere!" rief er dem umherlotternden Kellner zu, und seine Augen blitzten lustig wie immer. „Wir müssen die trüben Gedanken hinabspülen, mein alter Junge, das grämliche Philosophiren über unser boshaftes Fatum schwächt nur das klare Denken und hilft doch nichts! Du hast ein hübsches, junges, gutes Weib, das zum Ueberflusse auch noch mit irdischem Tande reichlich gesegnet, da wäre es Sünde, wolltest Du jene Andere nicht vergessen, die auf der Altenkrögel'schen Scholle in Pommern die Bauern erzieht!"

„Hätte ich die feste Gewißheit, daß Carla bereits mit Jesko v. Altenkrögel vermählt, glaube mir, Alfred, dann würde ich ruhiger sein! Aber als wir vor zwei Stunden in Meta rasteten, sah ich Carla mit ihrer Mutter und Schobdyn an unserer Laube vorüberschreiten!"

Deckern fuhr auf. „Mit Schobdyn?" fragte er, dann unterbrach er sich, da der Kellner mit dem Weine und einem dicken Folianten unter dem Arme zurückkehrte.

„Mille fois pardon, si je vous gêne!" flötete der Ganymed in seinem italienischen Französisch, „ich möchte die Herrschaften nur bitten, Ihre geschätzten Namen gütigst in das Fremdenbuch eintragen zu wollen."

„Her mit dem Elzevir!“ rief Deckern ärgerlich und schlug den Folianten geräuschvoll auf. Ehe er aber seinen Namen niederschrieb, warf er noch einen halb mitleidigen, halb schmerzvollen Blick zu dem Freunde hinüber; auf dem beschmutzten gelben Papier stand unmittelbar hintereinander: „Madame de Doning et fille — chambellan comte de Schoddyn, Prusse.“

---

Es war schon der dritte Tag, daß über den blauen Golf und die Hänge, die ihn umkränzten, sich die Wolken zusammengezogen und gewaltige Regenmassen herniedergesendet hatten. In unseren nordischen Landen lassen sich solche Regentage bequemer ertragen, in Italien ist man durch Glanz und Sonne allzu verwöhnt, um derartige Unterbrechungen mit Behaglichkeit hinzunehmen. Dicht hängt der Himmel über den Wassern des Golfes, und der einförmig graue Ton des Firmamentes spiegelt sich auch in den Wellen wieder.

Auch das Hotel Vittoria hat ein anderes Gewand angezogen. Der lustig flatternde Wimpel vom Thürmchen ist verschwunden, die Baldachine auf der Terrasse sind eingerollt, Tische und Stühle unter sicheren Schutz gebracht worden. Dafür hat man im Drawing-Room und in den Salons Feuer in den Kaminen angefacht, das als Schutzmittel gegen die plötzlich eingetretene Kälte nur unvollkommen seinen Zweck erfüllt.

Die Pensionäre des Hotels hatten im Speisesaale das nach italienischer Art etwas frugale Frühstück eingenommen und sich dann zumeist in die Nebengemächer zurückgezogen.

Im Lesezimmer saß nur ein einziger Herr, Baron Deckern. Er hatte seinen Stuhl dicht vor den Kamin gerückt und die Füße gegen das Gitterwerk desselben gestemmt. In den Händen hielt er das Riesenformat der „Gazzetta d'Italia", aber die stürmischen Verhandlungen im römischen Parlament schienen ihn wenig zu interessiren, denn sein Auge starrte über den Rand der Zeitung hinweg gerade in die Flammen hinein.

Er hörte nicht, daß hinter ihm ein Schritt auf dem Teppich klang, aber er zuckte wie unter der Berührung eines elektrischen Stromes zusammen, als sich eine kleine Hand auf seine Schulter legte.

„Gnädige Frau —"

Deckern war aufgesprungen, und jetzt, wo die Gluth des Kaminfeuers nicht mehr sein Antlitz bestrahlte, konnte man deutlich sehen, wie bleich es war. Der sich stark in den Falten um Mund und Augen markirende Zug von Mattigkeit gab diesem entschieden häßlichen und dabei doch anziehenden Gesicht etwas Wehmüthiges.

Auch die vor ihm stehende kleine Frau in dem unbewußt koketten Morgenkostüm aus dunkelbraunem Sammt sah bei Weitem nicht mehr so frisch und rosig aus, wie noch vor wenigen Wochen. Das helle Kolorit ihrer Wangen war gewichen, die langbewimperten Augenlider zuckten nervös, und die vollen Lippen, die so glücklich und sorglos lächeln konnten, waren fest und herbe geschlossen.

Erna ergriff die Rechte Deckern's und preßte sie warm in der ihren.

„Seien Sie mir nicht böse, Baron," sagte sie hastig,

„daß ich Sie so plötzlich überfalle. Ich muß Sie sprechen, Sie sind der Einzige, der mir Aufschluß geben, mir die Wahrheit sagen wird."

Sie zog ihn in die Nische am Fenster, gegen das mit leiser Monotonie der Regen schlug.

„Was fehlt Egon, meinem Mann, Ihrem Freunde, Deckern?" fuhr Erna fort, und mit jedem Wort steigerte sich ihre fast fieberhafte Erregung; „ist er böse auf mich? — und weshalb denn? Liebe ich ihn nicht wie immer, bin ich eine Andere geworden gegen ihn? Sie kennen Egon, bester Baron, sagen Sie mir, was ihm fehlt, aber sagen Sie mir die volle Wahrheit!"

Deckern wandte sein Gesicht ab, er vermochte nicht länger in die thränengefüllten Augen des jungen Weibes zu schauen.

„Gnädige Frau," entgegnete er zögernd, „ich glaube, Sie täuschen sich über die Stimmung Egon's. Was sollte ihm sein — eine vorübergehende geistige Indisposition — nichts weiter! Es sind ja nicht alle Menschen gleichmäßig Herr ihres Willens, und mir scheint, es ist besser und offenherziger, sich zu geben, wie man fühlt und denkt, als komödiantenhaft sich hinter einer Maske zu verstecken!"

Erna schüttelte unwillig den blonden Kopf.

„Sie suchen Ausflüchte, Herr v. Deckern, wozu das? Achten Sie mich so wenig, daß Sie mich nicht einmal einer Wahrheit für werth halten?"

Ein heißes Roth flog über des Diplomaten narbiges Gesicht.

„O, gnädige Frau, wie dürfen Sie so etwas sagen?

Sind Sie nicht Egon's Gattin, und ist Egon mir nicht an's Herz gewachsen wie ein Bruder, ein Sohn? Ich will thun, was Sie verlangen, aber ich kann Ihnen doch keine Antwort geben, wo ich eine solche nicht finde."

„So sagen Sie mir wenigstens Ihre Ansicht über die Familie Doning und ihren Schatten, den mephistophelischen Grafen! Ich habe das instinktive Gefühl, als seien es diese Drei, die zwischen Egon und mir eine Scheidewand aufrichten. Vielleicht ist ein wenig Aberglauben dabei, das ändert aber mein Urtheil nicht. Als ich den Flur jenes Hauses in Meta betrat, vor dem wir halten mußten, damit der Cocchiere das Riemenzeug seiner Pferde in Ordnung bringe, packte mich urplötzlich ein Gefühl des Grauens und Entsetzens, über dessen Ursache ich mir selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Jetzt habe ich durch Zufall erfahren, daß die Donings unmittelbar vor uns das Haus verlassen hatten — muß ich mir da nicht jene seltsame Empfindung beim Eintritt in den Flur als eine Ahnung deuten? Ich bin ein Kind, Deckern, nicht wahr? Aber ich kann mir nicht helfen, ich hege ein Gefühl tiefster Antipathie gegen unsere neue Reisebekanntschaft!"

„Wenn ich ehrlich sein soll, gnädige Frau, so muß ich bekennen, daß mir der Graf Schoddyn keine angenehme Persönlichkeit ist," sagte Deckern langsam; „indessen — Egon kennt ihn und die Donings seit Jahren, und im fremden Lande frischt man alte Bekanntschaften immer gern wieder auf!"

Erna seufzte. „Vielleicht thue ich Unrecht, aber ich wünsche, wir wären diesen Leuten nie begegnet! Die

zungenglatte gewandte Aristokratin, ihre stolze, eisige Tochter und der spiegelfechterische Graf Schoddyn, sie alle Drei passen nicht zu mir, und ich bin doch nun einmal durch die engsten Bande an Egon gefesselt!"

Deckern schaute unter den gesenkten Lidern blitzend scharf zu der Sprechenden herüber, und seine Lippen schlossen sich für einen Augenblick noch fester aufeinander.

„Durch die engsten Bande," wiederholte er, „und ich hoffe, daß Sie diese Fesselung niemals zu bereuen brauchen!"

Frau v. Plettow schaute dem Baron fast erstaunt in das Antlitz. Der Ton, in dem er sprach, klang so aus dem Herzen, wie sie es noch nie von seinem Munde gehört. Sie hatte den Baron immer für einen grundehrlichen, vortrefflichen Menschen gehalten, aber nie vermuthet, daß er tiefer Empfindungen fähig sei.

„Ich habe Egon geheirathet, weil ich ihn liebte," entgegnete sie, gleichfalls warm, „und ich bin mir bewußt, nie von dieser Liebe lassen zu können, selbst wenn" — sie stockte, und ein feines Roth färbte ihr ganzes Gesicht — „selbst wenn das Aeußerste eintreten sollte! Ich fürchte dies Aeußerste nicht, denn ich weiß, daß Egon ein Edelmann ist, nicht nur von Geburt, sondern auch von Gesinnung!"

Sie reichte Deckern die Hand, und wieder leuchtete es dunkler auf ihren Wangen, und es zuckten ihre schlanken Finger, als der Baron seine Lippen darauf drückte.

Deckern schritt mit auf dem Rücken verschlungenen Händen im Zimmer auf und ab, noch lange, nachdem Erna dasselbe verlassen hatte. Das Feuer im Kamin loderte

lustig weiter, hin und wieder brach prasselnd eines der Holzscheite zusammen, so daß die Funken beinahe bis zu den Füßen des rastlosen Mannes sprühten.

Seine Lippe bebte leise, er sprach in abgebrochenen Sätzen vor sich hin:

„Thor, der ich bin, daß ich dem stürmischen Herzen nicht endlich einmal Ruhe gönne! Habe mich doch lange genug gequält in der Welt und soll nun auf der Höhe des Lebens einer frevlen Leidenschaft zum Opfer fallen! Alfred, Alfred, denk' an Deine grauen Haare, denk' an die Narben in Deinem häßlichen, faltigen Gesicht, denke daran, daß Du dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen würdest, wolltest Du ernsthaft um eines Weibes Liebe ringen! Schäme Dich, alter Kerl, allein ob dieses Gedankens! Sie ist vor Gott und dem Gesetze die Frau Deines Freundes, und wenn selbst zehnfach dieser unseligen Ehe die Basis der Sittlichkeit fehlt, weil er sie geheirathet, ohne auch nur einen Funken Liebe zu ihr zu empfinden, so hast Du dennoch noch lange kein Recht, zwischen die Beiden zu treten! Was nützte Dir's auch? Drücke den Schmerz hinab, Alfred, presse ihn nieder! Du hast vor der Klaue des Leoparden nicht gezittert, und hast den glühenden Athem des Samum ertragen, Du wirst auch den Johannistrieb aus Deinem Herzen reißen können, ohne zu zucken — ohne zu zucken!"

Die letzten Worte sprach Deckern mit stark vibrirender Stimme. Er war vor dem Kamine stehen geblieben und schaute wieder hinein in die tanzenden Flämmchen. Dann raffte er sich plötzlich empor, als wolle er alle unnützen

Gedanken auf einmal von sich abschütteln und verließ das Gemach, um in's Freie zu treten. Der herniederrauschende Regen, dem er den unbedeckten Kopf bot, that ihm wohl. —

„Das ist das Lesezimmer," sagte die Stimme Plettow's, „bitte, lieber Graf, treten Sie nur ein, hier sind wir ungestört, die Insassen des Hotel Vittoria pflegen sich wenig mit der Literatur zu befassen!"

Herr v. Plettow verneigte sich leicht und ließ dem Grafen Schoddyn den Vortritt.

„Tiens!" sagte der Kammerherr und strich sich die strohgelben Favoris, „das ist ja ein ganz lauschiges kleines Gemach! Ein wenig frostig auch hier, aber in der bella Italia kennt man ja leider Gottes die Institution der Oefen überhaupt nicht. Setzen wir uns, Freund, es plaudert sich besser!"

Plettow ließ sich Schoddyn gegenüber auf einem Sessel nieder. Der Graf lag mehr in seinem Fauteuil, als er saß, und das erhöhte den Eindruck des Blasirten an ihm. Das Gesicht Schoddyn's hätte zweifellos für sehr interessant gelten müssen, hätte er nicht absichtlich diesen gelangweilten Zug hineingelegt — absichtlich, denn ein feinerer Beobachter, als Plettow es war, mußte merken, daß der Graf Masken zu tragen liebte. Schoddyn mochte Mitte der Vierziger sein, aber er sah älter aus. Das Bedeutendste an ihm war wohl die hohe, gedankenreiche Stirn mit den schmalen, klugen, von den vorgekämmten blonden Haaren halb verdeckten Schläfen. Die Augen hatten eine grünliche Färbung, waren aber fast immer von den schweren

Lidern halb verdeckt. Unter der großen, gebogenen Nase mit leidenschaftlich zitternden Flügeln setzte ein langausgezogener Schnurrbart sich an, der bis über den breiten, schmallippigen Mund fiel. Favoris von der gleichen bernsteingelben Farbe wie Schnurrbart und Haupthaar bedeckten die hageren Wangen und legten sich dicht auf das tadellos weiße Hemd, in dem drei kleine Brillanten blitzten. Das Exterieur des Grafen war ein klein wenig englisch, aber hochelegant, von dem zierlich gefalteten burgunderrothen Schlips bis herab auf die hellgamaschirten, absatzlosen Lackschuhe.

„Also, mein guter Plettow," sagte Schoddyn in nachlässigem Tone und spielte dabei mit dem Bande seines Monocle's, „Sie wollen wissen, wie die Sache ablief, ob sie ihn gekriegt, respektive er sie, oder nicht. Vraiment, ich möchte Ihnen die Antwort eigentlich schuldig bleiben, denn Sie haben wahrscheinlich schon im Fremdenbuche gelesen, daß Fräulein v. Doning immer noch nicht Freifrau v. Altenkrögel ist — außerdem, cher ami, sind Sie ja bereits so innig an ein in der That entzückend niedliches Wesen gebunden, daß ich Ihr neuerwachtes Interesse für Demoiselle Carla fast — strafbar finden möchte!"

Plettow's Augenbrauen zogen sich zusammen, er schlug ungeduldig mit der flachen Hand auf die Plüschpolsterung des Fauteuils.

„Ueberlassen Sie es mir allein, mich mit meinem Gewissen abzufinden, Graf Schoddyn," sagte er hastig, „wir haben Wichtigeres zu verhandeln, als uns auf derartige Reflexionen einzulassen... Ich weiß, Herr Graf, daß es Ihnen

speziell sehr peinlich war, durch den Zufall wieder einmal mit mir zusammengeführt zu werden — Sie mögen Ihre Gründe dafür haben, Gründe, die mich nichts angehen, und die ich auch nicht in Erfahrung bringen will. Das, was mich aber angeht, und was ich Sie mir zu erörtern bitte, sind die Ursachen, welche die geplante Heirath zwischen Fräulein v. Doning und Jesko v. Altenkrögel nicht stattfinden ließen."

„Mein Herr v. Plettow," entgegnete Schoddyn scharf, ohne sich indessen aus seiner bequemen Lage aufzurichten, „Sie schlagen einen seltsam befehlshaberischen Ton an! Ueberlegen Sie freundlichst, daß es eine Zeit gab, in der Ihnen Niemand so nahe stand, wie ich, damals galt ich für Ihren Freund, und ich meine, ich habe Ihnen auch mehr als einmal Beweise meiner Freundschaft gegeben. Heute scheinen Sie das vergessen zu haben. Was verlangen Sie eigentlich von mir? Die Auskramung interner Familienangelegenheiten — können Sie mir's verdenken, wenn ich mich dagegen sträube?"

Plettow erhob sich rasch und trat dicht vor den Grafen.

„Wenn Sie wirklich einmal mein Freund gewesen sind, wie Sie behaupten, Graf Schoddyn," sagte er erregt, „so werden Sie meine Frage begreiflich finden und mir willig Rede stehen. Sie waren es, der mir seiner Zeit durch die Mittheilung, daß Carla Doning aus Familieninteresse eine Konvenienzehe schließen wolle, die letzte Hoffnung auf eine glückliche Zukunft nahmen und mich dem Elend entgegentrieben — dem Elend, Herr Graf, das

nicht durch Goldbarren und durch ein glänzendes Leben gemildert werden kann! Schenken Sie mir die Schilderung der Tage, Wochen und langen Monde, die seit jener verhängnißvollen Stunde verflossen; die Qualen dieser Zeit geben mir aber jedenfalls ein Recht, danach zu fragen, warum Fräulein v. Doning ihren reichen Vetter nicht geheirathet hat, um dessentwillen allein sie doch mir den Laufpaß gegeben!"

Schoddyn legte das Glas in das Auge und betrachtete kopfschüttelnd den vor ihm Stehenden.

„Fi donc, Plettow, ‚Laufpaß', welch' plebejisches Wort! Sie echauffiren sich, weiß Gott, in wenig aristokratischer Weise, und Sie sind doch sonst Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle! Da Sie sich aber in der That immer noch für die schöne Carla zu interessiren scheinen und da ich Ihrer Delikatesse nicht zumuthen will, die junge Dame in dieser heiklen Angelegenheit selbst zu interpelliren, so muß ich Ihnen bongré, malgré schon Auskunft ertheilen! Also — Demoiselle Carla hat den braven Jesko aus dem einfachen Grunde nicht ehelichen können, weil Jesko schon vor der Verlobung starb ... er fiel im Duell! Alle Blätter erzählten ja die traurige Geschichte!"

Egon stützte sich auf den hinter ihm stehenden Journaltisch. Das Unerwartete dieser Nachricht traf ihn wuchtig.

„Allmächtiger!" stöhnte er mehr, als er sprach, „das ist ja furchtbar! Und wer war der Mörder des Armen?"

Graf Schoddyn zuckte zusammen und wandte sein Gesicht der Kaminflamme zu; so merkte Plettow nicht, wie aschfarben dasselbe geworden.

„Ich verzeihe Ihnen den Ausdruck," erwiederte Schoddyn in seiner alten, nachlässigen Weise, „ich habe die Berechtigung dazu, denn ich selbst hatte das Unglück, Altenkrögel im Duell tödtlich zu verwunden!"

Eine Minute lang blieb es ganz still. Plettow fand keine Worte, auf seiner Brust lag ein Alp, der ihn schier erdrückte und der nicht weichen wollte. Eine furchtbare Ahnung hatte ihn beschlichen.

„Graf Schoddyn," sagte er endlich, wenn auch noch mühsam nach Athem ringend, „ich bitte Sie, seien Sie offen zu mir, ergänzen Sie Ihre mysteriösen Andeutungen, begreifen Sie denn nicht, daß ich mich nach all' dem Geschehenen in einer entsetzlichen Aufregung befinden muß?"

„Sie sind jung, mein guter Plettow, und lassen noch leicht äußere Eindrücke auf sich wirken," entgegnete Schoddyn. „Kommen Sie erst in meine Jahre, da stumpft man ab, parole d'honneur! ... Was soll ich Ihnen noch detailliren? Die Duellaffaire? Mein Gott, sie verlief wie jede andere! Jesko hatte mich im Rausche beleidigt, in Gegenwart zahlreicher Zeugen, ich forderte ihn und traf ihn unglücklicherweise gerade in die Brust, während seine Kugel mir nur den Hut vom Kopfe riß. Es war ein nagelneuer Kastor aus Landauer's Atelier ..."

Plettow wandte sich ab; ihn empörte die ihm neue frivole Sprache des Anderen. Er schritt einige Male schnell im Zimmer auf und ab und blieb dann wieder stehen.

„Die Sache wirbelte viel Staub auf," fuhr Schoddyn fort; „in den Zeitungen leitartikelte man wieder einmal über die moralische Berechtigung des Zweikampfes, und

in der Gesellschaft sprach man drei Tage hintereinander von nichts Anderem. Nach Recht und Gesetz wurde ich zu zwei Jahren Festung verurtheilt, die Gnade des Königs verminderte die Haft, wie immer in solchen Fällen, auf ein halbes Jahr; ich habe die Absicht, die Strafe unmittelbar nach meiner Rückkehr anzutreten, in Magdeburg hoffentlich, wo ich den Kommandanten kenne, und wo es ganz lustig zugehen soll."

„Was sagten die Donings zu dem Unglücksfall?" fragte Plettow, und sein Auge heftete sich fast drohend auf den Grafen.

„Was sollten sie sagen! Sie bedauerten ihn lebhaft, wie ich, und halfen den Armen mit mir in der Familiengruft zu Baarburg zur Ruhe bestatten."

„Und wer tritt die Erbschaft Jesko's v. Altenkrögel an?"

Ein böser Blick streifte Plettow.

„Die Donings — als seine nächsten Verwandten!"

„Ich ahnte es!"

Fast wie ein Röcheln, das aus tiefer zermarterter Seele kommt, so klangen diese drei Worte. Dann schritt Plettow zur Thüre und verließ, ohne sich umzusehen und ohne ein Abschiedswort den Salon.

Graf Schoddyn lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück.

„Besser, daß er es aus meinem eigenen Munde erfährt, als von fremder Zunge," sprach er leise vor sich hin. „Im Uebrigen scheint mir dieser Knabe ein viel weniger gefährlicher Gegner zu sein, als sein tückischer Reisebegleiter! Es ist Zeit, daß wir zur Rückkehr blasen!"

Er griff nach dem „Journal amusant".

---

Eine kleine Kavalkade zog den steilen Felspfad hinauf, der auf Capri's zauberhaftem Eiland von den Klippen der Farighoni zum Salto Tiberiano führt. Die drei Herren, in denen wir Deckern, Plettow und den Grafen Schoddyn wiedererkennen, ritten auf jenen kleinen zottigen Gäulen, die Maulthieren ähnlicher sehen als Pferden, und die auch die ganze Zähigkeit und den Starrsinn dieser Rasse besitzen, während die Damen Esel bestiegen hatten, die das drohende „ho“ und das ermunternde „avanti“ der Führer besser zu verstehen schienen als ihre vornehmeren Collegen.

Das junge Mädchen, welches zwischen der älteren Frau, Deckern und Erna v. Plettow ritt, war eine elegante, schöne und anmuthige Erscheinung, deren trotz der Sonnengluth dunkelfarbiges Reisekleid jungfräulich edle Formen umschloß. Zwar lag ein tiefer Ernst und eine fast strenge Härte auf dem Antlitz derselben, aber das gehörte gewissermaßen zu dem klassisch reinen Schnitt des Profils, in dem jede Linie ebenmäßig schön erschien. Auch der Mutter Carla's v. Doning sah man es an, daß sie einst vielumworben gewesen sein mußte, wenn auch längst dem stolzen Gesicht der Schmelz der Jugendlichkeit fehlte.

Als der kleine Zug das Kirchlein della Croce erreicht hatte, das sich aus tiefgrünen Taxushecken erhebt, wußte der Graf Schoddyn es einzurichten, daß sein Pferd dicht an den Esel, auf dem Fräulein v. Doning ritt, gedrängt wurde.

„Bleiben wir ein wenig zurück, Carla,“ sagte er in halbem

Flüstertone, „ich möchte gern einige Worte mit Ihnen sprechen!"

Carla folgte dem beinahe befehlend gesprochenen Wunsche auf der Stelle; es senkten sich allerdings die Winkel des graziösen Mundes noch tiefer herab und der Ausdruck des Auges wurde noch ernster als zuvor, aber sie gehorchte dennoch in derselben Weise, wie etwa einem strengen Stiefvater die Tochter gehorcht — aus Furcht.

„Ich will Sie nicht lange inkommodiren, ma chère," sagte der Graf und zügelte sein Pferd, so daß sich der Abstand zwischen den Voranreitenden und den Zweien noch mehr vergrößerte, „ich bin aber leider genöthigt, Ihnen mitzutheilen, daß ich mich entschlossen, anfangs kommender Woche nach Deutschland zurückzukehren. Ich habe Ihre Frau Mutter heute leider noch nicht allein sprechen können, sonst hätte ich auch ihr bereits diese Mittheilung gemacht."

Die Lippe der jungen Dame kräuselte sich verächtlich.

„Sie wissen, daß es ganz in Ihrem Belieben steht, Italien jederzeit zu verlassen," entgegnete sie kurz. „Ich bin die Letzte, die Sie halten wird!"

„Davon bin ich überzeugt," gab Schoddyn mit nicht mißzuverstehendem Hohne zurück, „leider aber sind Sie, so hoch ich Sie sonst verehre, nicht immer maßgebend für meine Schritte. Indessen will ich Ihnen nicht verhehlen, daß der eigentliche Grund meiner plötzlichen Rückkehr nach Deutschland ganz allein — Sie sind!"

„Herr Graf!"

„N'échauffez-vous pas, ma belle baronesse, ich für

mein Theil falle nicht aus der Ruhe! Ihre Frau Mama hat Sie längst in die Paragraphen unseres Kontraktes eingeweiht, hat Sie mehr als einmal darauf aufmerksam gemacht, daß ich um keinen Preis der Welt von unserer Vereinbarung abgehen werde, hat Sie ermahnt, gebeten, beschworen, sich in das Unabänderliche zu fügen, Sie haben es versprochen, aber Ihr Wort nicht gehalten. Lieben Sie mich auch nicht — ciel! ich werde mich zu trösten wissen, so schwer es mir fällt, aber ich bin zu verlangen gezwungen, daß Sie mir wenigstens äußerlich die Achtung zollen, die man immer einem Gentleman entgegenzubringen pflegt. Freilich, es war ein verhängnißvoller Zufall, daß wir mit einem Ihrer alten Anbeter zusammentreffen mußten und daß —"

Carla wandte ihr zorngeröthetes Antlitz sprühenden Auges dem Grafen zu.

„Lassen Sie Herrn v. Plettow aus dem Spiele, wenn ich bitten darf," sagte sie mit zornbebender Stimme, Schoddyn unterbrechend. „Ich habe Ihnen nie verhehlt, daß er mir einst nahe gestanden, habe aber auch nie verschwiegen, daß die Liebe zu ihm in meinem Herzen erstorben, seit jenem Tage, an dem ich erfahren, daß er in mir nur die reiche Erbin, nicht das Weib mehr sah. Dennoch will ich nicht, daß Sie seinen Namen in unsere Unterhaltung verflechten — von Ihnen beschimpft zu werden, wäre eine zu große Strafe!"

Schoddyn wurde todtenblaß bei dieser schweren Schmähung, aber er zwang sich zu einem boshaften Lächeln und erwiederte ziemlich kaltblütig:

„Sie sind wieder einmal die Liebenswürdigkeit in Person, ich gewöhne mich nachgerade an Ihre Komplimente! Im Uebrigen haben Sie Recht: es ist überflüssig, von unserem Thema abzuweichen! Also, ma chère, wir, das heißt, Sie und Ihre Frau Mama, oder auch, wenn Sie wollen, meine liebenswürdige Frau Schwiegermutter in spe, und meine Wenigkeit werden spätestens kommenden Dienstag die Rückreise antreten ... ich denke, Sie werden damit einverstanden sein."

Carla neigte den Kopf, ohne zu antworten. Plettow, der sich schon wiederholt nach den Zurückgebliebenen umgeschaut, hatte die Zügel seines Pferdes eingezogen, um mit Schoddyn und seiner Begleiterin in eine Reihe zu kommen. Den Grafen völlig unbeachtet lassend, begann er Carla sofort in ein Gespräch über anscheinend gleichgiltige Dinge zu verwickeln, so daß diese kaum Zeit fand, Schoddyn auf seine hin und wieder eingestreuten Fragen eine Antwort zukommen zu lassen. So sehr der Graf auch ein Meister in der Kunst der Verstellung war, so konnte man seiner Miene doch ansehen, wie unerwünscht ihm die Dazwischenkunft Plettow's war.

Man war bis zu jener Kreuzung des Weges gekommen, wo die Straße nach dem optischen Telegraphen sich abzweigt. Der mit großen Feldsteinen gepflasterte Pfad wurde noch steiler, die Pferde und Maulthiere keuchten in der Sonnenhitze, und die Unterhaltung begann einsilbiger zu werden. Erst als man die Höhe erreicht, auf der die Ruinen der Villa Tiberiana sich erheben, fand sich die Stimmung wieder. In wenigen Minuten hatte die kleine

Gesellschaft den Salto erklommen und stieg von den Thieren, dieselben der Aufsicht der Führer überlassend.

Wer Capri kennt, das der Dichter „ein Stück Himmel, herabgefallen in das blaue Meer" nennt, kennt auch den Salto Tiberiano, den „Sprung des Tiberius". Gegen neunhundert Fuß hoch ragt schroff und steil aus den Wassern der Fels empor. Dichter Epheu spinnt sich um die moosbedeckten Ränder, und hie und da lugen aus den weitklaffenden Spalten Malven und wilde Rosen hervor. Ein phantastischer Wald dräuender Steinzinken von barockster Gestaltung starrt tief unten den Hinabschauenden an; jeder einzelne dieser Felssplitter hat zahllose Blutstropfen getrunken, denn auf diesem furchtbaren Bette pflegten die Opfer des grausamen Cäsaren, zerschellt und zerschmettert vom Sturze aus schwindelnder Höh', den letzten Athem auszuhauchen.

Ueber die von schmaler Mauer eingefaßte Brüstung des Salto blickten die Reisenden hinaus auf das offene Meer, Baron Deckern brach ein Stückchen des Mauerwerkes ab und ließ es in die Tiefe fallen. Mit hellem Tone schlug es zwanzigfach an den Ecken und Vorsprüngen des Felsens auf, dann wurden die Klänge dumpfer und dumpfer, bis endlich ein leichtes Plätschern ankündigte, daß der Stein das Wasser erreicht habe.

„Dominus vobiscum!" sagte in diesem Augenblick eine tiefe Stimme hinter den Touristen. Der Eremit des Tiberiusfelsens, der Hüter der kleinen Kapelle Santa Maria del Soccorso, die ein frommer Britte auf den Trümmern der tiberianischen Villa erbaut, stand vor den Reisenden. Der

graubärtige Anachoret mit seinem freundlich-milden Antlitz begrüßte unter segnender Handbewegung die kleine Gesellschaft und lud sie sodann ein, in seine Klause zu treten, um dort ihre Namen in das ausliegende Fremdenbuch einzutragen.

Man folgte dem Voranschreitenden in die enge kleine Hütte, von deren getünchten Wänden herab nur einige mit Geschick kopirte Heiligenbilder schauten. Schobbyn war der Erste, welcher den kolossalen, in Schweinsleder gebundenen Folianten ergriff. Einige Engländer hatten sich vor den Touristen mit begleitenden Versen in das Buch eingetragen, und diese schlechten Reime weckten den Vorschlag, sich gleichfalls poetisch in dem Erinnerungslexikon des Eremiten zu verewigen.

„Ich bin zwar kein Dichter," meinte Graf Schobbyn lachend, „aber Herz auf Schmerz vermag ich doch noch zusammen zu bringen, ebensogut wie die musenbegnadeten Engländer, die uns zuvorgekommen sind. Wollen Sie nicht beginnen, Gnädigste?"

Die Frage war an Carla v. Doning gerichtet. Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Sie haben den Vorschlag angeregt," entgegnete sie, „Sie mögen uns also auch den Grundgedanken geben."

„Va bene, schlecht und recht, so wie ich's verstehe," replizirte der Graf und griff zur Feder. Das Fremdenbuch ruhte auf einem roh behauenen, als Tisch dienenden Felsstein, der unmittelbar an der weit offenen Thüre der Klause stand; das Sonnenlicht fluthete golden über den Schreibenden und seine Umgebung.

Ohne nachzudenken schrieb Graf Schobdyn lächelnd:

„Hoch über der Menschen Mißgunst und Hader,
Auf moosüberwucherter Felsenquader,
Im Anblick der sonnendurchleuchteten See,
Vergiß, Herz, der Sterblichen Leiden und Weh!"

„Eccolo, Signorina," und er reichte Carla die Feder, „jetzt sind Sie an der Reihe. Machen Sie es besser als ich!"

Fräulein v. Doning warf einen raschen Seitenblick auf den Grafen, dann schrieb sie nieder:

„Vergiß, Herz, der Sterblichen Weh und Leid
Hier oben, in glücklicher Einsamkeit,
Vergiß, ob in Dir es jauchzt oder trauert,
Doch nimmer der Schlange, die um Dich lauert!"

Graf Schobdyn ballte die Hand, er verstand den geheimen Sinn der letzten Worte des kleinen Verses. Und noch ein Anderer verstand ihn, Einer, dessen offenes, treues Auge in tiefem Mitleid auf Carla ruhte. Baron Deckern trat an den Felsentisch, zeichnete seinen Namen in das Buch und schrieb darunter:

„Vergiß nicht die Schlange im Gottesland,
Die seit Ewigkeiten ihr Opfer fand,
Doch fürchte nicht, daß sie das Glück Dir raubt,
Zertrittst Du nur kraftvoll ihr geifernd Haupt!"

Schobdyn zuckte zusammen; er hatte über die Schulter Deckern's herüber gelesen, was dieser auf das Papier geworfen. Sein Gesicht verzerrte sich, wenn auch nur für einen Augenblick, dann wandte er sich mit leichter Verbeugung zurück zu den Uebrigen.

„Voilà, wir haben gezeigt, was wir können," sagte er in humoristischem Tone, „‚herrlich, etwas dunkel zwar, aber sonst recht wunderbar'! Wollen Sie nicht auch den Pegasus besteigen, gnädige Frau?"

„Ich fürchte, die Sprünge des Pegasus, wollten mein Mann und ich ihn besteigen, würden gemeingefährlich werden," gab Erna zurück; „wir begnügen uns mit der einfachen Namenseintragung, das dürfte unschädlicher sein."

Man trat wieder auf die Plattform des Felsens. Azurblau strahlte der Himmel herab, nur im fernen Westen hatten sich einige weiße Wölkchen zusammengeschoben und ruhten dort wie eine Flocke Schnee auf einer blauen Glockenblume.

Baron Deckern deutete nach dieser Richtung hinüber.

„Wenn wir, wie beabsichtigt war, noch eine erfrischende Gondelfahrt unternehmen wollen, dürfte es Zeit sein," sagte er. „Ich kenne das Meer und den Himmel, und mir scheint, als sei jenen harmlosen Wölkchen nicht recht zu trauen. Vielleicht haben wir gegen Abend ein Gewitter zu erwarten."

„Dann lassen Sie uns eilen," warf Frau v. Doning ein, „ich sehne mich wirklich nach einer kühlenden Gondelfahrt. Ich hätte auch gern die ‚blaue Grotte' kennen gelernt."

„Davon rathe ich für heute entschieden ab! Sie wissen, daß der schmale Zugang zur ‚grotta azzurra' nur bei ruhigstem Wetter und bei tiefem Meeresniveau passirt werden kann, und es wäre doch höchst unangenehm, wenn uns ein Sturm innerhalb der Buchtung überraschen sollte."

Pferde und Maulthiere wurden von Neuem bestiegen, dann ging es bergab. Die Luft war zwar noch immer drückend heiß, aber die Stimmung in der Gesellschaft ungleich gehobener als bei dem Herritt.

An der Marina ward Halt gemacht. Deckern hatte bald einen braunnackigen Fischer gefunden, der seinen purpurrothen Siciliano mit dem Anstand eines Edelmannes vor den Fremden vom Haupte zog und sich gern bereit erklärte, die Herrschaften in seiner Barke auf die hohe See zu rudern. Der kleine Kahn wurde, so gut es ging, zu Lande gezogen, Frau v. Doning und Erna waren bereits eingestiegen, da zeigte es sich zu allgemeinem Bedauern, daß die Gondel zu klein, um sämmtliche Anwesende aufzunehmen. Der brave Marinaro behauptete zwar, er besäße noch eine größere in seinem Schuppen, das Herbeischaffen derselben hätte aber längere Zeit in Anspruch genommen und Frau v. Doning war bereits ungeduldig geworden. So entschloß man sich denn, noch ein kleineres Boot zu Hilfe zu nehmen, welches jene zwei Personen, die in der Barke keinen Platz mehr gefunden, aufnehmen sollte.

Während Plettow und Graf Schoddyn sich noch über das Placement stritten, fühlte Deckern seinen Arm leicht berührt. Carla v. Doning stand dicht neben ihm, und hinter dem zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen vorgehaltenen Fächer flüsterte sie ihm zu:

„Suchen Sie es so einzurichten, daß wir Beide allein das Boot besteigen können, mir liegt daran, ich bitte Sie!"

Es wurde Deckern leicht, sein Erstaunen über dieses unerwartete Anliegen zu verbergen.

„Bunte Reihe!" rief er und sprang in den kleinen Kahn; „soll ich Pilot sein, muß ich auch eine Dame haben, um derenwillen ich dem Wogenprall trotze!" Sein Auge ruhte für einen Moment mit seltsamem Ausdruck auf Erna, dann reichte er der ihm zunächst stehenden Carla die Rechte. „Wollen Sie es mit mir versuchen, Fräulein v. Doning?"

Carla setzte unbekümmert um den stechenden Blick, der hinter den gesenkten Augenlidern Schobdyn's hervor sie traf, den zierlichen Fuß auf den Rand des Bootes.

„Ge-ho!" rief der am Kiel der größeren Gondel stehende Marinaro und senkte seine Ruder in die spritzenden Wogen. Die Barke glitt über die Wasser.

„War es nicht unvorsichtig, Herr v. Deckern, daß wir uns nicht auch einen Gondoliere mitgenommen haben," fragte Carla. „Ich fürchte, Sie werden ermüden."

Der Baron lächelte.

„Wer wie ich die Gefahren mehr als eines Seesturmes durchkosten mußte, dem erlahmt der Arm nicht so leicht. Außerdem, gnädiges Fräulein, sehe ich aus wie ein Schwächling?"

„Keineswegs, weder physisch noch von Charakter halte ich Sie für einen solchen! Und eben aus diesem letzteren Grunde muß ich mich einmal aussprechen mit Ihnen. Unsere Bekanntschaft zählt erst nach Tagen, Baron Deckern, für mich ist diese kurze Zeit genügend gewesen, Sie ganz und gar kennen zu lernen, und ich habe das innere Gefühl, daß ich Ihnen vertrauen kann, weil Sie ein Ehrenmann sind!"

Deckern neigte den Kopf. „Sie thun mir wohl durch

Ihre gütigen Worte," entgegnete er; „ich bin wie Jeder, den das Leben toll und wild umhergeworfen hat, nicht oft in die Lage gekommen, Derartiges aus solchem Munde zu hören. Daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen werde, brauche ich nicht erst zu versichern, hoffentlich kann ich Ihnen auch rathend zur Seite stehen!"

„Und ich bedarf des Rathes, Herr v. Deckern — o, wie sehr! Meiner Mutter stehe ich fast feindlich gegenüber, seit sie, die ich so abgöttisch liebte, mich lehren wollte, die Liebe als ein Handelsgeschäft zu betrachten, und Der, dem ich einst mein ganzes Herz zu schenken gewillt war, hat sich als ein Unwürdiger gezeigt . . ." Sie blickte Deckern fest in die Augen . . . „Herr v. Plettow ist Ihr Freund, Baron Deckern, sollte er noch nicht mit Ihnen über seine Vergangenheit gesprochen haben?"

Der Baron nickte. „Er hat mir Alles erzählt. Plettow ist, trotzdem auch er manch' schwere Stunde durchlebt, noch nicht zu einem festen Charakter gereift. Er mag leichtsinnig und schwankend gewesen sein — mag es noch sein — ein Unwürdiger war und ist er nicht!"

„Wenn Sie so urtheilen, Herr v. Deckern, dann kann Ihnen Plettow nicht die volle Wahrheit gesagt haben," rief Carla erregt aus. „Er hat vor Zeugen, in einem öffentlichen Lokal, die Aeußerung gethan, daß er zu einer Heirath gezwungen sei, um — um seine brouillirten Verhältnisse zu rangiren! Ist das ehrenhaft? Ist das nicht schmählich?"

„Pardon, gnädiges Fräulein, wenn ich widerspreche — einer solchen Niedrigkeit ist aber Plettow absolut unfähig!

Von wem ging Ihnen diese Nachricht zu, wenn ich mir die Frage erlauben darf?"

„Von wem anders, als von ihm, dem es ein diabolisches Vergnügen ist, mir das Herz zu zerfleischen — vom Grafen Schoddyn!"

„Von Schoddyn? Und dem trauten Sie? Ich will Sie nicht kränken, Fräulein v. Doning, aber der Glaube in mir, daß Sie Plettow einst aufrichtig geliebt haben, wird erschüttert durch den Umstand, daß Sie einem offenbaren Schurken mehr Vertrauen schenken konnten, als dem, der Ihnen am nächsten stand!"

In Carla's Auge stiegen die Thränen auf. „Sie sind hart, Herr v. Deckern, Sie haben auch ein gewisses Recht dazu, denn Sie kennen die Gründe nicht, die mich veranlassen mußten, dem Manne, den auch ich verachte, rückhaltlos zu glauben. Als ich Schoddyn kennen lernte, gab er sich als ein liebenswürdiger, weltgewandter Cavalier, dessen eigenthümliche Lebensphilosophie vielleicht fremdartig, aber keineswegs abstoßend berühren konnte. Nicht ich allein wurde durch das bestechende Wesen des Grafen irre geführt, den Meisten, die intimer mit ihm verkehrten, ging es ebenso. Schoddyn und Plettow wurden einander befreundet — Plettow selbst hat mich mehr als einmal versichert, daß er den Grafen hochschätze."

„Einen Moment, gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, ich sehe, man winkt uns aus der Gondel!"

Die größere Barke war etwa eine Viertelmeile von dem Boote der Beiden entfernt. Drüben hatten sich Plettow

und Schoddyn von ihren Sitzen erhoben und winkten mit ihren Taschentüchern nach dem Lande herüber. Gleichzeitig deutete der Gondoliere am Bug zum Himmel, der sich mit einem Schlage verfinstert hatte. Die weißen Wölkchen im Westen waren stahlgrau geworden, der Wind wachte auf, die Möven flatterten tief.

„Man gibt uns das Zeichen zur Rückkehr,“ meinte Deckern. „Ich hatte Recht, der Sturm stört das Vergnügen. Aber die Leute sind zu ängstlich, so schnell überrascht uns die Windsbraut nicht. Befehlen Sie, daß ich wende, gnädiges Fräulein?“

„Noch nicht, Herr v. Deckern,“ bat Carla, und wehmüthig lächelnd fügte sie hinzu: „Ihr starker Arm schützt mich ja, und ich möchte so gern noch mit Ihnen sprechen!“

Sie hüllte sich fester in den Shawl, den sie um die Schultern geschlungen, dann fuhr sie fort: „Eines Tages berief mich meine Mutter in ihr Boudoir. In kühlen, abwägenden Worten, wie es von jeher ihre Art war, theilte sie mir mit, daß Plettow nicht mich selbst liebe, sondern nur, weil er vermuthete, daß ich über bedeutende Mittel zu verfügen hätte, mich zu heirathen beabsichtige. Mit Entrüstung wies ich diese scheinbare Infamie zurück, da zeigte mir meine Mutter einen Brief von der mir so wohlbekannten Hand Plettow's, der mich allerdings von der Wahrheit des Gesagten überzeugen mußte.“

„Und an wen war dieser Brief gerichtet?“

„An einen seiner Gläubiger, der Name ist mir entfallen. Schoddyn war durch Zufall — er hatte das Schuldenarrangement für einen leichtsinnigen Neffen über-

nommen — mit diesem Manne bekannt geworden; daß ihn keineswegs ehrenhafte, sondern rein egoistische Motive dazu getrieben, durch Zahlung einer bedeutenden Summe das kompromittirende Schriftstück in seinen Besitz zu bekommen, ist mir heute allerdings klar. Damals dachte ich anders!"

Ein gewaltiger Windstoß jagte in diesem Augenblick über die See und legte das Boot scharf auf die linke Seite. Pfeilgeschwind hatten sich die Wolken am Himmel vertheilt, es schwirrte dumpf in der Luft, und die höher rauschenden Wellen zeigten grünweiße Kämme.

Carla hatte einen Angstruf ausgestoßen, und auch Deckern war über die Plötzlichkeit des nahenden Sturmes erschrocken. Er wendete sofort und verdoppelte die Kraft der Ruderschläge; durch die feuchten, in zerrissenen Schleiern über die Wogen tanzenden Nebelmassen, die sich mit einem Male herabgesenkt hatten, sah er, wie die größere Gondel bereits an dem Molo der Marina anlegte.

„Aengstigen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein," sagte er mit einem Lächeln der Beruhigung zu Carla; „Gott Boreas ist zwar tückisch, aber wir halten ihm Stand!" Er legte sich mit aller Kraft in die Ruder und zertheilte mit kräftigen Schlägen die rollenden Wogen. „Was Sie mir da vorhin von einem eigenhändig geschriebenen Briefe Plettow's erzählten, erschüttert noch nicht meine Ueberzeugung, daß Sie sich dennoch getäuscht haben. Ich glaube nicht an die Verworfenheit Egon's, ich glaube eher, daß jener Brief eine Fälschung gewesen ist!"

„Herr v. Deckern! Sie vertheidigen Ihren Freund auf

das Aeußerste, Niemand wird Ihnen das verdenken! Ueberlegen Sie aber wohl, daß ich mit meinem gequälten Herzen bereits nach hundert Möglichkeiten gesucht habe, die Egon von dem nur zu gewissen furchtbaren Verdacht zu reinigen im Stande wären. Ich habe keine gefunden. Auch Schoddyn schien tief entrüstet über das Benehmen seines einstigen Freundes; er hatte vor, ihn vor seine Pistole zu fordern, und nur mir, die ich die sicher tödtende Hand des Grafen kenne, gelang es, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Schoddyn gab sich nicht ganz zufrieden; er stellte Plettow zur Rede und erlangte von ihm — unter der Bedingung, daß damit die ganze Angelegenheit, die Egon als ein Akt des Leichtsinns und der Trunkenheit darstellte, vergessen sei — ein schriftliches Eingeständniß seiner Schuld."

„Und auch dies haben Sie gesehen?"

„Mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Augen habe ich mich überzeugen müssen, daß Schoddyn die Wahrheit gesprochen hatte!"

„Noch eine Frage, Fräulein v. Doning," — die Stimme Deckern's hatte einen tiefernsten Ton angenommen — „warum gestatteten Sie nicht Plettow persönlich, daß er sich gegen diese schmachvollen Beschuldigungen wehren konnte, warum schnitten Sie ihm ohne Weiteres jede Vertheidigung ab?"

„Ich habe sie ja bangen Herzens stündlich und täglich erwartet, aber Plettow hat es nicht einmal der Mühe für werth gehalten, auch nur eine Zeile, nur ein Wort des Bedauerns an uns zu richten!"

„Pardon, gnädiges Fräulein, da Sie mir dies sagen, muß ich mit doppelter Bestimmtheit erklären, daß irgend eine Schurkerei gegen Plettow vorgelegen hat, eine Schurkerei, deren Urheber kein Anderer ist, als der Graf Schoddyn! Schoddyn glaubt vielleicht, daß er alle Konsequenzen seiner Bubenstreiche in Ruhe abwarten könne, er pocht auf die Ehrenhaftigkeit Plettow's, pocht darauf, daß Egon schweigen wird über Alles, weil er sein Glück an der Seite eines anderen braven und rechtlichen Weibes gefunden hat — aber der ehrenwerthe Herr Graf vergißt, daß der Zufall mich ihm in den Weg geführt hat! So fest, wie ich an die Unschuld Egon's glaube, so fest bin ich auch von der Niedertracht Schoddyn's überzeugt!"

„Er ist ein Schurke, das ist unzweifelhaft," rief Carla in höchster Erregung; „nur ein Schurke konnte so handeln an uns, wie er es gethan! Ich war mit Blindheit geschlagen, daß ich nicht von vorn herein in all' den schweren Schlägen, die mich trafen, die Hand dieses Buben erkannte, und daß ich Den, der meine Liebe besaß, einer Infamie für fähig halten konnte!"

„Ein Herz, das liebt, Fräulein Carla, wird nie, niemals den Erwählten, und wenn auch der Verdacht erdrückend auf ihm lastet, einer Niedrigkeit zeihen! Hat Ihr Herz wahr gesprochen, haben Sie Egon dereinst wirklich geliebt?"

Eine heiße Gluth färbte des Mädchens Gesicht.

„Ich habe es geglaubt," entgegnete sie mit zitternder Lippe, „ja — damals glaubte ich es — so wahr ein Gott lebt, Baron Deckern, ich glaubte es! Ich sah, daß Plettow

aufging in seiner Liebe zu mir, und das machte mich glücklich und stolz, das erweckte in mir ein Gefühl warmer Verehrung für ihn! Dann kamen jene traurigen Tage, in denen ich ihn für einen niedrigen Egoisten zu halten gezwungen war, und da zeigte sich's denn, daß mein Glaube haltlos, daß ich eine Lüge in mir genährt hatte! — Es ist wahr —"

Carla brach plötzlich ab, ein greller Schrei der Angst zitterte durch die Luft.

Eine mächtige Sturzwelle hatte das Boot und seine beiden Insassen mit einem Regen überschüttet. Fast zu gleicher Zeit begannen sich die Wolken zu öffnen und riesige Wassermassen ergossen sich in das Meer. Dabei wüthete der Sturm gewaltiger denn zuvor. Hin und her wurde die kleine Barke geschleudert. Die Situation begann ernstlich gefährlich zu werden. Carla war auf die Kniee gesunken und hielt krampfhaft die Füße Deckern's umklammert, der mit übermenschlicher Kraft der Wellen Herr zu werden versuchte.

„Muth! Muth!" rief er durch das Brausen des Sturmes der vor ihm Liegenden zu, „verzweifeln Sie nicht, schauen Sie dort hinüber, man kommt uns zu Hilfe!"

In der That konnte man durch die tanzenden Nebelstreifen und den unaufhörlich fallenden Regen an dem kaum eine Achtelmeile weit entfernten Ufer dunkle Gestalten bemerken, die allem Anschein nach bemüht waren, Boote in's Meer zu lassen.

Carla war ohnmächtig geworden. Der weiße Gischt des Meeres peitschte ihr in das Gesicht und der entfesselte

Wind spielte mit den gelösten Flechten ihres Haares. Deckern schaute mitleidig auf die Arme herab, aber es war ihm, dessen beide Hände die Ruder umspannten, unmöglich, ihr Unterstützung zu leisten. Er machte sich bittere Vorwürfe, ohne einen seekundigen Schiffer die Fahrt unternommen zu haben — zu spät!

Plötzlich fuhr Carla empor. Ihr großes Auge ruhte mit leidenschaftlichem Ausdruck auf dem Antlitz Deckern's, seinen unschönen, aber wie aus Erz geschnittenen, charaktervollen Zügen.

„Ich habe geglaubt, ihn zu lieben — aber ich habe ihn nicht geliebt," flüsterte sie, leise zwar, und doch verständlich dem geschärften Ohre Deckern's, „mein Herz war leer, verlassen, vereinsamt, man hatte ja Alles in mir gemordet, selbst die Achtung vor der eigenen Mutter! Es ist schwer für ein junges Weib, so ganz todt sein zu sollen und Keinen, Keinen zu finden, der Erbarmen hat, wo sich das Herz doch so sehnt nach warmer Liebe und nach glücklichen Tagen! O, wüßten Sie nur, was ich ertragen mußte und was ich muthvoll ertragen habe, Sie würden Mitleid mit mir fühlen und würden mir den Trost gewähren, nach dem mich verlangt, wie ein Dürstender nach erfrischendem Wasser, wie ein Sterbensmüder nach dem Tode sich sehnt!"

Das blonde Haupt Carla's sank auf die Kniee Deckern's —

Ein dröhnender Krach ertönte. Das Boot war auf einen der Felssplitter angefahren, die rings um die Insel im Meere versteckt liegen ... ein gewaltiger Ruck — dann schlug die Barke um ...

In demselben Augenblick fließen vom Lande die Rettungskähne ab.

— — — — — — — — — — — —

Beide Arme fest um den Körper Deckern's geschlungen, so fanden die Schiffer die ohnmächtige Carla. Nur dadurch, daß ihre Kleider sich in dem Spitzenwall der Klippen fest wie in ein Dornengehege verfangen hatten, war sie vor dem Untersinken gerettet worden. Auch Deckern lebte noch, aber seine Stirn, mit der er gegen einen der Felsen geschlagen, trug eine schmale Wunde, aus der unaufhörlich das Blut sickerte ...

---

Dem Sturmabend war ein entzückender Maitag gefolgt. Um die Höhen von Capri spann wieder der Sonnenschein seine goldenen Fäden, und die Quarzstückchen zwischen den Felsspalten erglänzten wie Diamanten. Wundervoll blau und in tiefer friedlicher Ruhe breitete das Meer sich aus, gleichsam der Spiegel eines unendlich glücklichen Herzens, in das keine Leidenschaft hineinzustehlen sich wagt.

Nur in ein, nach der Küste hinausliegendes Zimmer des Hotels du Louvre konnte der Sonnenglanz nicht dringen und wurde der traumhaft melancholische Gesang der Wellen nicht gehört. Das Wetterrouleau am Fenster war gänzlich herabgelassen, so daß eine matte Dämmerung das kleine Gemach füllte, in dem ein bleicher Mann langausgestreckt und bis zum Kinn in Decken gehüllt, auf dem Bette ruhte.

Ein schwarzes Tuch war um die Stirn des Kranken gebunden, und die dunkle Farbe hob noch mehr die geisterhafte Blässe dieses Gesichts hervor, in dem trotz aller

Strenge doch ein Zug rührender Weichheit und Herzensgüte lag.

Der Arzt von Capri und der in aller Frühe aus Neapel herbeigerufene Doktor hatten auf eine Bitte des Leidenden das Zimmer verlassen; jetzt trat der letzte der Anwesenden an das Bett heran und ließ sich auf dem Stuhl vor demselben nieder.

„Sie haben mir Hoffnung auf baldige Genesung gemacht, diese italienischen Pflasterkasten," lächelte der Kranke wehmüthig; „mein Gott, wenn sie nur wüßten, wie wenig mir am Leben liegt! Lohnt sich's denn wirklich noch, dieses verfehlte Dasein immer und immer wieder von Neuem zu beginnen, um immer und immer wieder die Last des Unbefriedigtseins mit sich herumzuschleppen! ... Du siehst, mein alter Junge, man fängt ordentlich an zu philosophiren, wenn man an's Krankenbette gefesselt ist! Aber ich bin undankbar! Statt Gott zu danken dafür, daß er mich gerettet, hadere ich mit ihm! ... Plaudern wir etwas Vernünftiges, Egon, die Einsamkeit macht mich sonst trübsinnig. Rücke näher heran — so — und nun sag' mir zuvörderst, wie es Fräulein v. Doning geht?"

„Gottlob — sie ist außer Gefahr," entgegnete Plettow in jenem schonend leisen Tone, den das Krankenzimmer nothwendig machte. „Die Fieberkrisis hatte bereits in der ersten Nacht ihre Höhe erreicht, die Aerzte erklären, daß Carla nur noch strengster Schonung bedarf. Ihre Mutter und Erna wachen abwechselnd bei ihr ..."

Deckern faltete unwillkürlich die Hände. „Du nimmst mir einen Stein von der Brust mit dieser trostreichen Mit-

theilung," erwiederte er. „Wahrhaftig — allein die Ueberzeugung, daß das Ereigniß von gestern ohne schwerere Folgen für das arme Mädchen geblieben, könnte mir wieder auf die Beine helfen! Weniger die Schmerzen in meinem dicken Kopfe waren es, die mich heute Nacht kein Auge schließen ließen, als die bangen Zweifel um die Gesundheit Carla's! — Nun aber weiter — o, ich habe noch viel zu fragen, mein Freund: weilt Schoddyn noch im Hause?"

Die Hand Egon's ballte sich unwillkürlich in der des Freundes.

„Der Schurke, der niedrige, gewissenlose Schurke!" stieß er hervor. „Wär' er geblieben, mit dieser Faust hätte ich ihn zu Boden geschmettert!"

„Fi donc, Plettow, fi! Man besudelt sich nicht gern, das Gemeine bleibt dem Gemeinen! Aber erzähle, Freund, erzähle — begreifst Du nicht, wie begierig ich bin, Deine Enthüllungen zu hören! Schoddyn hat das Weite gesucht — was?"

„Er hat noch heute Nacht Capri verlassen! Erst gestern Abend ließ ein Zufall in mir die Ahnung aufdämmern, daß ich den Grafen falsch taxirt, daß er — gelinde gesagt — ein Bube ist! Als die Fischer Euch Beide — Fräulein v. Doning und Dich — in ihren Booten zu Lande brachten, war einer der Ersten, die sich hilfreich um Carla zu schaffen machten, Schoddyn. Plötzlich schlug Carla, als fühle sie instinktiv die Nähe des Bösen, die Augen auf. Ich sah den entsetzten und doch halb furchtsamen Blick, den sie dem Grafen zuwarf, und hörte ihre angstzitternde Stimme.

‚Sie nicht, Graf Schoddyn — Betrüger, Fälscher! Rühren Sie mich nicht an — gehen Sie aus meiner Nähe!' ... und todtenblaß, aber Grimm im Gesicht, wich der Angeredete zurück. In der Nacht weckte mich einer der Hotelbediensteten aus meinem, wie Du Dir denken kannst, nicht allzufesten Schlafe und überbrachte mir ein Billet. Es war von der Hand Schoddyn's, und doch nicht von seiner Hand, denn die Schriftzüge, in denen es verfaßt, waren täuschend ähnlich den meinen nachgebildet. ‚Ich verlasse Capri,' schrieb er kurzweg, ‚ich habe mein Spiel verloren und den Einsatz dazu! Sollte es Sie Wunder nehmen, daß ich Ihnen in Ihrer eigenen Handschrift schreibe, so wenden Sie sich erklärungfordernd an die Baronin Doning. Wollen Sie Rechenschaft haben wegen meiner Operationen, so stehe ich Ihnen zur Verfügung, wenn wir uns wieder einmal gelegentlich treffen sollten. Aber dann hüten Sie sich vor mir — ich hasse Sie, weil Sie mein Spiel zerstörten, wie ich Jesko v. Altenkrögel haßte, weil er mir im Wege war. Adieu, mein Lieber!' ... Es war unnöthig, daß ich mich an Frau v. Doning wandte, sie selbst ließ sich heute früh bei mir melden, thränenüberströmt, eine gebeugte, reuige Greisin. Sie gestand mir ohne Zögerung, daß sie die direkte Veranlassung der plötzlichen Abreise Schoddyn's gewesen sei, mit dem sie noch am Abend eine furchtbare Scene gehabt habe, um das Abhängigkeitsverhältniß zu ihm, in das sie ein unseliger Augenblick gebracht, für immer zu brechen.

Schoddyn's Streben war von Anbeginn seiner Bekanntschaft mit den Donings darauf ausgegangen, Carla für

sich zu gewinnen. Seine Pläne waren wohlüberdacht und raffinirt teuflisch. Zunächst mußte ich aus dem Sattel gehoben werden; er brachte es mit Hilfe zweier durch seine eigene geschickte Hand gefälschter Briefe und eines ganzen Gewebes von Lügen und Verdächtigungen schnell zu Wege. Du entsinnst Dich vielleicht noch dessen, was ich Dir auf der Terrasse des Hotels Vittoria in Sorrent über die Verwandtschaft der Donings mit den Baarburger Altenkrögels erzählte. Das Märchen von dem Testamente des alten Landtruchseß war gleichfalls eine Erfindung Schoddyn's, wahr daran nur, daß die Donings in der That Ansprüche auf das Erbe der Altenkrögel hatten. Darauf fußte Schoddyn. Er hatte herausspionirt, daß Frau v. Doning, die mit Leidenschaft das Börsenspiel betrieb, sich stark in finanzieller Verlegenheit befand, und daß ihr eine Aufbesserung der Verhältnisse sehr erwünscht sein mußte. Es wurde ihm infolge dessen nicht schwer, die alte Dame zu überzeugen, daß ihre Ansprüche auf das Altenkrögel'sche Vermögen sie berechtigten, mit Jesko, als dem einzigen Erben des letzten Baarburger's, zu prozessiren. Da das Objekt dieses vorgeschobenen Prozesses ein höchst bedeutendes war — wenigstens nach der Fiktion Schoddyn's — so zögerte Frau v. Doning in ihrem blinden Glauben an die Ehrlichkeit des Grafen nicht, sich schriftlich und formell kontraktlich zu verpflichten, Schoddyn für den Fall, daß ihr mit seiner Hilfe ein bestimmter Theil des Altenkrögelschen Vermögens zugewendet werde, die Hand ihrer Tochter zu reichen. Der Graf ging nun geradeswegs auf die Erreichung seines Zieles los. Er wußte genau, daß ein Pro-

zeß mit Jesko sich Decennien lang hinausziehen konnte, um schließlich doch noch resultatlos zu bleiben; er wählte ein einfacheres Mittel, er schaffte den Einzigen, der seinen Plänen entgegenstand, aus der Welt, er mordete Jesko v. Altenkrögel, ja, er mordete ihn! Ein Streit mit ihm an irgend einem öffentlichen Orte, geschickt von Schoddyn in Scene gesetzt, hatte vierundzwanzig Stunden später ein Duell zur Folge. Alle Vermittlungsversuche waren vergebens — Jesko fehlte, und Schoddyn schoß den Armen wie ein Stück Wild nieder. Es war ein Mord, ein tückischer, niederträchtiger Mord — aber wer wußte das? Nach den Gesetzen der Ehre stand Schoddyn glänzend gerechtfertigt da, und das Gericht, dem der schlaue Halunke sich freiwillig stellte, verurtheilte ihn nur zu geringer Freiheitsstrafe, die durch Allerhöchste Gnade sogar noch um ein Bedeutendes vermindert wurde. Frau v. Doning war nun freilich nicht kurzsichtig genug, um nicht das Verbrechen Schoddyn's in seiner ganzen Scheußlichkeit zu durchschauen, aber sie lag willenlos in den Schlingen des Grafen. Das in den Händen Schoddyn's befindliche und von ihr unterzeichnete Schriftstück mußte sie in den Augen der Welt zur Mitschuldigen stempeln, sie war gebunden! Aus diesem Grunde auch nur läßt sich Schoddyn's empörende Frechheit erklären, mir in meiner eigenen Handschrift zu schreiben. Er weiß sehr gut, daß wir, um den Donings noch weitere kompromittirende Stunden zu sparen, nicht gerichtlich gegen ihn vorgehen werden; das ist sein Schutz!

Frau v. Doning mag Schweres gelitten haben, doch fand sich ihre elastische und in den Intriguen des Hof-

lebens ziemlich skrupellos gewordene Natur immer noch leichter in das Unvermeidliche, als die unglückliche Carla. Was sie ertragen mußte in der beständigen Nähe Schoddyn's, der sich wie eine Harpye an ihre Fersen heftete, wer vermag das zu beschreiben! O, Alfred, Alfred, wie furchtbar schwer sind doch die Prüfungen, welche das Schicksal uns auferlegt. Jener Bube hat all' meine Hoffnungen ertödtet!"

Die Hand Deckern's strich beruhigend über das Haupt Plettow's, der vor dem Bette des Kranken niedergesunken war und sein Antlitz in den Kissen verbarg.

„Auch Du hast Dich schwer vergangen, Egon, Du selbst bist zum großen Theil Schuld an Deinem Unglück — Du, der ein braves, engelreines Wesen zum Altare geführt hat, ohne sie lieben zu können!"

„O Alfred, sprich nicht so, Du schneidest mir in die Seele! Ich weiß, daß Erna ein Weib ist, das hoch, hoch über mir steht, weil seine Seele fleckenlos ist, die meine nicht. Aber das, was sich zwischen uns drängte, war meine erste heiße, meine erste wahre Liebe! Nur das Bewußtsein, auch in Carla Liebe erweckt zu haben, hat mir mein Weib entfremdet! Sage, begreifst Du das nicht, Alfred, fühlst Du nicht mit mir, daß mein Herz erzittern muß bei dem Gedanken, von Carla geliebt, doch ewig von ihr getrennt zu sein?"

„Du bist der Schwärmer geblieben, der Du immer gewesen bist, Egon! Ich habe Dich sonst gern bei Deinen Idealen gelassen und habe nie Deine phantastischen Träume gestört; jetzt muß ich es, zu Deinem eigenen Besten!

Reich' mir die Hand, mein Junge — so — und nun höre mir zu: Carla v. Doning hat Dich nicht geliebt, wie Du meinst —"

„Alfred!"

„Ich spreche mit vollkommener Besonnenheit, und ich schwöre Dir bei Allem, was mir heilig ist, daß ich die nackte Wahrheit rede. Carla konnte Dich nicht geliebt haben — Du in Deiner schwärmenden Leidenschaft vermochtest das nicht zu fühlen, wohl aber ich, der ich die ganze Angelegenheit mit kühlem, ruhigem Blicke betrachtete, unbeeinflußt vom eigenen Herzen. Ein Weib, das mich wirklich liebt, ist nicht fähig, heimtückischen Einflüsterungen zu glauben, ich habe das gestern, bei jener unseligen Gondelfahrt, freimüthig Carla gesagt, und sie hat mir gestanden, daß ich Recht hätte. Sie hat mir gestanden, daß sie Dir bis zu jenem verhängnißvollen Augenblick in aufrichtiger Freundschaft zugethan gewesen und daß sie Dir auch ihre Hand gereicht haben würde, weil — weil Du ein Ehrenmann, nicht weil sie Dich liebte!"

Die Blässe im Antlitz Plettow's war plötzlich glühender Röthe gewichen.

„Alfred," rief er und preßte die Hand des Freundes, „Du sprichst die Wahrheit, denn Du hast nie gelogen! Du verwundest mich tief und Du erlösest mich zu gleicher Zeit! Zwar haben schon die letzten Enthüllungen Schobdyn's mich schwankend gemacht in dem festen Glauben, daß Carla mir wirklich so hingebend zugethan gewesen, wie ich es vermeinte; qualvoll blieb mir aber immer der Gedanke, in furchtsamer, wenn auch noch so natürlicher

Scheu eine offene Aussprache vermieden und Carla in der Meinung gelassen zu haben, daß ich wie ein Schurke an ihr gehandelt! Ich habe sie geliebt, Alfred, glaube es mir, ich habe sie mit aller Macht meines Herzens geliebt; dennoch zürne ich ihr nicht, daß sie meine Leidenschaft nicht erwiedert hat. Die letzte schlaflose Nacht und die Schurkerei Schobdyn's haben mich klarer denken gelehrt; ich will gewaltsam die Vergangenheit abschütteln und will gut zu machen versuchen, was ich gesündigt habe — an Erna!"

Ein Sonnenstrahl des Glücks leuchtete im Auge des Kranken auf.

„Liebe Deine Erna, denn sie verdient es," flüsterte er. „Sieh', Egon, nun kann ich auch wieder gesunden, denn nun habe ich die Gewißheit, daß sich kein trübender Schatten mehr zwischen Dich und Dein Weib eindrängen wird. Du bist ein ehrlicher Junge, ein braver Charakter — Du mußt Erna glücklich machen! Horch, es klopft, sei so gut, Egon, und öffne. Die beiden Doktoren gönnen mir keinen Augenblick Ruhe."

Plettow schritt zur Thüre. Es war das blasse und angegriffene Antlitz Erna's, das durch die Spalte schaute.

„Darf ich eintreten?" fragte sie. „Es läßt mich nicht allein in meinem Zimmer, ich fürchte mich in der Einsamkeit!"

Sie ergriff die ihr dargereichte Rechte des Kranken. „Wie geht es Ihnen, Herr v. Deckern?"

Der Leidende berührte mit seinen Lippen die kleine Hand, die er umschlossen hielt. „Ich fühle, daß ich mehr

und mehr genese, Ihr Lieben, und darum bitte ich Euch, zieht die Vorhänge von den Fenstern zurück, damit ich das Meer und den Himmel sehen kann und die Sonne, die meinen Lebensweg bisher so selten erhellte!"

Schweigend schob Egon das Rouleau in die Höhe. Das volle glühende Tageslicht fluthete machtvoll durch das Zimmer und küßte liebevoll die bleiche Stirne Deckern's und die sich wie geblendet schließenden Augen.

---

Unten im Hafen lagen die beiden neapolitanischen Dampfer vor Anker. Es war zwei Uhr Mittags, die Abfahrtszeit rückte heran. An dem gemauerten Weg, der hinauf zu den Terrassen führt, standen die Korallenverkäuferinnen mit ihrer Waare, mit den weißen Blousen gegen die Steine gelehnt, den rothen Mukadore, das nationale Kopftuch, um die schimmernden Zöpfe geschlungen. Vor ihnen kauerte ein ganzes Rudel kleiner Jungen und Mädchen mit Sträußchen aus Rosmarin, Ginster und weißblühendem Hollunder und wartete auf die Rückkunft der Fremden, die ihren Blumengruß gegen Erlegung eines Soldo in Empfang nehmen sollten. Auf dem Molo marschirten gelangweilt zwei Doganabeamte in hellblauen Röcken und weißleinenen Mützen auf und ab, und um sie drängte sich ein Troß nacktarmiger Fischer und robuster Packknechte; dazwischen ein Maler in großem Strohhut und Nankinghosen und ein paar müßig plaudernde Hotelportiers in ihren internationalen Uniformen, mit Blechschildern an den niedrigen Kappen.

Nach und nach kehrten die aus Neapel herübergekom-

menen „Forestieri" von der kurzen Besichtigung der Insel zurück.

Hinter einer Gruppe hochgewachsener Engländer schritten die Insassen des Hotels du Louvre: Frau v. Doning mit ihrer Tochter und Deckern, sowie Plettow mit seiner Gattin. Deckern, der immer noch den Kopf verbunden trug, in dessen martialisches Gesicht aber bereits die Farben der Gesundheit zurückgekehrt waren, hatte Frau v. Doning den rechten und Carla den linken Arm gereicht. Das junge Mädchen war zwar schon völlig genesen, doch zeigten sich immer noch auf dem blassen, schmalen Gesichtchen die unverkennbaren Spuren der überstandenen Krankheitstage. Speziell auf Carla's Wunsch, die sich nach der größeren Behaglichkeit des heimischen Lebens zurücksehnte, hatte ihre Mutter sich entschlossen, jetzt schon Italien zu verlassen, und da hatte es sich denn plötzlich herausgestellt, daß auch Deckern noch unaufschiebbare Geschäfte in Deutschland abzuwickeln habe und demzufolge die Damen zu begleiten gesonnen sei. Egon und seiner Frau war es im Ganzen nicht unlieb, daß sie allein zurückbleiben konnten; das Zusammenleben der letzten Tage hatte es ihnen unmöglich gemacht, sich über alle die merkwürdigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit einmal nach Herzenslust auszusprechen, und es war doch so Vieles, was die Beiden sich zu sagen hatten.

Die Koffer und Reisekörbe waren bereits auf das Schiff geschafft worden, nun harrte das kleine Boot, das die Touristen nach dem Dampfer tragen sollte, an der Molentreppe der Passagiere.

Deckern drückte warm und fest und innig die Rechte

Plettow's. Dem weichherzigen jungen Manne wurde es schwer, die Thränen zurückzuhalten.

„Leb' wohl, Du bester, treuester Freund," sagte er. „Wie früher, in leichtsinniger Lieutenantszeit so oft, hast Du mich auch jetzt wieder auf den rechten Pfad zurückgeführt, wie soll ich Dir danken für all' Deine Liebe?"

Deckern sah dem Freunde ernst in das offene Gesicht. „Du weißt es, wodurch," sagte er einfach; dann nahm er die Hand Erna's und küßte sie.

Bevor Frau v. Doning das Boot bestieg, wandte sie sich noch einmal zurück an Plettow.

„Können Sie mir vergeben, mir und Carla, was wir wissend und unwissend an Ihnen verschuldet?" fragte sie mit leiser, von Schluchzen halb erstickter Stimme.

Egon neigte nur schweigend den Kopf; wie sollte er nicht verzeihen, wo er das Glück wiedergefunden in der Liebe zu seiner Frau? —

Rauschend durchfurchte der Dampfer die Wellen des Meeres. Drüben wehte noch das Taschentuch Carla's und grüßte Deckern's breitkrämpiger Hut freundlich herüber. Egon und Erna winkten zurück, so lange die Drei am Bord sichtbar waren, dann schritten sie Hand in Hand den Fußpfad wieder hinauf, der auf die Terrassen von Capri führt. Oben, an der Wendung des Weges, da, wo aus hängendem goldgelben Ginster eine hohe Pinie zum Himmel strebt, blieben sie stehen. Sie hielten sich fest umschlungen und schauten hinaus auf das weite Meer, auf dem nur noch gleich einem schwarzen Vogel das Dampfboot zu erkennen war.

Schelmisch lächelnd, und doch mit tiefem Ernst im Auge wandte Erna ihr Antlitz dem Gatten zu.

„Und liebst Du mich denn nun wirklich, so ganz, ganz aus Herzensgrunde?“ fragte sie.

Statt aller Antwort zog er sie stürmisch an seine Brust . . .

Ein leiser Schritt auf dem kiesigen Boden hieß sie sich umwenden. Der Eremit vom Salto Tiberiano ging vorüber; er grüßte freundlich und schlug ein Kreuz, und das dünkte Egon wie ein Segenswunsch für sein neues Bündniß.

---

„Baden-Baden, am 5. Oktober 1882.

Mein guter, lieber Egon!

Es ist noch nicht ein halbes Jahr verflossen, seit wir uns zum letzten Male auf klassischem Boden die Hände drückten, und schon habe ich wieder Sehnsucht bekommen nach Dir, mein alter Junge, Deinen braven blauen Augen, Deinem ehrlichen Gesicht! Ich bin nie egoistisch gewesen bei allen meinen Fehlern, das weißt Du, nicht wahr? und vielleicht liegt es daran auch nur, daß ich Dich wieder haben möchte, damit Du mir helfen könntest, mein Glück zu tragen. Ja, ja, mein lieber Plettow, der alte Deckern, der heimathlose Nomade mit seinem häßlichen, zerfetzten Gesicht und seinen Katzenaugen, soll doch noch glücklich werden, bevor er hineinsteigt in die sechs Bretter, die das Ende vom Liede sind! Ahnst Du 'was, Knabe? Ich glaube beinahe, denn Dein kleines Weibchen war's, die mir am Abschiedstage in Capri mit der schelmischen Wendung kam:

daß der Himmel doch sicher zwei Leute zusammenführen müsse, die das Wasser schon zu vereinen bestrebt gewesen sei. Heraus also endlich mit meiner gewaltigen Neuigkeit! Als Verlobte empfehlen sich: Carla v. Doning und Baron Alfred v. Deckern — das Licht und die Finsterniß, das Paradies und die Hölle!

Egon, ich bin glücklich, wahr und wahrhaftig, ich bin's! Ich bin's aus vollster Seele und aus reinstem Herzen. Wie preise ich meinen Stern, daß er mich zu so rechter Zeit in den Stiefel Europiens führte; adieu Diplomatendienst — Italien soll mir nun eine zweite Heimath sein, weil ich dort meines Lebens Sonne entdeckt habe!

Ich bin überschwänglich, aber kannst Du es mir verdenken? Sieh, ich habe schwerere Tage durchgemacht, als Du es ahnen konntest, als Du es vielleicht glaubst. Ging mir's doch ähnlich wie Dir, ganz ähnlich! Ich glaubte, eine frevle Leidenschaft zu der Frau eines Anderen füllte mein Herz — und es war doch nicht so! Es konnte ja nicht so sein — würde ich sonst wohl meine kleine Carla so lieben, wie es der Fall ist? — Nimmer!

Carla grüßt Dich herzlich, wie ihre Mutter. Wir sprechen oft von Euch und würden uns freuen, könnten wir Euch einmal wiedersehen. Euch wird freilich vorläufig wohl nichts mehr hinausbringen aus der Residenz; Deinem Briefe nach müßt Ihr Euch ja ein reizendes Nestchen gebaut haben.

Noch eins, mein Freund, hast Du in jener Nummer der ‚Times‘, welche die detaillirte Schilderung der Schreckenstage in Alexandrien enthielt, auch die Notiz gelesen, daß ein Graf v. Sch., ein ehemaliger Offizier in preußischen

Diensten und Kammerherr am Hofe von W., in dem Massacre ermordet worden sei? Mir geht aus Kairo soeben die Nachricht zu, daß Graf Sch. niemand Anderes gewesen als — Schobbyn! Abenteuernd in der Welt umherziehend, traf ihn auf fremder Erde sein Geschick — auch mit ihm hat sich die ewige Gerechtigkeit abgefunden.

Wann wir heirathen werden, ist noch nicht festgesetzt worden. Allzulange warten wir nicht. Jedenfalls kommt Ihr zu unserer Hochzeit; wehe Euch, wenn Ihr das unterlaßt! Küsse Deinem Frauchen in meinem Namen die Hand, alter Freund, und sei herzinnigst gegrüßt von Deinem getreuen Alfred v. Deckern."

# Franziska von Rimini.

Von

**Schmidt-Weißenfels.**



Vielfach hat die Poesie unglückliche Liebespaare verherrlicht und in schönen, die Jahrhunderte überdauernden Werken sie berühmt, ja gleichsam unsterblich im Andenken gemacht. Wer kennt nicht Romeo's und Julia's tragische Geschichte, wie sie Shakespeare's Genius dargestellt hat? Wer hätte nicht von Tristan und Isolde gehört, die aus dem Sagenkreis von König Artus' Tafelrunde so mancher Dichter schon herausgehoben hat, ehe Richard Wagner sie in neuerer Zeit wieder belebte, indem er ihre Liebestragödie zum Gegenstand einer seiner Opern machte? Und Abälard und Heloise, wie sind sie durch Dichtermund so rührend besungen worden! Die gleiche populäre Bedeutung in der Literatur, wie die Letztgenannten in Frankreich, hat nun in Italien das unglückliche Ende Franziska's von Rimini gewonnen, und sie ist es, mit welcher wir uns im Folgenden näher beschäftigen wollen.

Kein Geringerer als Dante hat Franziska's Liebesunglück, wie es als zu seinen Lebzeiten vorgekommenes Ereigniß die Herzen des italienischen Volkes mächtig bewegte, zuerst poetisch verherrlicht und es damit für alle Zeiten zum Gegenstand der Theilnahme für die Menschen gemacht,

so daß seit sechs Jahrhunderten die Dichter und die Maler, Bildhauer und Musiker, immer wieder nach diesem Stoff gegriffen haben. Aber nicht dies allein. Auch die geschichtliche Forschung hat bis zur neuesten Zeit urkundlich oder sonst beglaubigt festzustellen gesucht, wie sich Dichtung und Wirklichkeit des tragischen Vorgangs zu einander verhalten, wie er sich in seinen näheren Umständen in Wahrheit abgespielt hat.

Was zunächst Dante's Schilderung betrifft, so findet sie sich in seiner „Göttlichen Komödie", im fünften Gesang der „Hölle", wo seine dichterische Phantasie in langen Reihen die Schatten an sich vorüberziehen sieht, weithin ihr Leid verkündigend. Da kommt Semiramis, da Helena, Paris, Tristan, und dann ein innig sich umschlungen haltendes Paar, dahinschwebend wie vom Winde getragen. Es ist Franziska und ihr Geliebter Paolo Malatesta, und sie erzählen dem Dichter, wie sie in's Verderben geriethen. Sie lasen den damals aus Frankreich verbreiteten Roman von Lanzelot vom See, ebenfalls einem der Helden aus König Artus' Sagenkreis, der sich in des Königs Gemahlin Ginievra verliebt und dem die Fee Viviana dann das Leben von den Lippen nimmt. Franziska's Gatte überraschte sie beim Lesen und stieß in blinder Eifersucht ihr und seinem Bruder Paolo, ihrem nun auf ewig mit ihr vereinten Geliebten, das Schwert durch die Brust. Die Einfachheit und Tiefe, die Innigkeit und Keuschheit dieser Erzählung des großen italienischen Poeten hat sie zu einer der beliebtesten Episoden seiner gewaltigen Dichtung gemacht. Er knüpft an Franziska's Namen den Ausruf:

„Deine Qual entwand mir der Trauer und des Erbarmens Thränen!“

Franziska, in ihrer geschichtlichen Gestalt, war die Tochter von Lamberto di Polenta, Herrn der unter Oberherrlichkeit des Papstes stehenden Stadt Ravenna, in deren Nähe das alte Stammschloß seines Hauses stand. Im 13. Jahrhundert, welchem dies vom Dichter verewigte Ereigniß angehört, bestanden in Italien zahlreiche kleine Herrschaften von Adeligen, die behufs Vergrößerung ihres Gebietes benachbarte Stadtrepubliken unter ihre Gewalt zu bringen suchten. Zum Theil geschah dies dadurch, daß sie als Kämpfer und Herren über streitfertige Mannschaften in den fortwährenden Fehden der Ritter und Bürger untereinander sich einer Stadt als Feldhauptleute anboten, für sie kämpften, dann die Podestawürde sich von ihr übertragen und diese wie eine dauernde in ihrem Geschlecht sich von dem Oberherrn bestätigen ließen, welcher entweder der Papst oder der Kaiser war. Die zum Papst haltende Partei der Guelfen hatte ihre Führer zumeist in den adeligen Kreisen, besonders unter den Baronen und Grafen, die als kleine Dynasten sich aufspielten; die kaiserlich gesinnten Ghibellinen dagegen fanden ihre Stütze mehr in den Städten und den unabhängigen Bürgerschaften derselben.

Die Polenta gehörten der päpstlichen Partei an und waren tapfere und immer gerüstete Streiter, und dies war der Grund, weshalb Lamberto vom Papst mit der Herrenwürde über Ravenna belohnt worden war. Er besaß mehrere Kinder, Söhne und Töchter, von denen Franziska die älteste war.

Ihr Vater wählte, der Sitte gemäß, sich die Männer für seine Töchter zunächst nach seinen Interessen aus. Für Franziska bestimmte er Giovanni Malatesta da Verucchio, einen Baron, der über Pesaro, Fono, Fossombrone und Rimini herrschte, wie Polenta über Ravenna. Giovanni zählte, als er der Bräutigam der Tochter Polenta's wurde, etwa dreißig Jahre. Als wilder Haudegen spielte er in der Kriegsgeschichte Mittelitaliens um jene Zeit eine Rolle; seit seinem zwanzigsten Jahre als leidenschaftlicher Guelfe mit seinem Vater in den Kämpfen der Parteien fechtend, hatte er sich nach und nach die Hauptmannschaften über verschiedene kleine Städte verschafft, in denen er später auch der Podesta werden sollte. Mit einem rohen, heftigen Charakter verband er List und Tücke, die ihn gefürchtet machten. Dazu war er mißgestaltet, häßlich, und man nannte ihn wegen seines hinkenden Fußes meist nur den Lahmen. Als Parteigenossen der Polenta waren die Malatesta Waffenbrüder derselben geworden und hatten ihnen in den verschiedenen Fehden beigestanden, die sie mit feindlichen Nachbarn führen mußten. Giovanni leistete solchen Beistand nun auch im Jahre 1275 und half dem alten Polenta, seine ihn bedrängenden Gegner, die Traversari, aus Ravenna wieder zu vertreiben. Zum Lohn dafür versprach dieser dem tapferen Genossen die Hand seiner ältesten Tochter. Um die Vereinigung beider Familien noch mehr zu festigen, wurde dann auch eine Schwester des Lahmen an den jüngsten Sohn Polenta's, also an den Bruder Franziska's versprochen. Ein anderer Bericht, der aber weniger glaubwürdig ist, besagt,

daß diese beiden Ehebündnisse den Frieden besiegelten, welchen nach langer Feindschaft diese zwei Familien geschlossen. Gleichviel, Franziska wurde an Giovanni di Malatesta gegeben, ohne daß beide sich vorher persönlich gekannt, noch gesehen hatten. Ja, es ist nicht zu bezweifeln, daß der jungen Edeldame von ihrem Vater die abstoßenden Eigenschaften Malatesta's verheimlicht wurden, und dieser selbst mit der trügerischen Art einverstanden war, in welcher das fein gebildete und stolze Mädchen mit ihm unauflöslich verbunden werden sollte. Denn es wurde zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn im Voraus ausgemacht, daß der Letztere sich in Stellvertretung mit Franziska vermählen lassen solle.

Dergleichen Abschlüsse von Eheverträgen durch einen Bevollmächtigten, der im Namen des Bräutigams förmlich sich mit der Braut trauen läßt, und diese dann dem so durch Stellvertretung verheiratheten Vollmachtgeber zuführt, worauf dann eine nochmalige Einsegnung des eigentlichen Paares stattfindet, werden unter fürstlichen Personen ja noch bis zum heutigen Tage vollzogen. Im Mittelalter waren sie unter den Vornehmen allgemein gebräuchlich, in den romanischen Ländern zumal, und es lag auch im Charakter der höheren Stände in jener Zeit, durch solche Mittel eine List oder selbst einen Betrug auszuführen, dem die Erwählte zum Opfer fiel.

Giovanni der Lahme bestimmte als seinen Stellvertreter zur Antrauung Franziska's seinen jüngeren Stiefbruder Paolo. Ganz im Gegensatz zu dem Aeltesten nannte man ihn allgemein den Schönen, und insofern konnte die Wahl

Giovanni's nicht gefährlicher sein bei der Täuschung, die in Scene gesetzt wurde. Allerdings war der schöne Paolo längst verheirathet; er hatte mit siebenzehn Jahren schon die fünfzehnjährige Orabile Beatrice, Tochter des Grafen von Uberto, zur Gattin erhalten, um auch hiebei einem politischen Zwecke zu dienen, wie ihn die kleinen Dynastien Italiens bei dergleichen Familienverbindungen verfolgten, ohne nach der Herzensneigung ihrer Kinder zu fragen. Aber die Tochter Polenta's wußte nichts davon, ebenso wenig wie von dem großen Unterschied der Brüder Malatesta, sowohl in Bezug auf äußere als innere Eigenschaften, ja nicht einmal von dem Umstande, daß überhaupt eine Stellvertretung stattfinden sollte.

In prächtigem Aufzug nach ritterlicher Art, hoch zu Roß in seinem Seidenwamms mit zierlichen, farbigen Puffen, eine nickende Feder auf dem breitrandigen Hut, ein Gefolge von Edlen, Pagen und Knappen hinter sich, so zog Paolo in Ravenna ein, unter Begleitung der ihm entgegengerittenen Freunde und Diener des Messer (Herrn) Polenta bis in den Hof seiner Burg. Wie natürlich, daß die junge Braut, in ihrem kostbaren Festgewand harrend, vom Fenster ihres Zimmers aus einen neugierigen Blick auf den Ankömmling hinunterwarf, der für sie ihr ganzes Leben lang eine so wichtige Bedeutung haben sollte. Ihr Gatte! Sie wußte es ja nicht anders. Ihr war von ihrem Vater nur gesagt worden, daß sie den Sohn des Messer Malatesta heirathen werde, und ihre Umgebung riß sie absichtlich oder aus Unkenntniß der Wahrheit nicht aus der Täuschung, in der sie sich über die Person ihres Zu-

künftigen befand. Der war es nach ihrem Glauben, der da in strahlendem Glanz von Jugend und Anmuth in festlichem Gepränge in den Burghof geritten. „Der ist Euer Gemahl," rief ihr jubelnd auf ihn zeigend noch eine ihrer Frauen zu.

Erröthend hielt sie ihre brennenden Augen auf ihn gerichtet, ein Schauer der Wonne erfaßte sie, ihr Herz klopfte mächtig. In Franziska erstand das neue Leben der Liebe wie mit einem Zauberschlag, so daß Dante sie sprechen läßt:

„Die Liebe, nie erlassend Wiederlieben
Dem, der geliebt wird, trieb mit Machtgebot
Zum Freund mich . . ."

Umfangen von dieser süßen Macht reichte sie Paolo, den sie für Giovanni hielt, die Hand, unterschrieb sie den Ehevertrag, folgte sie ihm zu dem Altar, wo der Priester sie dem ihr bestimmten Gatten antraute. Alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle gehörten nur noch ihm, dem sie Gattin geworden, wie sie meinte; nur ihm schlug hochbeglückt ihr Herz.

Dann brach man auf nach Rimini, wo ihre neue Heimath sein sollte, wo sie als Frau des Geliebten fortan zu schalten bestimmt war. Auf weißem Zelter ritt sie neben Paolo aus ihres Vaters Schloß hinaus, begleitet von Glück- und Segenswünschen der zurückbleibenden Gäste und Diener, umringt von dem Gefolge, welches mit ihr zog.

Dann endlich verrieth ihr Paolo die Wahrheit, daß er sie für seinen Bruder Giovanni gefreit, daß er selber Weib und Kinder zu Hause habe, daß ihr wirklicher Gemahl sie erst in Rimini erwarte.

Welche entsetzliche Eröffnung für Franziska! Läßt Liebe sich gebieten, zu verschwinden, oder von einem Gegenstand auf einen anderen überzugehen und noch dazu auf einen, der noch nicht einmal gekannt ist? Eines Mädchens erste Liebe überdies, die eben aufschoß in aller jungfräulichen Kraft aus ahnungslosem, unschuldvollem Herzen? Wie mußte es krampfhaft ihr Herz zusammenziehen, als dieser Traum jäh zerstört wurde, und sie einer Schuld sich gegenüber fühlte, während sie einer Pflicht mit ihrem ganzen Herzen sich hinzugeben wähnte? Wie mußte diese getäuschte Braut, für welche Wonne in Schmerz, selige Hoffnung in banges Fürchten auf ihrem Weg vom väterlichen Schloß zum Hause des ihr unlöslich verbundenen Mannes sich gewandelt — wie mußte sie am Thor von Rimini ihren wahren Gemahl begrüßen, Giovanni Malatesta, den Mißgestalteten, den Lahmen! Nun erst war die Enttäuschung vollständig; Tag wurde Nacht, Schönheit Häßlichkeit, als an Stelle Paolo's sein Bruder als ihr rechtmäßiger Gatte trat.

Sie war sein Weib und folgte ihm ergeben in ihr Geschick in sein Schloß zu Rimini. Die Malatesta waren gar mächtige Herren im Lande; ihre Burgen, fest, trotzig, fast unnahbar, wie die meisten der fehdelustigen Nobili jener Zeit, waren abwechselnd der Sitz ihres kleinen, kriegsmäßig gehaltenen Hofes, je nachdem sie eine oder die andere als Hauptquartier oder zu friedlichem Aufenthalt erwählten. Kämpfe, Belagerungen, Ueberfälle feindlicher Parteischaaren riefen sie nur zu oft aus dem Schloß von Rimini fort. Es war ihre eigentliche Residenz, wo sie sich immer

wieder einfanden nach den Streifzügen im Lande und den verschiedenen Amtsgeschäften, die ihnen als Herren mehrerer Städte oblagen. Der alte Malatesta, der es bis auf hundert Jahre des Lebens bringen sollte, versah noch rüstig solche Geschäfte; Giovanni lag am meisten im Felde, und sein Bruder Paolo nahm gewöhnlich an seinen Waffenzügen Theil. Das beste Einvernehmen, so weit man aus den wenigen überlieferten Nachrichten schließen kann, herrschte zwischen ihnen, verband ihre Frauen zu Hause und unterhielt einen zwanglosen, geselligen Verkehr der Familien unter einander. Was den rauhen, heißblütigen Gatten Franziska's betraf, so liebte er sein Weib leidenschaftlich, ebenso die Tochter Konkordia, die sie ihm geschenkt, und in echt brüderlichem Sinne war er seinem Bruder Paolo zugethan, den er fortgesetzt mit vertrauensvollen Missionen im Interesse der Familie oder der Hauspolitik auszeichnete. Im Jahre 1283 zum Beispiel wurde auf Giovanni's Verwendung hin Paolo Hauptmann des Volks und Friedensbewahrer in Florenz. Möglich, daß der ältere Bruder den jüngeren durch solche Botschaften oder durch militärische Aufträge fern von Rimini zu halten suchte, weil er ahnte, daß Franziska's Herz für Paolo wärmer schlug. Franziska war indeß eine stolze, hochsinnige Dame, und wenn sie das Geheimniß ihres Herzens auch nicht vernichten konnte, so begründete diese unglückliche, heimlich glühende Liebe doch noch keinen Vorwurf gegen das Weib und die Mutter. Zehn Jahre lang war sie schon Giovanni's Gattin, und diese Zeit war ohne Sturm und ohne Zwiespalt mit Giovanni verflossen.

Plötzlich stieg das Wetter auf, aus dem der vernichtende Blitz auf sie niederzucken sollte, ohne daß sie es ahnte.

Giovanni hielt sich 1285 wegen seines Amtes als Podesta von Pesaro in dieser Stadt auf und Franziska lebte während dessen auf dem Familienschloß in Rimini, da nach einem Gesetz der Podesta niemals seine Frau in die von ihm verwaltete Stadt mitbringen durfte. Einer seiner Diener, der in Rimini zurückgeblieben war, aber öfter nach Pesaro Nachrichten an ihn zu überbringen hatte, erregte bei einer solchen Gelegenheit die Eifersucht des leidenschaftlichen Mannes auf's Heftigste durch eine Mittheilung über den Verkehr Franziska's mit Paolo, der mit seiner Familie im selben Schlosse wohnte und mit den Besuchen bei seiner Schwägerin nur das Recht und die Rücksicht eines nächsten Verwandten auszuüben glaubte. Der Podesta glaubte jedoch dem Diener und beschloß in wildem Zorn Rache an Demjenigen zu nehmen, den er für den Schuldigen hielt.

Sofort stieg er zu Pferde und jagte mit seinem Diener nach Rimini. Er stürmte, glühend vom tollen Ritt, in die Gemächer seiner Frau und fand sie da in Gesellschaft seines Bruders, wie Dante nach der im Volke verbreiteten Kunde schildert, beim gemeinsamen Lesen eines französischen Ritterromans. Ohne zu fragen und Rede zu fordern, riß er in blinder Wuth seinen Degen heraus und wollte ihn Paolo durch die Brust stoßen. Franziska stürzte sich voll Entsetzen dazwischen und sie war es nun, die den Todesstoß erhielt. Ihr Herzblut röthete den Boden, eine Leiche lag sie vor Giovanni, auf die er mit Schrecken und grim-

mem Schmerze blickte; denn er liebte sie und hatte nimmermehr ihr Mörder werden wollen. Um so wilder erfaßte ihn jetzt die Wuth auf seinen Bruder, der sich zu flüchten suchte. Auch ihn traf der Mordstahl; neben Franziska brach er lautlos zusammen. Noch einmal funkelten Giovanni's Augen über sein blutiges Werk; dann eilte er hinaus, schwang sich wieder auf sein dampfendes Roß und jagte nach Pesaro zurück. So stellt Dante diese Scene dar; so wurde sie im Volke ein halbes Jahrhundert nach der That noch erzählt.

Der Mord machte in Rimini ungeheures Aufsehen und das tragische Ende Franziska's und Paolo's rührte überall in Italien die Herzen. Niemand gab es, der hierin die verdiente Sühne für eine Schuld erblickte; augenblicklich vielmehr idealisirte der Volkssinn die beiden Opfer um ihrer unglücklichen Liebe willen. In dieser Auffassung geschah es auch, daß am Tage nach dem Morde der alte Malatesta, das greise Oberhaupt der Familie, in der Residenz zu Rimini die Bestattung der Todten auf's Feierlichste und unter der allgemeinen Trauer der Bevölkerung veranstalten ließ. Dasselbe Grab nahm die Gebeine der beiden Ermordeten auf.

Nach einem Chronisten von Rimini will man im Jahre 1581 noch das Grab gefunden haben und zwar in der Kirche des heiligen Augustin daselbst, eine Gruft von Marmor, in der Beide, in Seide gekleidet, ruhten, und trotz der drei Jahrhunderte, die sie schon im Grabe lagen, vollständig in ihren Körpern erhalten waren. Und noch jetzt behauptet man in Rimini die Existenz dieser Gruft,

und in der Stadtbibliothek bewahrt man unter Glas und Rahmen ein Stück goldbestickter Seide als eine Reliquie von Franziska Malatesta, unsterblich im Andenken geworden als Franziska von Rimini.

Als gebietender Herr wurde Giovanni wegen seiner That nicht weiter zur gerichtlichen Rechenschaft gezogen. Er blieb als Podesta in Pesaro und verheirathete sich sogar bald wieder, und zwar mit der jungen Wittwe Zambrasina d'Ugolino, die ihm noch drei Söhne und zwei Töchter zu derjenigen schenkte, welche ihm Franziska hinterlassen. Er regierte dann statt seines noch lebenden Vaters in Rimini und baute hier zu Ende des 13. Jahrhunderts an Stelle des alten Schlosses das Fort Rocca Malatestiana. Im Jahre 1304 starb er in demselben. Sein Geschlecht behauptete sich noch längere Zeit in der alten Herrschaft, und ebenso blühte das Haus der Polenta, welchem Franziska entstammte, noch an anderthalb hundert Jahre, bis es 1447 in Ravenna erlosch.

---

# Die schwarzen Kabinette.

## Ein dunkles Blatt aus der Kulturgeschichte.

Von

**Theodor Winkler.**



Nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch wird Jeder, der einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnißnahme bestimmt ist, vorsätzlich und unbefugter Weise öffnet, auf Antrag des Verletzten mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten, wenn der Schuldige aber ein Postbeamter ist, mit Gefängniß nicht unter drei Monaten bestraft, auch kann in diesem Falle zugleich auf Verlust der Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter auf die Dauer von einem bis zu fünf Jahren erkannt werden. Außerdem erklärt das Reichspostgesetz ausdrücklich, daß das Briefgeheimniß unverletzlich sei und behält die Feststellung der bei strafgerichtlichen Untersuchungen und sonstigen Prozeßfällen nothwendigen Ausnahmen der Reichsgesetzgebung, bis zum Erlaß eines Reichsgesetzes aber der Landesgesetzgebung vor.

Diese Bestimmungen, obwohl bei Licht betrachtet nichts weiter als eine selbstverständliche Forderung des natürlichen Rechtsgefühles und der Heilighaltung des Eigenthums, sind

trotzdem in dieser Schärfe und Ausdehnung erst das Resultat der neueren Kulturentwickelung. Noch bis weit in unser Jahrhundert hinein bildete nämlich die Verletzung des Briefgeheimnisses eine der berechtigtsten Klagen im öffentlichen Verkehrswesen und einen der dunkelsten Punkte in dem Kapitel von der Unsicherheit der Posteinrichtungen. Noch übler war es im vorigen und vorvorigen Jahrhundert. Keiner der der Post zur Beförderung anvertrauten Briefe war davor sicher, von unberufenen Personen heimlich geöffnet und gelesen zu werden; die Verletzung des Briefgeheimnisses wurde in schamlos systematischer Weise geübt und sogar zum Staatsprinzip erhoben. Die Regierungen scheuten sich nicht, ihre Gewalt über das Institut der Post dahin zu mißbrauchen, daß sie den Postvorständen zur Pflicht machten, ihnen alle einlaufenden Briefschaften vor der Ablieferung an die Adressaten zur Prüfung auszuhändigen, damit Diejenigen, welche der Oeffnung werth schienen, zuvor erbrochen und gelesen würden. Der Polizeiwirthschaft und öffentlichen Spionage wurde auf diese Weise ein sehr ergiebiges Mittel in die Hand gegeben, und in der That ist es unsäglich, was für Verfolgungen, Intriguen und Vergewaltigungen in diesem verwerflichen System ihren Ursprung gehabt haben.

Kaum ein Staat Europa's wird von diesen groben Eingriffen in das Privatrecht ganz frei geblieben sein; am berüchtigtsten aber hat sich in diesem Punkte Frankreich gemacht. Das „Cabinet noir“, d. h. das schwarze oder geheime Kabinet, wie man dort das von Staatswegen eingerichtete Bureau nannte, in welchem die Korrespondenzen

heimlich geöffnet und gelesen, gegebenen Falls auch kopirt wurden, stand namentlich unter Ludwig XIV., XV. und XVI., aber auch während der Revolutionsepoche und später unter Napoleon I. in üppigem Flor und wurde durch namhafte Summen fortwährend in Stand gehalten.

Die erste Einrichtung des schwarzen Kabinets geht aber noch auf eine frühere Zeit zurück. Schon Ludwig XI., welcher 1464 eine Staatskurierpost in's Leben gerufen hatte, gestattete nicht, daß die königlichen Kuriere Briefe beförderten, welche nicht zuvor durch die Hände der Behörde gegangen waren, damit diese sich überzeugen könnte, daß nichts darin enthalten sei, was der Regierung irgendwie nachtheilig werden könnte. Systematisch betrieben wurden aber die Brieferbrechungen seit Ludwig XII. unter Richelieu. Letzterer war es, welcher das eigentliche „Cabinet noir" zuerst organisirte. Er erließ 1628 einen Befehl, durch welchen unter Androhung harter Strafen der gesammte Briefverkehr auf die königliche Post beschränkt wurde, in diesem aber war eine besondere Abtheilung lediglich zu dem Zwecke eingerichtet, alle Einläufe zu prüfen und was davon der Mühe werth schien, zu erbrechen und zu lesen. Noch schlimmer wurde es unter Ludwig XIV. Der Minister Louvois, welcher 1668 zum Chef der französischen Post ernannt worden war, leistete dem Monarchen dabei bereitwilligst Handlangerdienste. Die Briefe wurden durch künstliche Aufweichung des Siegellacks geöffnet und ebenso geschickt wieder geschlossen, so daß der Empfänger selten eine Ahnung davon bekam, daß mit dem Schreiben etwas Verdächtiges vorgegangen war. Nöthigenfalls wurde auch

ein Abdruck des Siegels genommen und der geöffnete Brief dann mit demselben versiegelt. Nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa, soweit es mit Frankreich korrespondirte, unterlag diesem Spionirsystem, das alle Geheimnisse durchforschte, alle Komplotte und diplomatischen Intriguen in Erfahrung brachte und so der Regierung die Möglichkeit bot, in jedem Falle, wo es ihr geboten schien, ihre Gegenmaßregeln zu ergreifen. Wie schonungslos und willkürlich diese häufig ausfielen, wie viel Unschuldige dabei in's Elend mit hinabgerissen wurden, das ist genugsam bekannt. Man darf hiebei nur an die beliebten oder vielmehr berüchtigten „Lettres de cachet“, d. h. an jene königlichen Verhaftsbefehle erinnern, durch welche mißliebige Personen aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, auch ohne Urtheil und Recht in die Bastille oder ein anderes Staatsgefängniß gebracht wurden. Man weiß, in welchem Umfang von diesem furchtbaren Gewaltmittel Gebrauch gemacht wurde. Der „Lieutenant général“ der Polizei besaß gewöhnlich im Voraus gefertigte „Lettres de cachet“, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einzutragen brauchte. Wehe dem, der in einem dem „Cabinet noir“ bekannt gewordenen Briefe kompromittirt wurde! Unter Umständen sah er die Freiheit nie wieder. Auch unter Ludwig XV. stand das schwarze Kabinet in Flor. Neben dem Zweck der Entdeckung politischer Umtriebe, war es diesem Monarchen hiebei besonders um die Befriedigung seiner Neugier in Privatangelegenheiten zu thun. Er hatte ein außerordentliches Vergnügen daran, hinter die kleinen Geheimnisse seiner Hofleute zu kommen. Jeden

Sonntag mußte der Vorsteher des Kabinets vor dem König erscheinen, um ihm die Auszüge mitzutheilen, die er aus den erbrochenen Korrespondenzen gemacht hatte, worüber der so häufig sich langweilende Monarch sich waidlich zu ergötzen pflegte.

Als Ludwig XVI. an die Regierung kam, wollte er dem Skandale ein Ende machen und das „Cabinet noir“ aufheben. In einem Dekrete vom 18. August 1775 erklärte er ausdrücklich „die geheime Korrespondenz der Bürger für ein Heiligthum, das sich den Blicken der Gerichte wie der Privatpersonen entziehen müsse“. Doch das biblische Wort: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach,“ bewährte sich an ihm nur allzusehr. Seine Räthe wußten ihn bald zu überreden, daß sich die Wahrung des Briefgeheimnisses mit der Staatsklugheit nicht in Einklang bringen lasse, daß der Thron zu seiner Sicherheit des Einblickes in die Urtheile und Ansichten der Unterthanen dringend bedürfe. Und so kam die Sache wieder in den gewohnten Gang, und der König verschmähte es sogar nicht, zur Aufrechthaltung derselben jährlich 300,000 Livres auszugeben.

Als dann die Revolution mit ihrem Umsturz aller Verhältnisse hereinbrach, schien es wieder, als sollte das schwarze Kabinet einer der ersten Mißstände sein, welche gründlich ausgemerzt würden; allein es schien nur so. In den Schriftstücken, welche die Wähler ihren Repräsentanten für die Generalstände 1789 mitgaben, fanden sich die nachdrücklichsten Beschwerden über die Verletzung des Postgeheimnisses und die Forderung, daß die Beamten,

welche sich zur heimlichen Oeffnung von Briefen hergäben, auf's Strengste bestraft werden sollten. Allein Robespierre erklärte dagegen: „Gewiß sind Briefe unverletzlich; aber wenn eine ganze Nation in Gefahr schwebt, wenn man sich gegen ihre Freiheit verschwört, dann wird, was sonst als Verbrechen gilt, zur Nothwendigkeit, zur lobenswerthen That. Schonung der Verschwörer ist Verrath am Volke." Die Brieferbrechungen dauerten fort und wurden von den Jakobinern mit solcher Unverschämtheit betrieben, daß endlich Mirabeau in der Nationalversammlung eine feurige Rede hielt, in welcher er diesen Mißbrauch öffentlich brandmarkte und die Versammlung bewog, die Brieferbrechungen exemplarisch zu bestrafen. Nachdem bereits die Nationalversammlung die Gelder für die Spionirdienste des schwarzen Kabinets zurückgezogen hatte, kam es am 22. August 1790 zu dem Beschluß, daß die Administratoren und Beamten der Post in die Hände der Richter den feierlichen Eid abzulegen hätten, für die gesammte Korrespondenz des Königreichs die dem Briefgeheimnisse schuldige Achtung zu bewahren und durch alle in ihrer Macht befindlichen Mittel zur Geltung zu bringen. Nichtsdestoweniger konnte es geschehen, daß fast um die nämliche Zeit die Depeschen des Grafen v. Artois an Herrn v. Castelnau, den französischen Minister zu Genf, aufgefangen, erbrochen und konfiszirt wurden.

Wie wenig ein Prinzip damals Beachtung fand, dafür gab Robespierre den schlagendsten Beweis. Er, der noch bei Beginn der Revolution die Verletzung des Briefgeheimnisses vertheidigt hatte, rief am 28. Januar 1791, als es

sich um gewisse Korrespondenzen handelte, welche der Nationalversammlung zur Prüfung vorgelegt wurden, voll Entrüstung: „Wie konnte man zur Kenntniß dieser Schriften gelangen? Nur durch Verletzung des Briefgeheimnisses. Das ist ein Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit." Man sieht, die Grundsätze schwankten wie das Rohr im Winde. Schon am 9. Mai 1793 hob der Konvent das Gesetz wieder auf, wonach Brieferbrechungen zu bestrafen seien, und ließ alle an Emigrirte gerichteten Schreiben im Hotel der Kommune öffnen. Später fand man wieder das Gegentheil für zweckentsprechend, und der Konvent bestimmte am 9. Dezember 1794: „Das Briefgeheimniß darf im Inneren der Republik nicht verletzt werden und die über die Verwaltung der Posten gemachten Bemerkungen werden dem Transport-Comité zugewiesen." Indeß bei der Unordnung der damaligen Zustände fand auch das wenig Berücksichtigung, und ein zur Post gegebener Brief war ebensowenig vor fremden Händen sicher wie zuvor.

Auch unter Napoleon Bonaparte ließ der Unfug nicht nach. Zwar hatte derselbe bei Antritt seines ersten Konsulats die Brieferbrechungen durch ein Schreiben des Finanzministers Gaudin an den Postkommissär öffentlich rügen lassen, allein in der Folge sorgte er selbst dafür, daß das schwarze Kabinet wieder in's Leben trat, und er begnügte sich nicht damit, dessen Thätigkeit auf Paris zu beschränken, sondern dehnte das Verfahren auch auf die übrigen von ihm unterjochten Staaten Europa's aus. So ließ z. B. der Generalintendant Napoleon's, Bignon, im Jahre 1806 zu Berlin täglich gegen zweitausend Briefe öffnen, wozu

französische Beamte verwendet wurden. Die Präfekten hatten den Auftrag, alle ihnen verdächtig erscheinenden Briefschaften auf der Post anzuhalten und zu erbrechen. Napoleon's Freund, Las Cases, berichtet: „Sobald Jemand auf der schwarzen Liste verzeichnet war, ließ das Bureau des Kabinets sofort seine Siegel nachbilden, so daß seine Briefe, nachdem sie erbrochen und gelesen waren, ohne Schwierigkeiten wieder verschlossen und, ohne daß die Oeffnung bemerkbar wurde, an ihre Adresse befördert werden konnten. Die Kosten des Bureau's verschlangen jährlich 600,000 Franken. Der Polizeiminister Savary bekannte selbst, daß die Intrigue sich oft dieses Mittels bedient habe, um ihre Lügengewebe unter dem Schein unanfechtbarer Wahrheiten vor die Augen des Kaisers zu schaffen und auf diese Weise die ehrenwerthesten Leute um Ruf und Stellung zu bringen. Man brauchte nur einen Brief auf die Post zu geben, der einen dem entsprechenden Inhalt hatte. Als freilich Napoleon's Glücksstern gesunken war und er als Verbannter auf St. Helena saß, waren seine Ansichten von dem schwarzen Kabinet andere geworden; er habe sich dessen nur bedient, äußerte er, um die geheime Korrespondenz seiner Höflinge, Minister und Offiziere kennen zu lernen, wobei es ihm aber nie gelungen sei, von einem seiner Räthe, an dem ihm besonders viel gelegen war, auch nur einen einzigen Brief aufzufangen. Er verwarf das System des Kabinets zwar nicht aus Gründen der Moral, wohl aber, weil er es für unwirksam hielt.

Die Existenz des „Cabinet noir“ blieb auch unter den

Bourbonen unangefochten bestehen und ward wie früher mit 600,000 Franken aus den geheimen Fonds des auswärtigen Amtes erhalten und durch 22 Beamte verwaltet.

Als dann im Jahre 1827 der Minister Villèle sein Portefeuille niederlegen mußte, gab das neue Ministerium die Erklärung ab, daß „das schwarze Kabinet nicht mehr in der Postverwaltung existire". Das war, wörtlich genommen, richtig, denn man hatte eine räumliche Trennung beider vorgenommen, aber jenes verwerfliche Bureau bestand nach wie vor. Selbst der Bürgerkönig Ludwig Philipp konnte sich nicht entschließen, das verhaßte Institut aufzuheben, und noch im Jahre 1847 wurden dafür 65,000 Franken angewiesen. Damals soll es sogar vorgekommen sein, daß dem schwedischen Gesandten infolge einer Verwechslung in dem Briefcouvert seiner Regierung die für den preußischen Gesandten bestimmten Depeschen ausgeliefert wurden, während dieser die des schwedischen empfing.

Daß endlich ein Mann wie Napoleon III. in diesem Punkte nicht hinter seinen Vorgängern auf dem Throne zurückstand, ist bei dem ganzen Charakter desselben nur zu begreiflich. Ganz besonders waren es die Korrespondenzen der Verbannten, welche unter ihm einer genauen Visitation unterzogen wurden, und dabei wurde nicht einmal mit großer Heimlichkeit verfahren. Der Gesandte des Kurfürsten von Hessen benutzte sogar einmal diese Einrichtung, um der französischen Regierung gewisse Nachrichten zukommen zu lassen, die er auf direktem Wege zu hinterbringen sich scheute.

Lange Zeit befand sich die „chambre noire" des französischen Postbureau's unter Louis Napoleon III. in der Straße Jean Jacques Rousseau. Dorthin wurden alle irgendwie verdächtigen Briefe zur Visitation geschickt und die gewandtesten Personen waren mit der Oeffnung derselben betraut. Mit Oblaten oder Gummi verschlossene Couverts wurden leicht durch Wasserdampf geöffnet, von Siegellack-Verschlüssen nahm man Abdrücke mittelst einer Mischung von gekautem Brod und gestoßenem Kalk, welche durch Hitze gehärtet und dann zur Wiederversiegelung der erbrochenen Schreiben verwendet wurden. Eine andere beliebte Methode bestand darin, daß man das Couvert auf einer Seite mit einem Rasirmesser aufschnitt und nachdem man die Einlage herausgenommen und gelesen hatte, die aufgeschnittene Stelle mit einer besonders dazu präparirten Masse von aufgelöstem Papier bestrich, welche schnell trocknete und nicht die geringste Spur zurückließ. Die Sichtung der gleichgiltigen Briefe von den zu öffnenden erforderte übrigens keine geringe Arbeit, da die Post schon unter Louis Napoleon jährlich über siebenhundert Millionen Stück Briefe zu befördern hatte.

Daß sich aber das Unwesen des schwarzen Kabinets nicht auf Frankreich allein beschränkte, daß sich vielmehr dieselbe Einrichtung in mehr oder minder großem Umfang auch in anderen europäischen Staaten vorfand, erwähnten wir schon oben. Wie hätte das auch anders sein können, da ja französische Staats- und Hofeinrichtungen, namentlich zur Zeit Ludwig's XIV., den übrigen Potentaten als Muster dienten und in wahrhaft sklavischer Weise nachgeahmt wurden.

Selbst Friedrich der Große fand es später nicht unter seiner Würde, sich durch solche „geheime Expeditionen", die ein gutes Stück Geld kosteten, in den Besitz von werthvollen politischen Nachrichten zu setzen. In Sachsen war es namentlich der berüchtigte Minister Graf Brühl, der die Briefspionage im weitesten Maße betrieb, und sein Vertrauter, Hofrath v. Siepmann, verbrachte ganze Nächte in der „geheimen Expedition", um z. B. aus den Briefen zu erspähen, welche Anhänger König Stanislaus von Polen unter seinen Landsleuten besaß.

In Wien war ein Flügel des kaiserlichen Schlosses, die sogenannte Stallburg, zum schwarzen Kabinet eingerichtet. Jeden Abend um 7 Uhr wurde die Post geschlossen und die Wagen fuhren ab, scheinbar nach dem Orte ihrer Bestimmung. Sie begaben sich aber in den Hof der Stallburg, dessen Thor sich sogleich hinter ihnen schloß. Hier wurden die Briefbeutel geöffnet, die Briefe sortirt und alle die bei Seite gelegt, welche gelesen werden sollten. Zu diesen gehörten regelmäßig alle Schreiben, die an Gesandte, Bankiers und andere einflußreiche Personen gerichtet oder von ihnen geschrieben waren. Besondere Aufmerksamkeit erregten alle für das Ausland bestimmten Briefe. Dieses schwarze Kabinet war übrigens zugleich Werkstatt und chemisches Laboratorium. Man hatte dort nicht nur Siegellack aller Art und eine Menge von Petschaften, sondern auch Instrumente zum Ablösen der Siegel und chemische Präparate, welche theils diese Operationen unterstützten, theils zu Fälschungen der Briefe selbst dienten. In der Stallburg waren vorwiegend Franzosen beschäftigt, deren über-

legene Geschicklichkeit in diesem Fache man schätzen gelernt hatte.

Selbst das durch seine Freiheiten berühmte England ist von dem Makel der Eingriffe in das Briefgeheimniß nicht ganz unberührt geblieben. Sogar Staatsdepeschen wurden dort heimlich erbrochen. Noch im Jahre 1845 erregte die Entdeckung allgemeines Aufsehen, daß auf Befehl des brittischen Ministers Sir James Graham Manzini's Briefe in London geöffnet und deren Inhalt der österreichischen Regierung mitgetheilt worden war, und daß im englischen Post-office zu London eine „black chamber" (schwarze Kammer) existirte, in welcher Briefe nach Belieben geöffnet, wieder verschlossen und dann weiter befördert wurden, nachdem man von dem Inhalte derselben Kenntniß genommen hatte.

Obwohl diese Zustände heute nun wohl überall als beseitigt gelten dürfen, hat sich doch im diplomatische Leben der Gebrauch erhalten, wichtige Depesche nicht durch die Post, sondern durch besondere Kabinetskuriere zu bestellen.

Einer der ersten Staaten, welche die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses durch die Verfassung garantirten, war Portugal 1826, dann folgten Kurhessen 1831, Württemberg 1843 und Baden 1845. Seit Einführung der deutschen Reichspost 1871 besitzt Deutschland ein gemeinsames deutsches Postrecht, in welchem die Gewährleistung des Briefgeheimnisses für ganz Deutschland ausgesprochen ist.

# Die Nachtseite der menschlichen Seele.

Von

**Paul Tunsch.**



Es gibt geheime Gaben unserer Seele, von deren Existenz wir zwar eine Ahnung haben, über deren Ursprung und Umfang sich jedoch noch ein dichter Schleier breitet; wir wissen aber, daß sie der Mystizismus für seine Zwecke ausgebeutet hat, und daß auf ihnen der Spuk der „Hellseherei", die Kunststücke der Magnetiseure, die Traumdeuterei ꝛc. beruhen, Dinge, von denen wir nur sagen können, daß es leichter ist, im Vollbewußtsein einer vermeintlichen Aufgeklärtheit über sie zu lächeln, als sich vom Standpunkte der Wissenschaft über sie ein bündiges Urtheil zu bilden. Diesem Versuche sei unser Artikel gewidmet — muß es doch im Interesse einer wirklich aufgeklärten Zeit liegen, nicht das Dunkel des Mystizismus vorurtheilsvoll zu fliehen, sondern auch dorthin den aufhellenden Lichtschein einer begründeten Erkenntniß zu tragen, um die Thatsache vom Märchen zu unterscheiden.

Eine solche unleugbare Thatsache ist es denn, daß sich unser Leben in einer eigenthümlichen Weise fortsetzt, auch wenn das Bewußtsein geschwunden ist — wie im Schlafe; es gibt somit auch ein Leben ohne Bewußtsein. Da aber ein Leben ohne Seele nicht denkbar ist, muß auch in dem

bewußtlos Lebenden (z. B. dem Schlafenden) eine Seele thätig sein. Und dies ist in der That der Fall, jedoch Körper und Seele sind in einem vom bewußten Leben abweichenden Zustande, wir lernen eine ganz neue Seite, eine Kehrseite der menschlichen Seele kennen, die „Nachtseite", wie es der Mystiker nennt, die uns mit geheimnißvollem Schaffen entgegentritt.

Jenen eigenthümlichen Kranken, welche sich Nachts, besonders in hellen Mondscheinnächten, von ihrem Lager erheben und schlafend umherirren, den sogenannten „Nachtwandlern", ist Ungeheuerliches angedichtet worden: sie sollen nicht nur gewisse Kunststücke verstehen, wie z. B. geschlossene Briefe mit geschlossenen Augen zu lesen, sondern auch an entfernten Orten sich zu derselben Zeit abspielende Ereignisse sehen, in die Vergangenheit zurück- und in die Zukunft vorausblicken können, weshalb man sie als „hellsehend" bezeichnete. Wir glauben diese Produkte des Aberglaubens ignoriren zu dürfen.

Und dennoch sind jene Geschichtchen von Nachtwandlern, die zu ihren Wanderungen besonders gefährliche Wege wählen, körperliche und geistige Handlungen mit ungewöhnlicher, wenn auch nicht übernatürlicher Kraft und Geschicklichkeit ausführen, für die ihnen später meist jede Erinnerung fehlt, keine Märchen, sondern werden in der strengen Wissenschaft längst als unumstößliche Thatsachen betrachtet. Ja, man darf annehmen, daß diese Krankheit verbreiteter ist, als man glaubt, da der damit Behaftete oft nicht darum weiß, oder seine Umgebung es Anderen scheu verschweigt.

Noch weniger allgemein bekannt ist der Umstand, daß diese Krankheit in zahllosen Abstufungen existirt, und wohl die meisten Menschen bis zu einem gewissen Grade ähnliche Erscheinungen zeigen.

Es sind in dieser Richtung sehr interessante Versuche gemacht worden; doch wir können uns selbst davon überzeugen, wenn wir an das Lager eines Schlafenden treten.

Befindet sich der Schläfer im „Hochschlaf", so dürfen wir ihn dreist mit einer hellen Kerze beleuchten, ohne daß er erwachen wird. Jedoch wir nehmen bald eine Veränderung an ihm wahr, er wird unruhig und macht verschiedene Bewegungen. Wendet er das Gesicht vom Lichtschein ab und sucht sich so dem Reize zu entziehen, so ist er nicht disponirt und würde bei weiterer Störung erwachen; wendet er sich nicht weg, ja kehrt er das Gesicht dem Lichtschein zu und nimmt den Reiz auf, so ist er disponirt und wir dürfen das Weitere erwarten. Er wird immer unruhiger, ja es geschieht wohl, daß er sich nach einer Weile zu einer Art sitzenden Stellung aufrichtet, während er unverwandt das geschlossene Auge dem Licht zuwendet. Entfernen wir uns jetzt mit dem Lichte geräuschlos von dem Schlafenden, so geschieht es in manchen Fällen, daß er sich schlafend von seinem Lager erhebt und den Versuch macht, sich der Quelle des Reizes zu nähern. Dabei geht er, wie ein wachender Mensch, mit langsamem, aber sicherem Schritte. Ist er nicht durch Anstoß an ein Hinderniß oder infolge eines Geräusches erwacht, so können wir uns von Neuem von ihm entfernen, und es wird dieselbe Wirkung haben. Der Schlafende folgt uns, wohin wir ihm mit dem Lichte

voranschreiten, wir haben einen vollkommenen Nachtwandler vor uns. Aber es kann nicht von einem „geisterbleichen" Gesicht, einem „geisterhaft schwebenden" Gang die Rede sein, vielmehr taumelt der Nachtwandler ebenso über eine im Wege stehende Fußbank, wie ein Wachender im Dunkeln, und hat oft ein angenehm gerötheteś Aussehen.

Doch sehen wir von diesem Wandern ab, so nehmen wir bald andere Erscheinungen wahr. Es dauert nicht lange, so beginnen sich seine Lippen sichtbar zu bewegen und er fängt zu sprechen an, zuerst unzusammenhängend, nur mit einzelnen Worten den verschlungenen Weg der traumhaft an ihm vorüberziehenden Vorstellungen bezeichnend, dann aber immer zusammenhängender, so daß er es manchmal bis zu einem ziemlich geordneten Monologe bringt.

Das Sprechen im Schlafe findet sich übrigens auch bei Gesunden sehr häufig; die meisten Menschen wissen es gar nicht, daß sie lebhafte Träume mit gesprochenen Lauten begleiten. Nur tritt diese Erscheinung in sehr verschiedenem Grade auf. Während Manche nur in den erregtesten Träumen einige abgerissene Worte sprechen, reden Andere Stunden lang sehr lebhaft.

Doch kehren wir zu unserem Versuchsobjekt zurück. Der Schlafende ist jetzt schon mitten in seinem Selbstgespräch, das bald lauter, bald gedämpfter in unaufhörlichem Flusse fortgeht. Jedoch die Stimme ist monoton, das Gesprochene entbehrt der Lebendigkeit, Silben- und Wortbetonung sind mangelhaft — ein Beweis dafür, daß der lebendige Accent der Sprache, das, was ihr erst Geist

und Leben einhaucht, unter dem Einflusse höherer geistiger Funktionen steht. Ueberhaupt gewinnt man von dem Schläfer den Eindruck eines leblosen Automaten, und man braucht nicht abergläubisch zu sein, um das monotone, oft wirre Geplauder peinlich zu empfinden. Die fehlende Gesichtsbewegung scheint für den Nachtwandler charakteristisch zu sein, was auf einen gewissen Zusammenhang der Thätigkeit der Gesichtsmuskeln und somit des Gesichtsausdruckes mit den höheren Geistesakten hinweist. Selbstverständlich ist mit dem Bewußtsein auch Ueberlegung und Berechnung dem Schlafenden geschwunden, der uns nun seine tiefsten Geheimnisse enthüllt. Die Geschichte der Verbrechen weiß mehr als einen Fall anzuführen, in dem das Geständniß der That den Lippen des Thäters im Schlafe entschlüpfte.

Aber wie ist es, wenn man dazwischen spricht? — Dann verstummt der monotone Redefluß meist augenblicklich, und es tritt eine kurze Pause ein, in der sich die Traumvorstellungen des Schläfers zu ordnen scheinen. Hierauf setzt sich der Monolog jedoch wieder fort, und zwar in einer neuen Richtung, bis wir ihn durch Dazwischensprechen wieder aufhalten und in eine neue Bahn leiten. Wenn der Schlafende das Dazwischengesprochene nicht aufgenommen hat und auch nicht erwacht ist, so beginnt er nach der Störung das Selbstgespräch von selbst von einem neuen Punkte. Ist es aber erst einmal gelungen, durch Dazwischensprechen auf die Vorstellungsfolge des Schläfers einzuwirken, so kann man ihr durch geschicktes Eingreifen einen gewissen logischen Charakter geben. Ein wirkliches Zwiegespräch

aber nimmt ein solcher Schlaftrunkener gewiß nicht auf, und wenn es behauptet worden ist, so dürfte dies auf Uebertreibung beruhen. Dagegen soll es bei wirklichen Nachtwandlern der Fall sein.

Zu solchen Versuchen gehört übrigens durchaus keine besondere Uebung, vielmehr kann sie Jeder anstellen und sich von der Wirklichkeit jener interessanten Erscheinungen überzeugen. Allerdings gelingen solche Versuche nicht immer, denn nicht alle Menschen sind dazu disponirt, gewiß aber wenige in dem oben beschriebenen Umfange. Die Anlage ist eine so verschiedene, daß Manche überhaupt nicht zu Wanderungen zu veranlassen sind, jedoch gleich in lebhaftes Sprechen gerathen, während Andere gar nicht sprechen, sich aber leicht zu Bewegungen reizen lassen, noch Andere erwachen wieder bei dem leisesten Geräusch u. s. w.

All' diese Erscheinungen werfen ein Licht auf die krankhaften Symptome des sogenannten Nachtwandelns, dem nun nichts Uebernatürliches mehr anhaftet, sondern das uns von der Physiologie durch Reizzustände des Nervensystems, insbesondere der Rückenmarksnerven, erklärt wird.

Doch diese Erscheinungen beschränken sich keineswegs ausschließlich auf den Schlafzustand; auch der wache Zustand bietet Aehnliches. Wir denken hiebei zunächst an jene Personen, die im Wachen bei anhaltenden mechanischen Verrichtungen „mit offenen Augen schlafen", wie es der Volksmund nennt, ohne dabei ihre Verrichtungen zu unterbrechen, die sie unbewußt fortsetzen. Da geht der ermüdete Bote, mit offenen Augen schlafend, seinen gewohnten Weg, bis er, durch den Gruß eines Vorüber-

gehenden plötzlich geweckt, verwirrt um sich schaut; das Dienstmädchen geht, mit offenen Augen schlafend, seinen gewohnten Arbeiten nach, läßt aber beim lauten Ansprechen, wenn sie erwacht, das Geschirr aus ihren Händen fallen und schaut verwirrt um sich u. s. w. Dieser Zustand des sogenannten Schlafwachens, welcher oft irrthümlich auf körperliche Trägheit zurückgeführt wird, ist längst als krankhaft erkannt worden und hat physische oder geistige Ueberreizungen, dauernde einseitige Gemüthsaffekte rc. zur Ursache. Auch die Justiz hat mit ihm zu rechnen, und manches Verbrechen hat durch ihn seine Erklärung gefunden.

Dem Schlafwachen am meisten verwandt ist wohl der sogenannte magnetische Schlaf, jener traumartig bewußtlose Schlafzustand im Wachen, in welchen sich sonst gesunde Menschen durch lange einseitige Konzentrirung der Sinnesthätigkeit versetzen lassen. Wer hätte nicht schon von den Experimenten sogenannter „Magnetiseure" gehört, die in den letzten Jahren durch die überraschenden Erfolge des dänischen „Magnetiseurs" Hansen so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt? Verschiedene mit exakten Forschungsmethoden genau vertraute Naturforscher, namentlich die Professoren Schultze, Rühlemann, Weinhold und Heidenhain haben die Experimente Hansen's nachgeahmt, geprüft und zum Theil noch wunderbarere Resultate bei ihren hypnotischen Versuchen erhalten wie er selbst.

Jene „Magnetiseure" benutzen einen hellbeleuchteten, mattweißen Stein in schwarzer Fassung, den sie von ihrem Versuchsobjekt in einem sonst wenig erleuchteten Raume

bei möglichster Unterdrückung anderer Gedanken anhaltend starr anschauen lassen. Diese Operation ruft bei den dazu Disponirten einen Nervenreiz hervor, welcher sie nach einiger Zeit in einen traumartigen Lähmungszustand versetzt, in dem sie bald mehr oder weniger bewußtlos und willenlos sich lenken lassen. Genügt dies nicht, so nimmt ihnen meist das mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogene Bestreichen ihres Körpers, bei dem der Experimentator mit ausgespreizten Fingern, die den Körper des „Magnetisirten" kaum merklich berühren, langsam über denselben abwärts streift, den letzten Rest der Willenskraft und des Bewußtseins. Solch' ein „Magnetisirter", sofern er noch einen Theil seines Bewußtseins hat, nimmt Alles wahr, was um ihn vorgeht, aber sein Wille ist gelähmt, er ist nur noch ein Werkzeug des Experimentators. Auf einen Wink desselben erhebt er sich mechanisch von seinem Sitze und folgt ihm willenlos, wohin ihm dieser winkt. Schließt ihm der Experimentator die Augen, so bleiben dieselben in einer Art von Starrkrampf festgeschlossen und er versucht längere Zeit vergeblich, sie wieder aufzuschlagen. Drückt er ihm die Hand zu, so besitzt der Hypnotisirte nicht die Kraft, sie aufzumachen.

Dieser Zustand steigert sich bald soweit, daß der Hypnotisirte keine eigene Sinnesempfindung mehr hat, so daß der Experimentator ihn beliebig täuschen kann. So berichtet Professor Rühlemann, daß eine von ihm in hypnotischen Zustand versetzte Person eine rohe geschälte Kartoffel ohne ein Zeichen der Abneigung aß, nachdem ihr bedeutet worden war, daß es ein Apfel sei, daß dieselbe

auf ähnliche Weise farbloses Salzwasser für Rothwein, einen scharfen Liqueur für Weißwein trank, und an einem Glase kalten reinen Brunnenwassers sehr vorsichtig nippte, nachdem ihr versichert worden, daß es heißer Kaffee sei, dagegen vor einer Fußbank ängstlich zurückwich, weil sie ihr als ein schwarzer Pudel bezeichnet worden. Dieselbe Person habe auch verlangend nach den Stukkaturen der Decke gegriffen, nachdem man ihr gesagt, daß ein Apfelbaum seine fruchtbehangenen Zweige über sie ausbreite.

In diesem Zustande bewahrt der Hypnotisirte noch immer einen gewissen Grad von Bewußtsein, wenn ihm auch nur eine verworrene Erinnerung bleibt, ja, er spricht auch deutlich und vernehmbar und gibt angeblich auf Fragen oft sehr frappante Antworten, er steht also in seinen Geistesfunktionen über dem Schlaftrunkenen und anscheinend auch über dem Nachtwandler.

Jedoch bei weiterer Steigerung dieses Zustandes, besonders wenn dem Hypnotisirten die Augen geschlossen werden, schwindet das Bewußtsein völlig und nun treten körperliche Lähmungen auf. Setzt nämlich der Experimentator nun das Bestreichen mit ausgespreizten Fingern fort, so tritt eine krampfartige Starrheit der bestrichenen Glieder ein, und zwar läßt sich dieselbe ganz beliebig an jedem Körpertheile einzeln hervorbringen. Der bestrichene Finger wird ebenso unabhängig von den übrigen Gliedern steif, wie der bestrichene Arm, das bestrichene Bein. In dieser krampfartigen Starrheit aber entwickeln die Glieder eine Widerstandskraft, die sie unter normalen Verhältnissen nicht besitzen. So stellte sich der „Magnetiseur“

Hansen stets unter lebhaftem Beifall des Publikums auf die so gesteiften, wagerecht gestreckten Beine eines „Magnetisirten", dessen Körper von einem Dritten auf den Stuhl niedergedrückt wurde. Bei weiterem Bestreichen läßt sich der ganze Körper des in hypnotischen Zustand Versetzten steif machen, und dies benutzte Hansen, um sich auf den vollständig gesteiften, mit Kopf und Füßen auf zwei Stühlen ruhenden, in der Mitte aber nicht unterstützten Körper hypnotisirter Personen zu stellen.

Durch Luftzufächeln, Anblasen, oder auch durch bloße Zurufe kommt der Hypnotisirte wieder zu sich.

Auch dem hypnotischen Zustande sind all' jene Gaben der „Hellseherei" angedichtet worden, von denen wissenschaftliche Experimente natürlich nichts gezeigt haben.

Nicht alle Menschen sind zu dergleichen Versuchen disponirt, sondern zu dem Gelingen desselben ist eine entsprechende Disposition des Nervensystems der betreffenden Person unbedingt nothwendig; anderenfalls bleiben dieselben durchaus erfolglos. Ebenso ist die Disposition selbst sehr verschieden in ihren Graden, und, wie bei der Schlaftrunkenheit, selten genug eine so umfangreiche, wie in den oben beschriebenen Fällen. Viele zeigen in der Behandlung eine Unempfänglichkeit, die aller Kunstgriffe spottet; Manche sind nur durch langes, starres Ansehen des grell beleuchteten Steines und vieles Bestreichen einzuschläfern, wogegen Andere schon nach kurzer Zeit Symptome des traumähnlichen Zustandes zeigen und noch Andere, besonders solche, an denen ähnliche Versuche schon wiederholt

gemacht worden, schon durch bloßes, unverwandtes Ansehen seitens des Experimentators in jene eigenthümliche Art von Halbschlaf versetzt werden.

So viel Geheimnißvolles diesen Erscheinungen nun auch anhaften mag, so haben die darüber angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen doch ergeben, daß durchaus keine geheimnißvolle Kraft (thierischer Magnetismus) dabei im Spiele ist, die von dem Experimentator ausgeht, wie man ehedem glaubte, sondern daß dieselben nur auf momentaner Lähmung gewisser Gehirnparthien bei dazu disponirten Personen beruhen. Aehnlichen Ursachen entspringt die einschläfernde Wirkung monotoner Musikstücke, oder des unverwandten Anblickens des Tapetenmusters, der beruhigende oder schmerzmildernde Einfluß des Handauflegens auf gewisse Körpertheile 2c.

Uebrigens tritt uns beim Hypnotisiren gerade der umgekehrte Vorgang desjenigen, den wir an dem Schlafwandler beschrieben haben, entgegen, denn es findet eine Herabminderung der höheren Geistesfunktionen durch Einschläferungsmittel statt, während beim Schlafwandelnden durch Reizmittel eine Steigerung der herabgeminderten Seelenthätigkeit bis zu einer gewissen Grenze bewirkt wird. Dort aber, wo sich beide Erscheinungen im Schlafwachen begegnen, zeigen sie neue, vom Bewußtsein und Willkür unabhängige Fähigkeiten der Seele und beweisen uns, daß die Lebensthätigkeit unserer Seele über Bewußtsein und Willkür hinausreicht.

In wie weit hiemit jene dunklen, oft so lebhaften Empfindungen in uns, die sogenannten Ahnungen zusam-

menhängen, wissen wir nicht; zum Mindesten ist hier viel übertrieben und Vieles als Ahnung angesehen worden, was nur auf unklaren, bewußten Schlüssen beruht. Dennoch läßt sich die Möglichkeit solcher Empfindungen nach dem oben Gesagten nicht gerade leugnen, wenn diese „Ahnungen“ auch auf natürliche Ursachen zurückzuführen sind und nichts mit der sogenannten „Hellseherei“ gemein haben. Jedenfalls müßten sie, falls sie vorhanden sind, sich gerade dann am ausdruckvollsten entfalten, wenn im Schlafe das bewußte Leben schlummert, so daß sie dann zu Traumvorstellungen werden könnten. Die Möglichkeit eines solchen Ahnungstraumes ist demnach nicht unbedingt ausgeschlossen, nur ist seine Bedeutung bis in's Ungeheuerliche übertrieben worden, denn von dieser Möglichkeit ausgehend, zu glauben, daß jeder Traum eine Bedeutung haben müsse, und daraufhin Traumdeuterei zu treiben, heißt denn doch die Grenze des Vernünftigen überschreiten.

Von diesen dunklen, besonders starken Empfindungen, welche sich auch im Wachen, durch das mächtige Schaffen des bewußten Lebens hindurch, als Ahnungen geltend machen können, wäre nun nur noch ein Schritt bis zu jener eigenthümlichen Erscheinung, in der sich die übermächtige Ahnung auch während des Wachens in wirkliche Sinnesbilder kleidet, die gleich einer Luftspiegelung vor den Blicken des wachend Träumenden emporsteigen sollen. Diese Gabe des sogenannten „zweiten Gesichts“ will man besonders häufig an Menschen getroffen haben, die in trübem, nebeligem Klima ein einsames Leben führen,

wie an den schottischen Hirten, den norwegischen Fischern und Bauern u. s. w.

Aehnliche Erscheinungen zeigt auch die eigentliche Ekstase, jener Zustand höchster krankhafter Begeisterung oder Schwärmerei, der von charakteristischen Verzückungen begleitet ist. In diesem Zustande des Außersichseins sehen wir mit dem Schwinden des Bewußtseins ebenfalls neue Seelengaben erwachen.

Also auch hier finden wir nichts Uebernatürliches, es sind überall nur natürliche seelische Kräfte, die wir im Schlafwachen, im hypnotischen Zustande, im Ahnen, im Traume oder in der Ekstase erwachen sehen, die aber sonst unbewußt in jedem Menschen schlummern.

Jedenfalls ist es indeß ein bedenklicher Irrthum, jene dunklen Kräfte von immerhin zweifelhafter Natur den höchsten Eigenschaften der Menschenseele, wie sie im bewußten Erkenntnißleben ihren Ausdruck finden, gleichzustellen, oder ihnen gar eine höhere Bedeutung zuzuschreiben; sie stehen gegen die Letzteren nicht minder zurück, als etwa der Keim der Pflanze gegen die Blüthe.

---

# Eine Episode aus der Chronik der Stadt Bingen.

## Historische Skizze

von

**Franz Eugen.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir die Stadtchroniken des Mittelalters durchblättern, so finden wir die meisten Seiten derselben gefüllt mit der Schilderung der Kämpfe, welche die Bürger bald untereinander, bald gegen äußere Feinde führten. Im Inneren der Städte stritten fast allerorten die Patrizier und die Zünfte um die Herrschaft, welche anfangs fast ausschließlich in den Händen der Ersteren lag, bis schließlich Letztere sich gleichen Antheil an der Stadtverwaltung errangen, ja, in manchen Orten gelang es ihnen sogar zeitweise, das Regiment ganz an sich zu reißen. Neben diesen inneren Kämpfen lagen die Städter aber auch nach Außen in beständigem Hader mit ihren Oberherren, welche das rasche Aufblühen der Städte mit besorgten Blicken verfolgten und den Uebermuth und die Anmaßung der Bürgerschaft durch Beschränkung ihrer Freiheiten und Privilegien im Zaum zu halten suchten. Besonders die rheinischen Städte hatten unaufhörliche Zwistigkeiten mit ihren Ober-

herren, und die gute Stadt Bingen machte hievon keine Ausnahme. Bingen war im Mittelalter ein blühender und wichtiger Handelsplatz, der sein Emporkommen hauptsächlich den sogenannten „Lombarden" verdankte. Es waren dies italienische Kaufleute, die sich daselbst niedergelassen, durch ihre Verbindungen mit dem Heimathlande Italien den gesammten auswärtigen Handel der Stadt an sich gerissen und sich große Reichthümer erworben hatten. Ein moderner Schriftsteller hat diese Lombarden mit Recht die Rothschilde des Mittelalters genannt, denn wie heute die Rothschilds, machten damals diese italienischen Handelsherren Geldgeschäfte mit Fürsten und Herren. Infolge der Ansässigkeit so reicher fremder Kaufherren kam natürlich viel Geld in Bingen in Umlauf, mit dem steigenden Wohlstand wuchs auch der Uebermuth der Bürgerschaft, die sich ihrem Oberherrn, dem Erzbischof von Mainz gegenüber täglich trotziger und ungefügiger benahm. Dies Verhältniß wurde aber ein geradezu feindseliges, als der vom Erzbischof neuernannte Bisthumsadministrator, der energische, kluge Domprobst Kuno v. Falkenberg versuchte, durch strenge Verordnungen das Selbstbewußtsein der Bürger etwas zu dämpfen. Bald war zwischen dem Domprobst und den Bürgern von Bingen das Tafeltuch völlig zerschnitten, die Letzteren sannen Tag und Nacht darauf, wie sie sich rächen und ihre Freiheiten zurückgewinnen könnten, und schmiedeten endlich ein Komplott, über dessen Ausführung und Folgen der Binger Stadtchronist uns folgendes berichtet:

Die Verschworenen, zu denen die vornehmsten und angesehensten Bürger gehörten, hatten Kunde erhalten, daß

der Domprobst v. Falkenberg, nur von wenigen Reisigen begleitet, von seiner Veste Ehrenfels auf ein paar Tage nach der bei Bingen gelegenen bischöflichen Burg Klopp zur Weinlese herüber gekommen sei. Sie beschlossen darauf, ihn dort zu überfallen und gefangen nach der Stadt zu bringen, wo sie ihn in sicherem Gewahrsam halten wollten, bis er seine strengen Maßnahmen zurückgenommen und ihnen dagegen alle ihre Forderungen bewilligt haben würde. Der Umstand, daß die Braut eines jungen Fischers aus Bingen oben auf Burg Klopp als Magd diente, erleichterte den Verschworenen die Ausführung ihres Planes, denn durch jenen Fischer, den sie mittelst eines reichen Geldgeschenkes bestachen, gelang es ihnen, die Beihilfe des Mädchens zu gewinnen. In dunkler Nacht, als Alle auf der Burg schliefen, stahl die Magd dem Thorwart, den sie vorher durch einen reichlichen und starken Nachttrunk betäubt hatte, die Schlüssel, und öffnete den Verschworenen das Burgthor. Die Wachen wurden schnell überwältigt und gebunden; ohne weiteren Widerstand zu finden, drangen die Bürger nun die Treppen hinan in die Gemächer des Domprobstes. Das Klirren der Waffen die lauten fremden Stimmen, die schweren Fußtritte, die in der Burg widerhallten, hatten den Domprobst aus dem Schlaf gestört, und nicht ahnend, was vorgegangen war, sprang er von seinem Lager und öffnete in demselben Augenblick die Thüre seines Schlafgemaches, als die Schaar der Binger Bürger in das Vorgemach stürmte. Entsetzt wich er zurück, als er die Männer mit gezückten Schwertern auf sich eindringen sah; noch ehe er recht wußte, was

vorgegangen, war er umringt, der Rückweg in das Schlafgemach wurde ihm abgeschnitten, und viele Stimmen riefen ihm zu: „Ihr seid in unserer Gewalt, Herr Domprobst, und werdet uns in die Stadt folgen, wo wir Euch so lange gefangen halten wollen, bis Ihr unter des Bischofs Brief und Siegel gelobt habt, uns alle die Freiheiten und Privilegien wieder zu geben, die Ihr der Stadt entrissen habt."

Kuno v. Falkenberg, den der Chronist als einen der muthigsten und gewaltigsten Männer seiner Zeit rühmt, maß die Eindringlinge mit zornfunkelnden Augen, aber da er sofort seine kritische Lage erkannte und einsah, daß er wirklich ganz in der Gewalt der rebellischen Städter war, hielt er es für klug, mildere Saiten aufzuziehen, und die Bürger zuerst darauf hinweisend, welch' schweren Frevels sie sich schuldig machten, indem sie Hand an ihren geistlichen Oberhirten, den Geweihten des Herrn legten, versprach er ihnen Verzeihung für ihren Ueberfall und die Erfüllung ihrer Forderungen, wenn sie jetzt auf der Stelle ruhig in die Stadt zurückgehen wollten.

Aber die Bürger, die sich nicht so leicht durch bloße Worte abspeisen ließen und es für sicherer hielten, den stolzen Machthaber in ihrer Gewalt zu haben, erklärten, er müsse ihnen ohne Verzug in die Stadt folgen, wo er in sicherem Gewahrsam bleiben werde, bis er als Lösegeld ihre Forderungen gewährt und nicht nur durch sein eigenes Wort, sondern auch durch des Bischofs Unterschrift und Siegel verbürgt haben werde. Da das Auftreten der Bürger dem Domprobst zeigte, daß sie entschlossen waren, ihren Willen

nöthigenfalls mit Anwendung von Gewalt durchzusetzen, und daß seine geistliche Würde ihnen keine Ehrfurcht einflößte, so war er zu stolz, sich durch weitere Bitten und fruchtlose Vorstellungen vor ihnen zu erniedrigen. Scheinbar ruhig sagte er: „Gut, es sei! Aber im Hemd und in bloßen Füßen, wie ich eben aus dem Bett gesprungen hier vor Euch stehe, kann ich Euch nicht in die Stadt folgen. Laßt mich auf einen Augenblick in mein Schlafgemach treten, um mich anzukleiden."

Dagegen war nichts einzuwenden, selbst die Erbittertsten unter den Verschworenen begriffen, daß sie den Domprobst nicht zwingen durften, halbbekleidet in die Stadt einzuziehen. Sie gaben ihm daher die Thüre seines Schlafgemaches frei. Falkenberg trat rasch in das Zimmer, schloß die Thüre hinter sich und schob leise den Riegel von innen vor. Dann fuhr er in seine Schuhe, und ohne sich weiter Zeit zum Ankleiden zu nehmen, warf er seinen großen schweren Reitmantel über die Schultern und sprang, seine Seele Gott befehlend, durch das Fenster in den Burggraben hinab; der stolze Mann wollte lieber sein Leben wagen, denn als Gefangener unter dem Hohn der aufständischen Bürger durch die Straßen der Stadt geführt werden. In dem weiten Mantel, den er über der Brust zusammenhielt, fing sich der Wind und mäßigte die Gewalt des Falles, so daß er trotz der beträchtlichen Höhe unverletzt auf dem schlammigen Grund des glücklicherweise durch die anhaltende Trockenheit des Sommers nur wenig mit Wasser gefüllten Burggrabens ankam. Obgleich ihm von dem Sturz alle Glieder schmerzten, kroch er doch be-

hende an dem jenseitigen Rand des Grabens empor und glitt, mit Händen und Füßen an jedem vorspringenden Stein eine Stütze suchend, an der steilen Bergwand hinab. Blutend zwar und von Dorn und Geröll arg zerfetzt, aber heil und gesund langte er im Thale an. Ohne sich eine Minute Rast zu gönnen, eilte er an das Rheinufer, löste einen dort angeketteten Kahn und ruderte hinüber nach der Veste Ehrenfels, deren Thürme sich trotz der dunkeln, stürmischen Nacht deutlich genug von den windgepeitschten Wolken des Himmels abhoben und ihm die Richtung zeigten, welche er einhalten mußte. Der Thorwart erkannte gleich die mächtige Stimme seines Herrn, als der Domprobst, vor der aufgezogenen Zugbrücke der Burg stehend, laut Einlaß begehrte; schnell wurde es im Burghof lebendig, die Brücke rasselte herab, das Thor wurde geöffnet, und mit Schrecken und Entsetzen sahen der Thorwart und die herbeistürzenden Reisigen, in welchem jämmerlichen Zustande sich der hochwürdige Bisthumsadministrator befand. Hastig theilte er seinen Mannen, während er sich ankleiden und wappnen ließ, das Vorgefallene mit und befahl ihnen, sich bereit zu machen, sogleich mit ihm nach der Burg Klopp zu ziehen, um die dort versammelten aufständischen Bürger zu überfallen und zu züchtigen. Eine halbe Stunde später ritt er schon gewappnet und gerüstet an der Spitze seiner Reisigen aus dem Thore von Ehrenfels.

Unterdessen hatten die Bürger von Bingen, während sie warteten, bis sich der Domprobst angekleidet haben würde, dem Kellermeister der Burg befohlen, ihnen ein

Fäßchen des edelsten Scharlachbergers, der im Zehntenkeller der Burg lagerte, zu bringen, und der feurige Wein mundete ihnen so, daß sie darüber gar nicht bemerkten, wie die Zeit verfloß. Endlich besann sich aber doch Einer darauf, daß der geistliche Herr längere Zeit zu seinem Anzug brauchte, als das eitelste Mädchen, das sich zum Tanz schmückt; er trat heran und versuchte die Thüre des Schlafgemaches zu öffnen, dieselbe widerstand dem Druck seiner Hand, und es stellte sich heraus, daß sie von innen verriegelt war. Diese Entdeckung ernüchterte schnell die weinseligen Gesellen, ein paar der stärksten stemmten die Schultern gegen die Thüre, und endlich gelang es ihren Anstrengungen, sie zu sprengen. Ein Ausruf des Schreckens entfloh den Lippen Aller, als sie bemerkten, daß das Zimmer leer war. Das geöffnete Fenster zeigte ihnen deutlich den Weg, auf dem der Domprobst die Freiheit gesucht. Die schwarze Tiefe, welche denen, die an das Fenster eilten und nach dem Burggraben hinab spähten, entgegen gähnte, ließ sie glauben, daß der Domprobst nimmer mit unzerschmetterten Gliedern dort unten angelangt sein könne. Bleich vor Entsetzen stürzten sie hinaus, nach dem Verunglückten zu suchen, denn sie wußten, daß sein Tod ihnen theuer zu stehen kommen würde, und sahen sich schon von Bann und Interdikt bedroht.

Graben, Felsen und Gestrüpp wurde in wilder Hast mit Fackeln durchsucht, aber von dem Falkenberger war keine Spur zu entdecken, nur ein paar an Dornen hängen gebliebene Fetzen seines Mantels zeigten den Weg, den er genommen.

„Er ist durch ein Wunder des Himmels entkommen!" — „Gott hat seine Engel gesandt, ihn aus dieser Höhe unversehrt hinab zu tragen!" flüsterten ein paar Stimmen. — „Wehe uns, welch ein Strafgericht wird der Falkenberger jetzt über uns halten!" tönte es wie ein Echo aus dem Munde der Andern zurück, und mit bleichen Gesichtern und schlotternden Knieen kehrten die Aufrührer in die Burg zurück, um Berathung zu pflegen, wie man sich am besten aus dieser bösen Lage ziehen könne.

Ueber ihrem Schrecken vergaßen sie die Zugbrücke wieder aufzuziehen und das Thor bewachen zu lassen, und auch während der stürmischen Berathung, zu der sie nun in dem Saal der Burg zusammentraten, dachte Keiner daran, dies Versäumniß wieder gut zu machen. Unter den Verschworenen herrschte die größte Uneinigkeit und Rathlosigkeit. Einer machte dem Anderen bittere Vorwürfe über das mißglückte Unternehmen, zu dem plötzlich Niemand der Anstifter gewesen sein wollte, die Furcht vor dem Zorn des Domprobstes, der — und das war der einzige Punkt, über den sie einig waren — sich schwer an ihnen und ihrer Stadt rächen würde, lähmte ihre Entschlossenheit. Schon brach der erste Morgenstrahl durch die Fenster des Saales, und noch immer wußten sie nicht, was sie thun sollten und wollten.

Da sprangen plötzlich die Thüren auf und herein trat Herr Kuno v. Falkenberg, das Schwert in der Hand, gefolgt von der Schaar seiner Reisigen.

„Jetzt seid Ihr meine Gefangenen!" rief er ihnen donnernd zu, „und das Lösegeld, das ich von Euch fordere,

ist die volle, vorbehaltlose Unterwerfung Eurer Stadt unter die bischöfliche Jurisdiktion."

Keines Wortes mächtig starrten die überraschten Bürger mit fahlen Gesichtern auf den streitbaren geistlichen Herrn, der ihnen jetzt, da er heil und unversehrt vor ihnen stand, wie der Racheengel des Gerichts erschien. In tiefer Zerknirschung fielen Alle auf die Knice und flehten um Gnade und Vergebung. Aber finster und kalt blickte der Domprobst auf sie nieder, es war ein Augenblick stolzen Triumphes für ihn, als er Diejenigen, vor denen er vor wenig Stunden als ein bittender Gefangener gestanden, jetzt zitternd vor seinem Zorn zu seinen Füßen liegen sah.

„Führt diese Aufrührer allesammt in das Burgverließ," rief er seinen Mannen zu, „dort werden sie Zeit zur Reue und Buße finden und erkennen lernen, daß es Christen nicht geziemt, sich gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit zu empören."

Mit diesen Worten wandte er den Bürgern den Rücken, welche von den Reisigen dem Befehl ihres Herrn gemäß sofort in das Burgverließ gebracht wurden.

Der Morgen, welcher diesem Ueberfall der Burg Klopp folgte, war nicht nur für die droben gefangenen Bürger, sondern für die ganze Stadt Bingen ein sehr trauriger. Das Gerücht von dem, was auf der Burg geschehen war, hatte sich schon in Bingen verbreitet, die Mägde, welche in der Frühe Wasser am Brunnen holten, hatten es aus dem Munde des Mädchens, das den Verschworenen die Thore geöffnet und das sich bei dem Anrücken des Falken=

bergers voll Angst in die Stadt hinunter geflüchtet, zuerst gehört, und die Schreckenskunde flog wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus. Groß war der Jammer in den Familien der Verschworenen, die nun ihre Männer, Väter und Brüder in der Gewalt des Falkenbergers wußten, und fürchteten, er möchte sie für den frechen Ueberfall an Leib und Leben strafen. Aber auch Diejenigen, welche keinen ihrer Angehörigen unter den gefangenen Bürgern hatten, waren sehr bekümmert, denn sie sahen voraus, daß der gescheiterte Ueberfall nicht nur für die Theilnehmer selbst, sondern auch für die ganze Stadt von verhängnißvollen Folgen sein werde.

Ein Tag verstrich nach dem anderen, ohne daß die Einwohner von Bingen irgend eine Kunde von der Burg Klopp empfangen hätten. In angstvoller Spannung hingen in der Stadt die Augen Aller an den droben düster in's Land blickenden grauen Burgmauern und der immer aufgezogenen Zugbrücke, und kein Bote des Domprobstes wollte erscheinen, der ihnen Nachricht gebracht hätte über das Schicksal ihrer gefangenen Mitbürger. Man machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Kuno v. Falkenberg hatte sich indessen, nachdem sein erster Zorn verraucht war, überlegt, daß es nicht klug ist, den Bogen zu straff anzuspannen, und die Milde hier den Interessen des erzbischöflichen Stuhles förderlicher sein würde, als zu große Strenge. Er ließ also den Städtern kund thun, er werde diesmal Gnade üben und die gefangenen Bürger frei lassen, wenn die Stadt dagegen auf diejenigen ihrer Freiheiten und Privilegien verzichten wolle, welche

mit dem Ansehen ihres geistlichen Oberherrn nicht vereinbar seien.

So hart diese Bedingungen auch waren, denn was der Domprobst verlangte, war nicht mehr und nicht weniger als das Aufgeben aller wichtigen städtischen Freiheiten, so sahen sich Rath und Gemeinde von Bingen doch gezwungen, dieselben anzunehmen. Die gefangenen Bürger kehrten darauf beschämt und gedemüthigt in die Stadt zurück. Der Domprobst aber konnte triumphirend an den Erzbischof nach Mainz berichten, daß sein kühner Sprung durch das Fenster nicht nur ihm selbst die Freiheit gewahrt, sondern auch die trotzigen, störrischen Binger gezwungen habe, sich dem geistlichen Landesherrn zu unterwerfen.

So endete die Fehde zwischen den Bingern und dem Domprobst Kuno v. Falkenberg und der Ueberfall der Burg Klopp.

---

# Jerusalem einst und jetzt.

## Ein Bild aus der Vergangenheit und der Gegenwart des heiligen Landes.

Von

**Hasso Harden.**



Eine vieltausendjährige Geschichte ruht auf der Stadt, die für Christen und Israeliten zur heiligsten der Erde geworden und den Mohammedanern ebenfalls verehrungswürdig ist — Jerusalem zählt zu den Städten, die um den Vorrang streiten, die ältesten auf der Welt zu sein. Und von diesen wieder ist es eine der wenigen, die heute noch bewohnt und bevölkert sind und das lebendige Interesse nicht nur des Geschichtsforschers, sondern jedes Gebildeten in Anspruch nehmen.

Nacheinander haben Israeliten und Babylonier, Perser, Phönicier und Makedonier, Römer und Griechen, Araber, Germanen, Romanen und Türken über Jerusalem geherrscht, oft ist die Stadt verwüstet und zerstört, aber stets wieder aufgebaut worden.

Schon zu Abraham's Zeiten lag auf der Stätte des heutigen Jerusalems die Stadt Salem des sagenhaften Priesterfürsten Melchisedek; fast 400 Jahre später hören

wir als ihren Namen Jebus nennen, und erst David verleibte sie dem israelitischen Reich ein und machte sie zu dessen Hauptstadt. Gleichzeitig oder doch wenig später bildete sich wohl aus den beiden früheren Ortsnamen der neue Name „Jerusalem" heraus. Mit Salomo, dem Nachfolger König David's, fing dann die erste Blüthezeit der Stadt an. Salomo errichtete auf dem Hügel Moriah den weltberühmten Tempel, in dem das Allerheiligste, die Bundeslade mit den Gesetzestafeln, ihre dauernde Stelle erhielt und der, nebenbei bemerkt, fast genau auf demselben Platz gestanden haben muß, den jetzt die prächtige Omar-Moschee einnimmt. Ob der Tempel Salomonis übrigens nach unseren Begriffen schön gewesen ist, muß sehr zweifelhaft erscheinen; sicherlich war er kein hervorragendes architektonisches Werk im Sinne griechischer Kunst, aber die orientalische Pracht und der Glanz des Bauwerks war so groß, daß ganz Vorderasien nach Jerusalem wallfahrtete, um das Wunder zu schauen. Das kaufmännische Talent des israelitischen Volkes begann sich damals mächtig zu entwickeln, bis nach Indien und dem südlichen China, bis tief hinab an den Küsten Afrika's erstreckten sich seine Verkehrsbeziehungen, deren reiche Resultate alle in dem einen Centrum Jerusalem zusammenströmten. Was Wunder, wenn der Palast des Königs, wie der Tempel weithin glänzten im Schimmer goldener Dächer, stolzer Säulengänge und üppiger Gärten — wenn es wahr wurde, daß Cedernholz so gemein war, wie Feigenholz! — Konnte doch später, als die aufstrebende assyrische Weltmacht zum ersten Male Jerusalem bedrohte, der König Hiskias an einem

Tage 300 Centner Silber und 30 Centner Gold zusammenraffen und als Tribut erlegen.

Aber auf die Tage des Glanzes folgte die Erniedrigung. Als Nebucadnezar 588 Jahre vor Christi Geburt Jerusalem eroberte, ließ er die Mauern der Stadt niederreißen, den Tempel zerstören und die königliche Burg auf dem Berge Zion verbrennen. Fast das ganze Volk, alle Wohlhabenden und sämmtliche Handwerker wurden nach Babylon geführt, nur der ärmste Theil der Bevölkerung durfte auf den Trümmern der Vaterstadt zurückbleiben. Erst nachdem Cyrus, der große Stifter des medisch-persischen Reiches, Babylon erobert und die Rückkehr der Israeliten nach Jerusalem gestattet hatte, begann eine neue Periode friedlichen Gedeihens für die Stadt; der Tempel und die Paläste der Könige wurden wieder aufgerichtet, und starke Mauern umgürteten auf's Neue das wiederbelebte Trümmerfeld. Als im Jahre 332 Alexander der Große seinen Siegeslauf durch Asien begann, fand er die Stadt bereits wieder im vollen Glanze, und es ist jedenfalls eine interessante Thatsache, daß der gewaltige Welteroberer in Jerusalem dem Herrn Zebaoth opferte, wie er freilich ebenso dem Osiris in Egypten und überhaupt den Göttern aller unterworfenen Länder klug berechnete Weihgeschenke darbrachte.

Mit dem Tode des großen Makedoniers zerfiel sein Reich, und über Juda kam eine Zeit tiefster Zersplitterung, die in Jerusalem wiederholt die grausigsten Mordscenen hervorrief. Erst die feste Hand der römischen Herrschaft stellte auf die Dauer geordnete Zustände wieder her, und

besonders Herodes, mit dem Beinamen des Großen, hob die Hauptstadt noch einmal zu einiger Bedeutung. Obwohl unter römischem Einfluß stehend, regierte er doch fast unabhängig und wußte seine Stellung mit ebensoviel Gewandtheit wie Energie zu behaupten. Ihm verdankt Jerusalem weitaus die Mehrzahl der Prachtbauten, die es damals zu einer der schönsten Städte der Welt machten und die noch heute in ihren Ruinen unsere Bewunderung herausfordern.

Es ist wohl lohnend, sich aus den Ueberlieferungen jener Zeit ein Bild der Stadt zu entwerfen, wie es sich etwa um Christi Geburt dem Beschauer dargestellt haben muß — das Bild wird doppelt interessant, wenn man später das heutige Jerusalem als Gegenstück betrachtet.

Die Hauptstadt des Herodes umfaßte den ungefähren Raum der heutigen Stadt, zählte aber mindestens hunderttausend Einwohner; sie zerfiel in die vier Haupttheile Zion, Akra, Moriah und Bezetha und war von einer mächtigen, in zickzackartigen Windungen angelegten Mauer umschlossen. Aehnliche Mauern trennten die einzelnen Stadttheile, und waren von gewaltigen bastionsartigen Thürmen gekrönt, von denen einzelne als wahre Riesenwerke der Baukunst gepriesen werden. Außer diesen militärischen Stützpunkten galt die Burg Antonia zwischen Moriah und Akra als die eigentliche Citadelle der Stadt; in ihr lagen während der Lebenszeit Jesu die römischen Kohorten.

Jerusalem wird damals ebensowenig wie heute größere Plätze und breite Straßen gehabt haben. Die in engen

Straßen aufgeführten Privathäuser, meist mehrere Stockwerke hoch, umschlossen einen geräumigen Hof, und die flachen Dächer, welche von letzterem aus auf Freitreppen erstiegen werden konnten, galten als beliebtester Erholungsplatz.

Die ältesten Stadttheile, außer der Tempelstadt Moriah waren dies Zion und Akra, galten als die vornehmsten. Auf dem Plateau des Hügels Moriah selbst lag der von Herodes neu erbaute Tempel. Die Nordhälfte des ganzen Plateau's, das mit den Seiten seines Rechtecks genau den vier Himmelsgegenden entsprach, war mit gewaltigen Mauern umgürtet, an die sich nach innen zu reiche Säulengänge aus korinthischem Marmor anschlossen, welche ihrerseits mit Deckengebälk von Cedernholz überspannt waren; acht Thore öffneten sich von hier aus nach der Stadt, das Hauptthor lag im Osten und vor ihm befand sich der sogenannte Tempelmarkt, auf dem Opferthiere und Opfergeräthe verkauft wurden und die Tische der Wechsler standen, welche mit dem zur Entrichtung der Tempelsteuer erforderlichen Geld handelten.

Der von der Säulengallerie eingeschlossene Raum war Juden und Nichtjuden geöffnet und hieß daher der „Vorhof der Heiden". In ihm erhob sich nach Nordwesten zu die 500 Fuß lange und etwa halb so breite Terrasse für das eigentliche Tempelgebäude. Diese neunzehnstufige Terrasse umgab eine Steinbalustrade, an der in gewissen Zwischenräumen wiederholt römische und griechische Inschriften den Heiden das Betreten des eingeschlossenen Rechtecks bei Todesstrafe untersagten. Ein hohes, mit Gold und

Silber beschlagenes Portal führte zunächst in den „Weibervorhof", aus dem man in den zweigetheilten „Vorhof Israels" und den „Hof der Priester", innerhalb dessen dann der eigentliche Tempel lag, gelangte. Das Material des Tempels war ausschließlich weißer Marmor mit reicher Vergoldung, er selbst zerfiel in die Vorhalle, in das Heilige, über dessen Eingang als Wahrzeichen der Stadt eine ungeheure goldene Weinrebe mit Trauben von Menschengröße hing, und in das Allerheiligste; der letztere Raum war ganz leer und durfte nur von dem Hohenpriester und selbst von diesem jährlich nur einmal, am Tage des Versöhnungsfestes, betreten werden.

Aber die Baulust des Herodes fand in der Aufrichtung der jedenfalls großartigen Tempelanlagen noch keine genügende Befriedigung. Er baute sich selbst und seinen nächsten Verwandten in den verschiedenen Stadttheilen Paläste, und besonders sein Schloß auf Zion muß sowohl der äußeren Anlage wie der inneren Ausstattung nach von großer Pracht gewesen sein.

Ihm eiferten die Reichen der Stadt nach: Es entstand ein Theater und eine Rennbahn, Gymnasien und Bäder; die Gärten schmückten sich mit Terrassen und Fontänen, mit Statuen und Kolonnaden im Styl der römischen Bauten. So erhielt Jerusalem zu jener Zeit mehr und mehr das Ansehen einer römischen Stadt, in der sich aber orientalische Züge mit den strengeren Formen des Occidents stark vermischt hatten. Hauptsprache des Landes war das Aramäische, ein Dialekt des Hebräischen, daneben aber tönten zahlreiche griechische und lateinische Laute bunt

durcheinander. Weit und faltenreich war die Tracht, für Männer und Frauen fast gleich; über dem schlichten Leinenhemd bauschte sich das lang herabwallende weiße, gestickte Oberkleid, Kethoneth genannt, und darüber wurde meist noch der kürzere Mantel, Tilmah, getragen; ein Turban bedeckte das Haupt, die Füße waren mit Sandalen bekleidet, mit Fingerringen und Juwelen wurde große Verschwendung getrieben.

In den engen Straßen herrschte reges geschäftiges Leben. Zahlreiche Händler boten in Körben ihre Waaren feil, Ausrufer priesen Lebensmittel und Gewürze an. Karawanen von Kameelen drängten sich durch die Menge, den Magazinen neue Vorräthe, Glassachen aus Phönicien oder Leinen aus Egypten zuzuführen. Hier traf ein Jude, der von Kleinasiens Küsten kam, mit dem Glaubensgenossen, der weit im Westen am Tigris ansässig war, zusammen und begrüßte ihn mit schallendem „der Herr sei mit Dir" — dort zog ein fröhlicher Hochzeitszug vorüber. Plötzlich erschallen die langgezogenen Stöße der Tuba und im Gleichtritt schreitet eine Kohorte der römischen Legionare durch die Straße, Bogenschützen voran, von Troßknechten und Marketendern gefolgt.

Es wird Abend; die Posaunen künden vom Tempel her den Beginn des Sabbath. Ein Jeder steht still und verrichtet sein Gebet, indem er das Gesicht dem Moriahhügel zukehrt — der Pharisäer, den die vier blauen Troddeln am Oberkleid und der um die Stirn gewundene Gebetriemen auszeichnet, wirft sich auf die Kniee nieder und fleht in lautem theatralischen Pathos zu Jehovah. Dann

steigt der Hohepriester, von zahlreichen weißgekleideten Amtsgenossen umgeben, vom Tempel herab. Ein prächtiges purpurblaues Obergewand, das unten mit goldenen Glöckchen und buntfarbenen Granatäpfeln besetzt ist, umhüllt seine Gestalt; darüber fällt faltig das mantelartige dreifarbige Efod über Schultern und Rücken, ein breiter Gürtel, mit zwölf kostbaren Edelsteinen geschmückt, hält es zusammen — es sind diese Juwelen jene berühmten Onyxe, auf denen die Namen der Stämme Juda eingravirt waren. Auf dem Kopf trägt der Hohepriester einen weißen Turban, um den ein zweiter blauer gewunden ist und aus dessen Mitte eine dreifache in einer Bilsenkrautblüthe endende Krone hervorragt.

Aber auf die Nachblüthe Jerusalems unter dem prachtliebenden Herodes folgte bald wieder der Rückschlag. Römische Statthalter drückten das Land und schonten aus Unkenntniß wie aus Uebermuth die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner nicht; endlich empörte sich das Volk gegen die fremden Gewalthaber, es kam zum Aufstand und zu dessen blutiger Niederwerfung, zur fast gänzlichen Zerstörung Jerusalems durch Titus. Abermals wurde die heilige Stadt zu einem großen Trümmerhaufen gleich dem, welchen Nebucadnezar zurückgelassen. Auf den Ruinen gründete im Jahre 130 n. Chr. Hadrian die römische Kolonie Aelia Capitolina.

Erst drei Jahrhunderte nach Christi Geburt begann Jerusalem sich wieder selbstständig zu entwickeln; die fromme Kaiserin Helena wallfahrtete nach den heiligen Stätten, unter ihrem Einfluß wurde die vergessene und verschüttete Stelle

des Grabes des Heilandes aufgefunden, Kirchen und Hospize stiegen empor. Und abermals 300 Jahre später entrissen die Jünger einer neuen Religion, die Anhänger Mohammed's, den christlichen Händen die Stadt. Der Khalif Omar, der Jerusalem 637 eroberte, ließ auf dem Platz des in Trümmern liegenden Salomonischen Tempels die prächtige nach ihm benannte Moschee aufführen, welche noch heute unsere Bewunderung herausfordert.

Es kam die Zeit der Kreuzzüge. Hunderttausende hefteten sich das rothe Kreuz auf die Schulter, entschlossen, den Ungläubigen mit ihrem Blut die Stätte des Leidens und der Auferstehung Christi zu entreißen. Am 6. Juni 1099 sah das erste Kreuzfahrerheer unter Gottfried v. Bouillon die Zinnen von Jerusalem schimmern und am 15. Juli drangen die Christen in die Stadt ein, 88 Jahre lang saß eine Reihe christlicher Herrscher auf dem Throne David's; die stolze Omarmoschee wurde in eine Domkirche verwandelt, abendländische Ritterorden kämpften und siegten auf dem geweihten Boden, und in kriegerischen und friedlichen Berührungen schöpfte Europa neu belebende Elemente, neue Kraft und neue Anregungen aus dem Morgenlande. Das sind die großen Folgewirkungen der Kreuzzüge, die befruchtend auch dann noch fortdauerten, als Jerusalem selbst längst wieder in die Hände der Osmanen gefallen war.

Freilich für die heilige Stadt selbst wurde durch die Kreuzzüge nichts gewonnen; nachdem 1187 der ritterliche Sultan Saladin die Stadt zurückerobert hatte, sank sie mehr

und mehr zur Bedeutungslosigkeit einer mohammedanischen Provinzstadt herab. —

Das Jerusalem von heute ist eine schwachbevölkerte Stadt von kaum 25,000 Einwohnern; es umfaßt nicht den ganzen Bezirk der einstigen Stadt des Herodes, aber es dehnt sich an einzelnen Stellen auch über die alten Ringmauern aus, an deren Stelle noch heute eine im mittelalterlichen Style von Saladin erbaute, mit Zinnen und Thürmen gekrönte Ringmauer das Weichbild einschließt.

Vom Osten her, vom Oelberg aus, erscheint die Stadt mit ihrer zinnengeschmückten Umfassung wie eine mächtige, wohlbewehrte Burg. Hochgewölbte Kuppeln und schlank emporstrebende Minarets ragen zwischen den weißen flachen Hausdächern empor, kahle Berge und langgedehnte Plateaux, von Trümmern und Ruinen übersäet, breiten sich nach allen Seiten hin aus.

Und ebenso malerisch ist das Innere der Stadt, wenn sich unser an ebenmäßige Formen, an lange gerade Linien und weite Plätze gewohnter Blick auch zuerst oft beirrt fühlt von dem Gewirr der engen, abschüssigen, vielfach krummen und gewundenen Straßen.

Altersgrau sehen die Häuser mit ihren glatten, meist fensterlosen Straßenfronten aus, oft strecken sich die Baulichkeiten in die halbe Gassenbreite hinein, oft gehen Strebepfeiler von Haus zu Haus. Häufig führt der Weg durch kellerartige Gewölbe, rechts und links dehnen sich die Trümmer einstiger Prachtbauten aus, durch welche blühende Rebengewinde neben dem stachlichten Kaktus hindurchwuchern. Wo ein Erker die Monotonie der Wände unter-



bricht, ist er vergittert gleich einem Käfig und erinnert wie die kleinen gedrückten Thüren an ein Gefängniß. Schutt, Unrath und Staub überall neben aufsprießendem Leben und frischem Grün, Pracht neben Verfall, Leben neben Tod, das ist das Sinnbild des Morgenlandes und auch das Sinnbild des modernen Jerusalems.

Die wichtigsten und belebtesten Punkte sind die vielfach überwölbten Bazare oder Suks, welche für europäische Augen viel Interessantes bieten und Sammelpunkte des Verkehrs und des öffentlichen Lebens sind. Mit offenen Läden und Werkstätten wechseln Kaffeeschenken, Gasthäuser und die unvermeidlichen Barbierstuben. Hier und dort, in den Thoren und Thüren kauernd, halten die Bäuerinnen der Umgegend Eier und Hühner feil, und mit lautem Geschrei rufen die Wasserverkäufer, den kleinen mit Schläuchen belasteten Esel unbarmherzig mit Stock und Stachel antreibend, ihr oft recht zweifelhaftes Naß aus. Weiber vom Lande im weiten ziegenhärenen Oberkleid, das Antlitz verschleiert, eilen trippelnd und plaudernd die Straße entlang, ihnen folgt ein Trupp türkischer Soldaten, deren treffliche Bewaffnung vortheilhaft gegen ihre fast zerlumpte Uniform absticht, und quer durch das Gedränge schieben sich die ernsten Gestalten einiger verschmitzt blickender Armenier. Von seinen bewaffneten Dienern, den Khawassen, begleitet hält ein europäischer Konsul hoch zu Roß vor dem stattlichen Mediterranean-Hotel, um einige vornehme Fremde zu einem Ausflug in die Umgegend abzuholen; es sind wohl Engländer, die jetzt mit ihren helmartigen Nankingmützen und den grünen wallenden Schleiern

aus dem Portal treten und deren Aeußeres lebhaft kontrastirt mit dem danebenstehenden russischen Pilger, der von den Ufern der Wolga hieherwanderte, um an heiliger Stätte zu beten, oder mit dem armen Israeliten aus Galizien, der kam, die letzten Tage seines mühesamen Lebens in Jerusalem zuzubringen, damit er einst am Tage des jüngsten Gerichts im Thale Josaphat dem Auferstehungsort näher sei.

Jerusalem zerfällt heutzutage in vier Stadttheile, die nach den Religionen genannt werden, ohne daß aber die Angehörigen eines Glaubens verhindert wären, sich in dem Quartier einer anderen Religionsgemeinschaft anzusiedeln. Das armenische Viertel liegt auf Zion im Süden der Stadt, das Christenviertel nimmt den nordwestlichen Theil ein, das Judenviertel ist etwas südlich des Centrums gelegen, das mohammedanische „Haret" füllt fast die ganze Osthälfte und ist entsprechend der Zahl der Anhänger des Islam — soweit die sogenannten Volkszählungen zuverlässig sind, wohnen in Jerusalem etwa 13,000 Mohammedaner gegenüber 8000 Christen und 4000 Juden — das umfangreichste.

Die Kirche des heiligen Grabes, im christlichen Viertel gelegen, ist das größte Heiligthum Jerusalems, Keniset-el-kijâmeh, die Auferstehungskirche, nennen sie die Orientalen. Sie ist ein wahrhaft großartiges Gebäude und eigentlich eine Vereinigung von drei Kirchen in einem wundersamen Gemisch der verschiedensten architektonischen Stylarten. Der Haupttheil mit der mächtigen Kuppel umschließt das angebliche Grab Christi, der zweite Theil die Kreuzigungs-

stätte Golgatha, der dritte die Stelle, auf der frommer Glaube unter der Kaiserin Helena die drei Kreuze des Heilands und der beiden Schächer wieder auffinden ließ. Alle christlichen Konfessionen ohne Unterschied, Protestanten wie Römisch-Katholische, Griechen, Armenier und Kopten haben gleiches Anrecht an diese Stätte. Die Grabkapelle selbst ist wie eine Kirche in der Kirche; vor dem engen mit edlen Steinen geschmückten Eingang brennen auf hohen silbernen Kandelabern je drei Wachskerzen; das Innere ist in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die vordere die Engelskapelle genannt wird, die hintere kleinere die eigentliche Grabgrotte ist, so eng und klein, daß nur drei bis vier Personen in ihr Platz haben. Von der Decke der Grotte hängen 48 goldene und silberne Lampen herab, die Tag und Nacht brennend erhalten werden. Auf der rechten Seite des Grabes deckt eine Platte von roth gesprenkeltem Marmor die Fläche, unter welcher der Leichnam Christi geruht haben soll.

Südlich von der Grabeskirche, durch eine enge Straße von ihr getrennt, liegen die Trümmer des Hospitals des Johanniter-Ordens. Noch stehen die Hauptgänge mit ihren schönen Kreuzgängen, und die dazu gehörige Kirche ist leidlich erhalten — auch eine deutsche Kapelle befindet sich hier und zahlreiche Klöster, die wesentlich zur Aufnahme von Pilgern eingerichtet sind. Am reichsten und schönsten ist wohl das armenische Jakobuskloster, das gegen 3000 Pilgern Aufnahme gewähren kann; von der herrlichen Terrasse desselben genießt das Auge einen umfassenden Blick auf die Stadt und den Oelberg, sein Garten ist der größte und geschmackvollste in ganz Jerusalem.

Vorbei an Ruinen, durch schmale, oft stufenförmig steigende Straßen und Gassen führt der Weg nach dem mohammedanischen Viertel, zur prachtvollen Omarmoschee. Die mächtige Kuppel auf achteckigem Unterbau ist eines der herrlichsten Denkmäler altsarazenischer Baukunst. Nicht weit davon entfernt steht die nur wenig kleinere Aksamoschee mit einer bewundernswerthen Kanzel aus feinster Schnitzarbeit in Cedernholz. Beide Moscheen nehmen die Stätte des einstigen Tempels Salomonis ein — unter ihrem Baugrund befinden sich noch heute die gewaltigen Gewölbe, die Herodes der Große aufführen ließ; es sind fünfzehn Reihen mächtiger quadratischer Pfeiler von über zwanzig Fuß Höhe — ein Riesenwerk!

In dem überaus enggebauten unsauberen Judenviertel ist es vor Allem die große, mit einem Kostenaufwand von über einer Million Piaster erbaute Synagoge der Aschkenasim, der Fremden, d. h. der polnischen, russischen und deutschen Juden, die unsere Aufmerksamkeit fesselt — noch interessanter aber ist vielleicht die sogenannte Klagestätte, der Ort unterhalb des Tempels Salomonis, wo sich an den Feiertagen die Angehörigen der israelitischen Gemeinde versammeln, um unter Trümmern und Ruinen über den Fall Jerusalems zu jammern und die verheißene Zukunft, die Wiederaufrichtung des Reiches David's zu erflehen.

Großartig sind auch die Wohlthätigkeitsanstalten, die in neuerer Zeit von reichen Glaubensgenossen zum Besten der sehr armen jüdischen Gemeinde errichtet worden sind: das mächtige Rothschild'sche Hospital und das von Montefiore gegründete und nach ihm benannte Armenhaus allen

voran. Leider ist die Gemeinde nicht allein arm, sondern auch zum größten Theil unthätig; sie verläßt sich auf die von allen Seiten herbeiströmenden Spenden, und man sagt nicht mit Unrecht, daß in ihr auf zehn Faulenzer nur ein Arbeiter komme. Merkwürdig ist übrigens, daß ein Theil der Jerusalemer Juden der Vielweiberei huldigt oder sich wenigstens eine zweite Frau neben der ersten gestattet, von welcher Erlaubniß indessen aus naheliegenden Gründen nur die Wohlhabendsten Gebrauch machen können. Die einzelnen jüdischen Sekten befehden sich untereinander auf das heftigste.

Abgesehen von den höheren Beamten, welche einigen Luxus entwickeln, trägt das Leben der weitaus größeren Hälfte der Bewohner Jerusalems den einfachen und ärmlichen Charakter des heutigen Morgenlandes überhaupt, denn die glänzenden Zeiten, von denen uns die Märchen aus tausend und einer Nacht erzählten, sind längst vorübergerauscht. Die Landwirthschaft liegt darnieder, die Handwerke werden in der primitivsten Weise betrieben, an Industrie fehlt es gänzlich, fast alle Gebrauchsartikel werden daher aus Europa importirt.

Und damit kommen wir zu dem letzten Bestandtheil der Bevölkerung, zu der europäischen oder, wie man im Orient sagt, zu der fränkischen Kolonie. Hier nehmen die griechischen Christen, was Zahl und Wohlhabenheit anbelangt, den ersten Rang ein und werden von Rußland nach jeder Richtung hin unterstützt — ein großartiger Bautenkomplex dicht vor der Stadt umfaßt ihre Kirchen und Klöster, das Konsulat, ein umfangreiches Spital und weitläufige Pilgerherbergen.

Auch die Lateiner, wie die Römisch-Katholischen genannt werden, gewinnen in Jerusalem immer mehr Boden, und Oesterreich wie Frankreich haben viel für die Mission und für das Wohl der starken Pilgerschaaren, die alljährlich dort eintreffen, gethan — eine schöne Kathedrale befindet sich zur Zeit noch im Bau und ist der Vollendung nahe, ein prächtiges Hospiz für unbemittelte Pilger ist bereits seit einem Jahrzehnt eingeweiht. Die jüngste Gemeinde endlich ist die protestantische — unter einem englischen Bischof steht eine Judenmission, ein Hospital und einige Schulen, die deutsche Kirche verfügt über eine Diakonissenanstalt, ein Waisenhaus, über die vortreffliche Erziehungsanstalt Talitha-Kumi und das Johanniterhospiz, welches letztere der Sammelpunkt für fast alle gebildeten Reisenden deutscher Nation ist, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt. Wiederholt haben in neuerer Zeit deutsche Fürsten die heiligen Stätten besucht, der Kaiser von Oesterreich und der Kronprinz Rudolph haben in der Grabeskirche gebetet, der jetzige Kronprinz des deutschen Reiches und vor Kurzem erst der Prinz Friedrich Karl weilten in Jerusalem — vielleicht daß doch noch einmal über die Trümmer und Ruinen der ehrwürdigen Stadt, über das ganze, einstmals so blühende, jetzt öde und brache Land Palästina ein belebender Zug geht und Jerusalem in neuer Schönheit und Größe ersteht.

---

# Mannigfaltiges.

---

**Ein opferwilliger Freund.** — In der Bildergallerie des Belvedere zu Wien erschien einst mehrere Tage hintereinander ein Mann, der mit großem Interesse die Gemälde studirte und sich regelmäßig vier bis fünf Stunden lang dort aufhielt. Aus dem Umstande, daß er besonders hervorragende Leistungen bis in's Einzelne besichtigte und prüfte, wobei er unverkennbar genaues Verständniß des Werthes der ausgestellten Kunstwerke zeigte, ließ sich unschwer der Schluß ziehen, daß der Mann Künstler sein müsse, und für einen solchen hielt ihn auch ein junger Maler, der ebenfalls zu den täglichen Besuchern der Sammlung gehörte. Ihm war der Fremde längst aufgefallen; er erblickte in ihm einen älteren Berufsgenossen und in seinem Streben nach Vervollkommnung beschloß er, sich ihm anzuschließen und ihn für sein ferneres künstlerisches Schaffen um Rath und Beistand zu bitten. Beseelte doch offenbar Beide gemeinschaftlich die Liebe zur göttlichen Kunst, führte doch zweifellos Beide der Wunsch in diese geweihten Räume, sich an den Werken der ersten Meister zu erbauen und zu erquicken und von ihnen zu lernen. Mit jenem Zutrauen, das jugendlichen Naturen eigen ist, näherte sich der junge Mann dem älteren und begann mit ihm ein Gespräch über Malerei überhaupt und die einzelnen vor ihnen hängenden Bilder. Die Ansichten und Urtheile, welche der Fremde dabei entwickelte, waren so zutreffend, zeugten von so tiefem Verständniß, daß der junge Maler nicht mehr zweifelte, er habe einen hervorragenden Vertreter seiner Kunst vor sich, durch dessen Umgang sein eigenes Urtheil geschärft, sein Geschmack geläutert

werden müsse. Entzückt über die neue Bekanntschaft faßte der Künstler die Hand seines Gefährten und rief:

„Wir müssen uns hier öfter sehen, wir müssen Freunde werden!"

Der Andere versicherte, daß ihm dies sehr angenehm sein werde. „Auch ich kann noch manches von Ihnen lernen," sagte er, „und deshalb wird es mich freuen, Ihnen hier wieder zu begegnen."

„Recht so, aber nun hinweg mit dem steifen und langweiligen ‚Sie', lassen wir an dessen Stelle das vertrauliche ‚Du' treten, wie es sich für gleichgesinnte und ebenbürtige Kunstgenossen gebührt. Ich heiße Eltzenberger, und Du — wie nennst Du Dich?"

„Mein Name ist Bayer; Du wirst ihn schwerlich schon gehört haben, da ich eigentlich nicht selbst male, sondern nur, soweit ich das vermag, die Kunst unterstütze," versetzte Jener.

„Du malst nicht selbst?" rief Eltzenberger verwundert, „und doch müßtest Du bei Deinem Farbensinn und Deiner feinen Beobachtungsgabe ein ganz vortrefflicher Maler geworden sein."

„Wohl möglich, aber die Verhältnisse —"

„Ja, die Verhältnisse!" unterbrach der Andere, „sie sind der Hemmschuh, an dem auch ich zu schleppen habe. Wer doch etwas tiefer in die Taschen greifen könnte!"

„Ueber Mangel an Geld darf ich eigentlich nicht klagen," sagte der Fremde, „es sind andere Gründe, die mich an der Ausübung der Kunst hindern, ich habe zu viel andere Dinge im Kopf."

„Aber wenn ich Geld besäße, würde ich mich den Kukuk um andere Dinge kümmern," meinte der junge Mann; „leider bin ich nicht so glücklich, meine ganze Baarschaft besteht momentan aus drei Kreuzern, und die Mittagsstunde rückt heran. Im Speisehause habe ich keinen Kredit, und meine Farben und Pinsel kann ich nicht essen!"

„Darf ich Dir einen kleinen Vorschuß anbieten?"

„Du bist ein Retter in der Noth, auf meinem nächsten Bilde stelle ich Dich als Helfer in Engelsgestalt, aber mit Deinen Gesichtszügen dar," versetzte freudig der Maler. „Leihe mir fünf Gulden und Du machst mich glücklich."

„In einer Stunde sende ich Dir das Geld in Deine Wohnung, schreibe mir dieselbe auf," entschied Bayer. Dann reichte er seinem neuen Freunde die Hand und ging. Eine Stunde später erschien ein Diener bei Eltzenberger und überbrachte ihm Banknoten im Betrage von 300 Gulden. „Herr Bayer habe Abhaltung und bitte ihn zu entschuldigen," sagte er. Am anderen Tage eilte der Maler in die Gallerie, aber der Fremde war nicht zu sehen; erst durch einen Galleriebeamten erfuhr er, daß König Max von Bayern sein Helfer in der Noth gewesen sei. Bestürzt schrieb Eltzenberger an seinen hohen Gönner und bedankte sich für das reiche Geschenk, wobei er jetzt freilich das zutrauliche „Du" wegließ; die königliche Antwort blieb nicht aus: sie enthielt die Zusicherung einer jährlichen Beihilfe von 500 Gulden aus der Privatschatulle des kunstsinnigen Fürsten. M. L.

**Badenfahrten und Badenschenken.** — Die warmen Bäder zu Baden in der Schweiz wurden schon von alten Zeiten her wegen ihrer Heilkräfte gerühmt und besucht, jedoch erst gegen Ende des Mittelalters wurde es Mode unter den reichen und angesehenen Familien, jährlich eine Reise dorthin zu machen. Solche Reisen nannte man Badenfahrten. Dabei bildete sich nun mit der Zeit ein wunderlicher Mißbrauch aus, der daraus entstand, daß einigen hohen Herren, während sie in Baden anwesend waren, Ehrengeschenke von ihrer Bürgerschaft dargebracht wurden. Bald machte jeder Ritter, jeder höhere Beamte auf solche Geschenke Anspruch, die von den Unterthanen derselben entrichtet werden mußten und einer schweren jährlichen Steuer gleichkamen. Als 1534 der Bürgermeister Röust von Zürich eine Badenfahrt

machte, zogen ihm 200 Bürger und Landleute zu Pferde nach und verehrten ihm einen fetten, blau und weiß geschmückten Ochsen mit vergoldeten Hörnern, einen blausammtenen Seckel mit 20 rheinischen Gulden in Gold dazu. 1606 erhielt der Bürgermeister Bräm bei gleicher Gelegenheit ein Rind, 1609 der Herzog Ernst von Bayern einen silbernen, vergoldeten Globus sammt einem Thier aus dem Stadtgraben und einige Fische; 1610 der Landgraf Maximilian zu Stühlingen ein Rind, das 65 Gulden kostete, 1646 der Bürgermeister Rahn ein kunstreiches Uhrwerk und Schreibzeug, 1670 der Bürgermeister Grebel 87 Gulden 28 Kreuzer. Nun wurde der Mißbrauch immer ärger, selbst Räthe verlangten Badengeschenke. Ein Chronist vom Jahre 1620 schildert in seiner treuherzigen Weise die Unsitte folgendermaßen: Es fuhren nun die Herren Bürgermeister gen Baden, eins Jahr um's andere, alle Jahr einer, gleich wenn es eine gesetzte Ordnung wär, und jedermänniglich ward um sein Badensteuer in solcher Form angesprochen, daß es Niemand durfte versagen. Neben den Herren Bürgermeistern wurden auch den Räthen, Zunftmeistern u. s. w. silberne Geschirre verehrt, Jedem von seiner Zunft. Wer ein Obervogt oder Amtmann war, empfing eben ein solches Badengeschenk von seinen Amtsunterthanen. Nicht weniger war auf der Landschaft bald Keiner mehr, der je etwas Ansehens hatte in seinem Dorfe, welchem nicht silberne Badenschenkungen ertheilt wurden. Diese Badenschenkungen fielen manchem Hausvater sehr schwer. Die Schmeichler und Tellerschlecker, die solche Badenschenkungen betrieben und sich selbst aufwarfen zu Gesandten, die wußten solche Sachen derartig zu erzwingen, daß Niemand gern sich weigern mochte, aus Furcht, er und die Seinen möchten es anderweg höchlich zu entgelten haben. Dies Dings ward gar so viel, daß mancher Bürger darob ungeduldig ward. Viele brachen aus in gefährliche Wort und redten unverholen: „Nur die stehn sich gut, die dieser

Dinge Rädelsführer sind, die Steuern eintreiben und dabei die beste Henn' im Korbe sein wollen." — Am 3. April 1680 setzte auf das Andringen der Bürgerschaft der Züricher Rath eine Strafe auf das Badenschenken, die jedoch so wenig half, daß 1765 das Strafmandat erneut und erhöht werden mußte. Später kam der Gebrauch dann von selbst auch an anderen Orten in Wegfall. F. Z.

**Ein ehrliches Transparent.** — Als Jerome zum Könige von Westphalen ernannt war, beeilte sich Bürgermeister und Rath der Stadt Kassel, ihn festlich zu empfangen und befahl für den Tag seiner Ankunft eine Illumination der Straßen. Wenn ein Mann wie Johannes v. Müller sich den Franzosen um eine gute Stellung schnöde verkaufen konnte, so darf man sich nicht wundern, daß eine große Zahl der Einwohner Kassels den Theaterkönig mit Jubel und devoten Schmeicheleien empfingen. Doch gab es in der Stadt auch viele patriotische Männer, die Fürsten nicht wie Kleider wechseln wollten, die das ganze Elend, welches die Franzosen über Deutschland brachten, mit offenen Augen sahen und den Muth hatten, den Tanz um das goldene Kalb zu verweigern. Einer dieser Braven schrieb seine Gesinnung ungescheut auf ein großes Transparent, welches als Illumination dienen sollte und dessen Wortlaut folgender war:

Durchmarschiren,
Einquartieren,
Fouragiren,
Veralimentiren,
Verproviantiren,
Requiriren,
Konskribiren,
Haus und Hof verlieren,
Nicht einmal raisonniren,
Sonst gleich arretiren

Oder gar füsiliren,
Und dabei noch illuminiren?
Ist das nicht zum krepiren!

der französische Polizeipräfekt, der noch vor Jeromes Ankunft in Kassel fungirte, ließ sogleich das offenherzige Transparent abreißen und der ehrliche Patriot mußte innerhalb drei Tagen die Heimathstadt verlassen. J.

**Die Namengebung bei der Taufe** war zu allen Zeiten der Mode unterworfen und wechselte mit dieser. Im Anfang dieses Jahrhunderts legte man den Kindern mit Vorliebe Namen aus der nordischen und deutschen Mythologie bei, und es gab Tausende von Siegfrieds, Siegwarts, Huldas ꝛc. Im 16. Jahrhundert war es in Italien der herrschende Geschmack, die Vornamen aus dem berühmten Roman der Ritter von der Tafelrunde zu entnehmen, und es fand sich kaum eine Familie, die nicht einen Lancelot, Parzival, Meliandus oder Galvin unter ihre Mitglieder zählte. Den Gipfel der Absurdität in der Namengebung erstiegen zu haben, können sich jedoch allein die Engländer rühmen, und zwar waren es die Independenten und Puritaner, welche in dieser Art von Narrheit Bemerkenswerthes leisteten. Unter der Regierung Karl's I. nämlich verfielen die Independenten auf die Bizarrerie, die Vornamen ihrer Kinder nur aus der Bibel zu wählen. Bald jedoch waren ihnen selbst die neutestamentlichen Namen Thomas, Petrus, Johannes ꝛc. noch zu weltlich und sie beschränkten sich ausschließlich auf das alte Testament. Es gab fürderhin nichts als Jakobs, Moses, Abrahams ꝛc., aber Zedekiah, Zerubabel, Haggai, Habakuk, Nehemiah waren ihnen die liebsten Namen. Als Cromwell zur Regierung kam, wurde Jeder, der noch irgend einen anderen Namen führte, umgetauft. Nachdem aber alle alttestamentlichen Namen erschöpft waren verfiel man auf die geistreiche Idee, Sprüche und Sentenzen zu Vornamen zu wählen. So

gab es z. B. Leute, welche „Halte fest im Glauben Schmidt" oder „Gott getreu Miller" hießen, andere Vornamen waren „Weine nicht", „Sei standhaft", „Der Herr meine Zuversicht", „Tödte die Sünde" u. s. w. Unter anderen war ein gewisser Barebone wegen seines langen Namens berühmt. Er hieß: „Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Barebone." Da dieser Name aber seinen Bekannten zu lang erschien, so nannte man ihn gewöhnlich nur abgekürzt „verdammter Barebone." Aus jener Zeit stammen auch die vielen altjüdischen Ortsnamen, die man in den Neuenglandstaaten Nordamerika's findet, als Gosen, Ephrata, Salem, Kidron x. Heutzutage ist man, wie in allem Anderen, auch hierin kosmopolitisch gesinnt und unsere Namen liefern eine Musterkarte von Namen aller Länder und Zeiten. Da wir aber in der Zeit des größten Aufschwungs der Naturwissenschaften leben, so wäre es ebenso originell als geschmackvoll, wenn man sich entschließen würde, den vielen modernen Modethorheiten auch diese hinzuzufügen, daß man die Vornamen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, etwa der Chemie wählte, z. B. Kaliumjodid Müller oder Chlorwasserstoffsäure Lehmann, was einen guten Effekt machen und alles bereits in dieser Hinsicht Dagewesene in den Schatten stellen würde. F. Z.

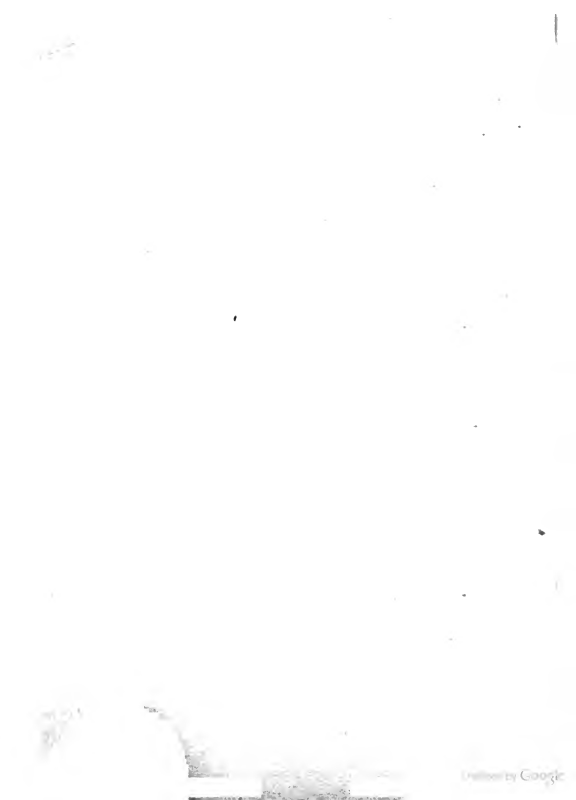
**Von Christian Daniel Friedrich Schubart,** dem Verfasser der „Fürstengruft", bekannt vor Allem durch seine zehnjährige Kerkerhaft auf dem Hohenasperg, erzählt sein Sohn Ludwig folgende Episode: „Er (mein Vater) war auf Besuch bei einem Edelmanne, die Gesellschaft zahlreich und glänzend: die Freuden der Mittagstafel dauerten bis gegen Abend und wurden, wie sonst, durch sein Spiel, seinen Gesang und seine Deklamation vermehrt. Ein Mitglied der Gesellschaft lenkte beim Kaffee das Gespräch auf außerordentliche Seelenkräfte, und nachdem mancherlei Beispiele erzählt worden waren und der

Herr des Hauses bemerkt hatte, er glaube, daß Schubart wohl auch ein dergleichen Beispiel aufzustellen vermöchte, so machte sich Letzterer anheischig: Er wolle zu gleicher Zeit ein deutsches Lied verfertigen, es in Musik setzen, einen Brief diktiren und mit einem der Anwesenden über einen literarischen Gegenstand reden. Der Vorschlag erregte allgemeine Aufmerksamkeit und verschiedene Wetten wurden darauf eingegangen. Als der Gegenstand des Briefes und der Unterhaltung verabredet war, ging Schubart eine Weile an's Fenster, setzte sich sodann — und der Kampf begann. Er schrieb Text und Noten eines gesellschaftlichen Liedes zugleich nieder, diktirte einen drei Seiten langen Brief ohne Anstoß und verkehrte mit einem Gelehrten über ein neu erschienenes Buch mit seiner gewöhnlichen Wärme. Die Operation dauerte über eine halbe Stunde; dann las er selbst den Brief vor, spielte und sang sein Lied und erregte das Erstaunen aller Anwesenden. Aehnliche Versuche hatte er schon als Kandidat und während seines Predigtamts angestellt, wo auf ihn gewettet worden war, daß er eine rührende Predigt über einen Text halten würde, der ihm beim vorletzten Vers der Gemeinde (also kurz bevor er die Kanzel bestieg) gegeben werden sollte. Doch kamen diese und ähnliche Proben in keinen Betracht mit der obigen." U.



Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9170

